



Der Herr Etatsrath.

Von
Theodor Storm.

Wir hatten über Personen und Zustände gesprochen, wie sie zur Zeit meiner Jugend in unserer Vaterstadt gewesen waren, und zuletzt auch einer eigenthümlichen und derzeit nicht eben in bester Weise viel besprochenen Persönlichkeit Erwähnung gethan.

„Sie müssen die Bestie ja noch in Person gekannt haben?“ wandte sich ein etwas derber junger Freund zu mir. „Ich habe nur so von fern darüber reden hören.“

„Wenn Sie,“ erwiderte ich, „mit diesem Worte den ‚Herrn Etatsrath‘ bezeichnen wollen, so habe ich ihn in gewisser Beziehung allerdings gekannt; ihn und auch die Seinen. Uebrigens gehörte er ohne Zweifel zu der Gattung homo sapiens; denn er hatte unbewegliche Ohren und ging, wenn er nicht betrunken war, trotz seiner kurzen Beine aufrecht. Freilich soll

eine Nachtwächterfrau, da sie einst im Schummerabend ihm begegnete, mit Petergeschrei davongelaufen sein, weil sie ihn für einen Tanzbären hielt, den sie Tags vorher auf dem Jahrmarkte gesehen hatte. Und in der That, der dicke braunrothe Kopf mit dem kurz geschorenen Schwarzhhaar, welcher unmittelbar aus dem fleischigen Brustkasten herausgewachsen schien, mochte alten Frauen immerhin einen gerechten Schrecken einjagen.

Bei uns Jungen war die Wirkung freilich eine andere. Mir ist noch wohl erinnerlich, wie einst an einem Sonntag Vormittage ein armer Bube unter dem Versprechen eines Sechslings bei der etatsräthlichen Gartenplanke von uns angestellt wurde, um uns zu rufen, sobald der mächtige Herr den einzigen Ort betreten hätte, worin er derzeit außer seinem Hause in ganzer Person zu sehen war.

Und bald, auf einen vorsichtig er-

theilten Wink des Jungen, lagen auch wir mit plattgedrückten Nasen an der Planke. „Dat is em! Dat is em!“ ging es flüsternd von dem Einen zum Andern, als endlich die groteske Gestalt, aus einer riesigen Meerschampfeise rauchend, unter dröhnendem Räuspern auf dem Gartensteige dahergewatschelt kam und sich dann in einer offenen Laube in einen kräftig gezimmerten Lehnstuhl setzen ließ. Als er den verlorenen Athem wiedergewonnen hatte, blickte er mit einer herablassenden Miene um sich und räusperte sich dann noch einmal, daß es weit über die Nachbargärten hinscholl. Diesmal aber war es unverkennbar ein demonstratives Räuspern: „Ihr kleinen Leute, wisset es alle, der Herr Etatsrath wird jetzt seine Gartenruhe halten!“ Dann suchte er seinen dicken Kopf zwischen den Schultern aufzurichten und rief ein paar Mal hinter einander: „Käfer — Käfer!“

Es war kein Insect, das auf diesen Ruf erschien, sondern ein etwa achtzehnjähriger Bursche, der als Schreiber und Bedienter in einer Person bei ihm beschäftigt wurde. Vom Hause her brachte er erst einen kleinen Tisch, dann einen Schemel, einen Tabakskasten, eine Zeitung und zuletzt auf einem Präsentirtbrettchen ein großes Kelchglas, aus dem ein starker Dampf emporstieg. Der Bursche mit seinem zarten, blassen Gesicht und den weichgelockten braunen Haaren sah keineswegs so übel aus; aber die Art, womit er alle diese Dinge schob und rückte und dem Herrn Etatsrath handgerecht zu machen wußte, war von einer so glatten Beslissenheit und doch wiederum so unverkennbar von verstohlenem Trotz begleitet, daß ich schon damals einen mir sehr bewußten Widerwillen gegen diesen Käfer faßte. Mir sind im späteren Leben ähnliche Gesichter begegnet, welche, ohne daß etwas Besonderes von ihnen ausgegangen wäre, meine flache Hand ins Rücken

brachten und mir dadurch über meine derzeitigen Gefühle und Wünsche in Betreff jenes schmucken Gefellen zur völligen Klarheit halfen.

Wie lange übrigens damals der Herr Etatsrath in seinem Gartensessel ruhte und wie oft der dampfende Kelch geleert wurde, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls hörten wir noch mehrere Male das: „Käfer — Käfer!“ und sahen den geschmeidigen Burschen mit einer neuen Füllung aus dem Hause kommen.

* *

Ob der Herr Etatsrath, welcher eine höhere Stelle in dem Wasserbauwesen unseres Landes bekleidete, wirklich mit so viel Verstand und Kenntnissen ausgestattet war, wie man dies von ihm behauptete, oder ob diese Behauptung nur aus einem unwillkürlichen Drange hervorgegangen war sei es, die breiten Schatten dieser Persönlichkeit durch eine Zuthat von Licht zu mildern oder aber dieselben noch etwas kräftiger herauszuarbeiten, darüber vermag ich nicht zu urtheilen. Wenigstens scheint es, daß es ihm an jenem Dritten, wodurch alle anderen geistigen Eigenschaften erst für die thatsächliche Anwendung flüssig werden, ich meine, daß es an Phantasie ihm nicht gebrochen habe; aber wo er sie außerhalb seines Faches anwandte, pflegte sie eben nicht mit Dingen beschäftigt zu sein, welche anderer Menschen Herz erfreuen.

So befand sich in seinem, übrigens mit dem kärglichsten Geräthe ausgestatteten Gartenjaale ein sehr hoher Schrank in Gestalt eines Altars, welchen er genau nach eigenen Zeichnungen hatte anfertigen lassen. Am Fußende des schwarzen Kreuzes, welches durch die Thürleisten gebildet wurde, lagen die Symbole des Todes: Schädel und Beinknochen, in

abscheulicher Natürlichkeit aus Bug geschnitten; darunter, so daß sie bequem von einem davorstehenden Stuhle aus gehandhabt werden konnte, sah man eine Glasharmonika, zu deren rechter Seite eine Punschbowle von getriebenem Silber stand.

Wenn die Nachbarn Abends von ihren Höfen oder Gärten aus die Töne der Harmonika vernahmen, und das geschah im Hochsommer mehrmals in der Woche, dann wußten sie schon, daß bis nach Mitternacht auf keinen Schlaf zu rechnen sei; denn der Herr Etatsrath saß an seinem Altare und spielte auf seinem Lieblingsinstrument; aber er spielte nicht nur, er sang auch dazu. Nicht etwa, wie man hätte glauben mögen, Lieder des Todes und der Auferstehung; wer hinten an der Gartenplanke lauschen wollte, konnte Melodie und Worte des „Landesvaters“, des „Fürst von Thoren“ und anderer alter Studentenlieder deutlich genug erkennen.

Drinnen im Saale, wenn vom Garten aus kein Licht mehr durch die Fenster drang, brannte dann zu jeder Seite des Altars eine Kerze auf hohem Silberleuchter; die mächtige Schale war mit dampfendem Trank gefüllt, und je nach Beendigung eines Liedes, mitunter auch einer Strophe, faßte der Herr Etatsrath sie bei den silbernen Ohren und ließ einen breiten Strom über seine dehnbaren Lippen fließen. Bisweilen, wenn von irgend einem Zuge bewegt, die Kerzen flackerten und die Schatten in den Augenhöhlen des Tottenkopfes spielten, unterbrach er auch wohl seinen Gesang und stierte eine Weile darauf hin. Aber der Anblick des Todes schien für ihn nur das Gewürz zu den Freuden des Lebens; kameradschaftlich, aber doch als müsse er den armen Burschen zur Ruhe verweisen, klopfte er mit dem Harmonikahammer auf die Stirn des Schädels und intonirte

dann nur um so dröhnender: „Freude, Göttin edler Herzen“ oder wozu sonst der Geist ihn treiben mochte.

Ich habe übrigens, wie ich bemerken muß, diese Dinge nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern von dem nächsten Grundnachbar des Herrn Etatsraths, einem alten schnurrenliebenden Rothgießermeister, der im Abenddunkel mitunter durch den Grenzzaun schlüpfte und dann an einem der unverhangenen Saalfenster in stillvergnügter Einsamkeit diesen musikalischen Festen beizwohnte; oft bis nach Mitternacht, um, wie er sagte, das Ende nicht zu versäumen, was bei einer richtigen Komödie ja doch das Beste sein müsse.

Und in der That, dieses Ende ließ bisweilen nichts zu wünschen übrig. Wenn die Bowle auf die Reige ging, begann der heiße Trank den Herrn Etatsrath allgemach zu drangsaliiren; der Lauscher draußen konnte es von seinem Platze sehen, wie der dicke Kopf unter dem schwarzen Vorstenhaar gleich einer Feuerfugel glühte.

Dann riß der Herr Etatsrath an seinem Halstuch, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und der theilnehmende Rothgießermeister erst wieder aufathmete, wenn endlich das Tuch mit zorniger Geberde fortgeschleudert wurde. Diesem folgte alsbald unter mühseliger und gefährvoller Häutung noch das eine oder andere Gewandstück, bis der Geist aus einigen weiteren Gläsern den Herrn Etatsrath über alle Schwere und Unbequemlichkeit des irdischen Leibes hinausgehoben hatte.

Aber nicht jedes Mal gelang ihm dies in gleicher Weise; mitunter — und das war eben das Hauptstück für den vergnüglichen Zuschauer — erscholl um solche Zeit aus dem Saale ein dumpfer Fall, und abgerissene, elementare Laute, einem Windstoß in der Esse nicht unähn-

lich, drangen in die Nacht hinaus. Wenn dann nach einer Weile die Hausgenossenschaft zusammenstürzte, rannten die Mägde wohl mit Geschrei im selben Augenblicke wieder von dannen; denn auf dem Fußboden neben seinem Altar lag der Herr Statsrath gleich einem ungeheuren Raskäfer auf dem Rücken und arbeitete mit seinen kurzen Beinen ganz vergebens in der Luft umher, bis Herr Käfer, das allmählig immer unentbehrlicher gewordene Factotum, und der einzige Sohn des Hauses den Verunglückten mit geübter Kunst wieder ausgerichtet hatten und in seinem Cabinet zur Ruhe brachten.

Dieser Sohn war von guter und heiterer Gemüthsart und hatte vom Vater nichts als das ungewöhnlich große, bei ihm jedoch mit spärlichem erbsenblonden Haar bewachsene Haupt, welches er mit seinem Halstuch zwischen zwei spitzen Vatermördern derart einzuschnüren pflegte, daß die runden Augen stets mit etwas gewaltfamer Freundlichkeit daraus hervorsahen; darunter aber saß ein ebenso zierliches als winziges Körperchen mit lächerlich kleinen Händen und Füßen, welche letzteren ihn übrigens befähigt hatten, sich zum geschickten und nicht unbeliebten Tänzer auszubilden.

Der Vater hatte ihn auf den Namen Archimedes taufen lassen, ohne jedoch später die Mittel zu gewähren, welche dem Sohn eine Nachfolge seines classischen Tauspathen hätten ermöglichen können. Zwar kümmerte er sich nicht darum, daß Archimedes auf der städtischen Gelehrtenschule, wo er in der That für die Mathematik eine glückliche Begabung zeigte, aus einer Classe in die andere rückte, und auch die stets erst nach mehrfachen Annahmungen des Bedellen und unter allerlei Bornausbrüchen erfolgende Auskehrung des Quartalschulgeldes veranlaßte hierin keine Unterbrechung; statt aber dann den absolvirten Primaner auf

die Universität zu schicken, gebrauchte ihn der Vater zu untergeordneten Arbeiten seines Amtes oder kümmerte sich auch gar nicht weiter um den Sohn.

Wenn der kleine Archimedes sich einmal zu der schüchternen Bitte aufschwang, ihn nun doch endlich zu der alma mater zu entlassen, dann blickte der Herr Statsrath ihn nur eine Weile strafend mit seinen stieren Augen an und sagte leise, aber nachdrücklich: „Zeige einmal her, Archimedes, wie steht es mit der Schleusen-Rechnung?“ oder: „Wie weit bist du denn eigentlich mit der Karte vom Westerkoog gediehen?“ Dann holte Archimedes voll stillen Zorns die halb oder ganz vollendete Arbeit, war aber zugleich für lange Zeit mit seinen Bitten aus dem Felde geschlagen.

So blieb er denn zurück, während seine Schulgenossen erst lustige Studenten wurden, dann einer nach dem anderen sein Examen machte und auch wohl schon in die praktischen Geschäfte seines erwählten Berufes eintrat. Es machte sich von selbst, daß Archimedes mit der Prima unserer Gelehrtenschule in einem gewissen Verkehr blieb, auch nachdem der Letzte fort war, der noch zugleich mit ihm unserem armen Collaborator das Leben sauer gemacht hatte. Dies geschah schon dadurch, daß er zur Aufbesserung seines spärlichen Taschengeldes, das ihm der Vater für seine Comptoirarbeiten zufließen ließ, an faule oder schwachbeanlagte Schüler einen nicht üblen Unterricht in der Mathematik ertheilte. Ich, der ich jene beiden Arten in mir vereinigte, genoß diesen schon als Secundaner, konnte jedoch hergebrachtermaßen seines freundschaftlichen Umganges erst als Primaner theilhaftig werden. Noch lebhaft entsinne ich mich, daß in meiner letzten Secundanerzeit mir die Aussicht auf dieses Auf-rücken kein geringerer Ehrenpunkt war, als der Uebergang in die höhere Classe

selbst; denn Archimedes imponirte uns durch eine gewisse Fertigkeit seiner geselligen Manieren, wie er denn überhaupt, so weit es sich nicht um seinen Vater handelte, unbefangen genug in seinen zierlichen Stiefeln auftrat. Er hatte, vielleicht ein Erbtheil aus seiner mütterlichen Familie, etwas von dem Wesen der Offiziere aus meiner Knabenzeit, bei denen ich nie darüber ins Klare kam, ob die eigenthümlich stramme Haltung des Kopfes, welche ihrer verbindlichen Höflichkeit stets die Wage hielt, mehr eine Folge ihrer steifen Halsbinden oder ihres ritterlichen Standesbewußtseins war. „Trefflich, trefflich!“ pflegte Archimedes auszurufen, wenn ich später, in meiner Primanerzeit, den Vorschlag zu einem ihm wohlgefälligen Unternehmen that, sei es zu einem „Thee-dansant“ oder zu einer Schlittenpartie, wo es galt, bei jungen und jüngsten Damen den Cavalier zu machen; „trefflich, trefflich, lieber Freund; wir werden das in Ueberlegung ziehen!“ Und während um seinen Mund das verbindlichste Lächeln spielte, sahen mich unter den kriegerisch aufgezogenen Brauen die richtigen Offiziersaugen an, wie ich sie als Kind bei unserem Vetter Major bewundert hatte, wenn er in seiner rothen Gala-Uniform meiner Mutter seine Neujahrsvisite machte.

Indessen fanden dergleichen Vorschläge meist nur ihre Ausführung, wenn die unserer Stadt angehörigen Studenten in die Ferien eingerückt waren, von denen übrigens die sportslustigen vor allen zu seinen Freunden zählten. Dann war seine Festzeit, in der er förmlich aufblühte; noch sehe ich ihn mit leuchtenden Augen zwischen ihnen sitzen, wenn sie prahlend ihre glücklichen Thorheiten vor ihm ausframt. „Brillant — brilliant!“ rief er, wenn die Geschichte ihren mit Spannung erwarteten Höhepunkt erstiegen hatte, streckte den eingeschnürten Kopf gegen den Erzähler

und stemmte beide Hände an die Hüften. Was Wunder, daß die Anderen erzählten, so lange auch nur ein Tittelchen noch übrig war!

So kam es, daß er in der alten Universitätsstadt, welche er andauernd in der Phantasie bewohnte, allmählig besser Bescheid wußte als die, welche zwar in Wirklichkeit, aber nur vorübergehend dort zu Hause waren. Hatte er jedoch den Ankömmlingen ihre Studenten- und Professorengeschichten glücklich abgewonnen, so ruhte er nicht, bis mit oder im Nothfall auch ohne Damenwelt die eine oder andere Lustbarkeit zu Stande kam. Da sein Stundengeld ihn niemals ohne eine kleine Kasse ließ, so wurde es, wenn etwas Rechtes ins Werk gesetzt werden sollte, fast zur Regel, daß Archimedes, nachdem die Anderen die Erschöpfung ihrer Kasse eingestanden hatten, seine wohlbekannte grünseidene Börse hervorzog und mit einem wahrhaft kindlichen Triumphe den für diese Festzeit gesparten Inhalt auf der Tischplatte tanzen ließ, dann aber bereitwillig auf den nächsten Wechsel seiner Freunde Vorschuß leistete.

Freilich zu dem stets ersehnten Besuche der Universität reichte diese bescheidene Kasse nicht; und der Tag, welcher am Ende der Ferien die Studenten unserer Vaterstadt wiederum entführte, war für Archimedes, was für den lustigen Katholiken der Aschermittwoch ist. Er pflegte ihn auch selber so zu nennen, und wenn ich am Nachmittage darauf sein Zimmer betrat, so traf ich ihn mit den Händen in der Tasche eifrig auf- und abgehend, als ob er einen Gesundheitsbrunnen abzuwandeln habe; erst nach einer Weile blieb er vor mir stehen und fuhr ohne weiteren Gruß mit der Hand über seine Stirn. „Asche, Asche, lieber Freund!“ sagte er dann seufzend, und sein Finger machte das Zeichen des Kreuzes. Sprach ich hierauf: „Wollen wir nicht

lieber unsere Mathematik vornehmen?“ so war er auch hierzu bereit, legte Buch und Tafel auf den Tisch und wir nahmen unsere Stunde. War dieselbe in aller Pünktlichkeit gehalten worden, dann — es war sicher darauf zu rechnen — stellte Archimedes zwei kleine geschliffene Gläser auf den Tisch und füllte sie mit einem feinen Kopenhagener Rümmer, den er sich, ich weiß nicht woher, mitunter zu verschaffen wußte. „Trink einmal,“ sagte er während des Einschenkens; „das vertreibt die Grillen!“ Und gleichzeitig leerte er auf einen Zug sein Glas.

„Ich habe keine Grillen, Archimedes,“ pflegte ich zu erwidern; „und wer kann so früh am Tag schon trinken!“

„Freilich, freilich!“ stieß er hervor; „aber“ — und er begann wieder mit den Händen in der Tasche auf- und abzuschreiten, wobei seine Augen wie ins Leere um sich blickten.

Eine Weile sah ich dem zu; dann hieß es: „Profit, Archimedes!“ und von der anderen Seite wie im Echo: „Profit!“ und darauf, wie aus Träumen auffahrend, während ich zur Thür hinausging, noch einmal: „Profit, profit, lieber Freund!“

Diese Scene hat sich in fast wörtlicher Wiederholung mehr als einmal zwischen uns abgespielt. —

Ich hätte wohl schon erwähnen sollen, daß Archimedes eine Schwester hatte; sie war zugleich sein einziges Geschwister, jedoch um viele Jahre jünger als der Bruder. Gesehen hatte ich sie bis zu meiner Secundanerzeit nur im Vorübergehen, dagegen oftmals von ihr reden hören; denn sie war eines der Hauptcapitel einer unverheiratheten Hausfreundin, die wir, nicht etwa weil sie Alles konnte, aber weil sie Alles wußte, „Tante Allmacht“ nannten.

Daß die Mutter des Kindes bald nach dessen Geburt ihr freudloses Leben hingegeben hatte, war freilich bekannt ge-

nug; Tante Allmacht aber, deren Magd vordem in dem etatsrätlichen Hause gedient hatte, wußte noch hinzuzufügen, daß ihr durch den unvermutheten Eintritt ihres Herrn Gemahls in die Wochenstube gleich jener Nachtwächterfrau ein Schrecken widerfahren sei, dem sie in ihrem Zustande und bei ihrer zarteren Organisation nothwendig habe erliegen müssen. Da kein weibliches Wesen wieder in das Haus kam, welches die Stelle der Mutter hätte vertreten können, so mußte, nachdem die unumgängliche Säugamme entlassen war, die kleine Waise zwischen Köchin und Hausmagd aufwachsen, „die, Gott tröst’ es,“ sagte Tante Allmacht, „dort alle Halbjahr neue Gesichter haben! — Meine Stine,“ setzte sie hinzu, „die gute Creatur, hat freilich ein rundes Jahr in dem unseligen Hause ausgehalten, bloß um des lieben Kindes willen, das sich sogar sein bißchen Mittag in der Küche betteln mußte. Wenn’s Abend wurde, dann hat es freilich wohl der gutmüthige junge Mensch, der Archimedes, mit auf seine Stube genommen; da saß es dann auf einem Schemelchen und verschmauste sein Butterbrot, und Stine hatte ihm auch mitunter noch ein Ei dazu gekocht. Sie war nicht bang, meine Stine, vor diesem Herrn Etatsrath; sie hat ihn manches Mal vor seiner alten Harmonika wieder auf die Beine gestellt, als der Musche Käfer das noch lange nicht gewagt hat; und bei solchem Anlaß hat sie’s denn auch einmal durchgesetzt, daß das arme Kind aus der Klippschule zum mindesten in die ordentliche Mädchenschule gekommen ist; denn sie hat ihm keine Handreichung thun wollen, bevor der musikalische Oger ihr nicht solches mit theuern Eiden zugeschworen hatte. Wohin die kleine Phia, ob sie nach rechts oder links ihren Schulweg nahm, darum hat das Ungeheuer sich nicht gekümmert; nur wenn zu Ende des Quartals das jezt um etwas höhere

Schulgeld gezahlt werden mußte, hat es einen argen Sturm gesetzt; denn der Herr Etatsrath hat es der treuen Magd in ihrem Lohne kürzen wollen; aber — sie wußte ihn zu bestehen; und um sein Getöbe, darum quälte sie sich so viel, als wenn der Wind um unsere Ecke weht.“

So hatte Tante Allmacht wieder einmal geredet, als ich Tages darauf meinen ersten Mathematikunterricht bei Archimedes hatte. Er war eben beschäftigt, mir die außerordentliche Einfachheit des pythagoräischen Lehrsatzes auseinanderzusetzen, als sich die Stubenthür öffnete und ich zugleich eine junge lebhaftere Stimme rufen hörte: „Archi, hilf mir, ich kann das dumme Exempel nicht . . .“

Ein feingebautes, etwa zwölfjähriges Mädchen mit zwei langen schwarzen Haarzöpfen stand im Zimmer. Sie war, da sie einen Fremden bei ihrem Bruder sah, plötzlich verstummt und hielt diesem nun mit einer halb bittenden, halb verschämten Geberde ihre große Rechentafel hin.

„Wollen Sie nicht erst Ihrer Schwester helfen?“ sagte ich zu Archimedes, von dem mir derzeit das vertrauliche „Du“ noch nicht zu Theil geworden war.

Er entschuldigte sich höflich, daß er seine Schwester von dieser neuen Stunde noch nicht in Kenntniß gesetzt habe; dann winkte er sie zu sich. „Nun aber rasch, mein lieber kleiner Dummbart!“ sagte er und legte den einen Arm um das jetzt an seiner Seite stehende Mädchen, während sie ihr schwarzhaariges Köpfchen an das seine lehnte, als habe sie nun ihren ganzen kleinen Nothstand auf den Bruder abgeladen.

Archimedes hatte ihre Tafel vor sich auf den Tisch gelegt. „Du mußt aber auch hübsch selbst mit zusehen, Phia!“ sagte er, indem er bereits den Griffel in Bewegung setzte.

„Ja, Archi!“ Und sie sah für ein Weilchen gehorsam auf ihre Rechnerei

herab, in welcher der Bruder unter stummem Kopfschütteln und manchem nicht zu unterdrückenden „Außerordentlich!“ eine ziemliche Verwüstung anzurichten begann.

Ich hatte indessen Muße, mir diese in ihrem Aeußeren so ungleichen Geschwister zu betrachten. Das Mädchen erinnerte in keinem Zuge weder an den Bruder noch an den Vater; ihr schmales Antlitz war blaß — auffallend blaß; dies trat noch mehr hervor, wenn sie, noch zärtlicher sich an ihren Bruder drängend, unter tiefem Athemholen ihre dunklen Augen von der Tafel aufschlug, bis eine neue leise gesprochene Ermahnung sie hastig wieder abwärts blicken ließ. — „Das Kind einer todten Mutter“; so hatte ich von einer alten feinen Dame ihr Aeußeres einmal bezeichnen hören; meine Phantasie ging jetzt noch weiter: ich hatte vor Kurzem in einem englischen Buche von den Willis gelesen, welche im Mondesdämmer über Gräbern schweben; seit dieser Stunde dachte ich mir jene jungfräulichen Geister nur unter der Gestalt der blassen Phia Sternow; aber auch umgekehrt blieb an dem Mädchen selber etwas von jenem bleichen Märchenschimmer haften.

„Nein, kleine Phia,“ hörte ich jetzt Archimedes sagen, „du wirst dein Lebenlang kein Rechenmeister!“

Ich sah noch, wie sie fast heimlich die Arme um den Hals des Bruders schlang; dann war sie, ich weiß nicht wie, verschwunden, und Archimedes hatte seine Augen zärtlich auf die geschlossene Stubenthür gerichtet. „Sie kann nicht rechnen,“ sagte er. „Außerordentlich; aber sie kann gar nicht rechnen!“

* *

Eine Art phantastischen Mitleids mit diesem Kinde hatte sich meiner bemächtigt. Ich begann wieder, wenn ich dort vorbeig-

ging, durch die Plankenreihen in den etatsrätlichen Garten hineinzuspähen, hinter welchem sich ein wenig benutzter Nichtsteig mit dem Kirchhofsweg kreuzte. Und oftmals nach der Nachmittagschulzeit, wenn die Gartenruhe des Herrn Etatsraths längst vorüber war, habe ich sie dort beobachtet; meistens in dem unteren vom Hause abgelegeneren Theile, wo die an der Planke hingereichten Binden und eine Menge alter Obstbäume die darunter liegenden Rasenpartien fast ganz beschatteten. Hier sah ich sie, in der Astgabel eines Baumes sitzend, an einem Syringenfranze winden, von Zeit zu Zeit ihn an die Stirn hebend, ob er noch nicht passen wolle; ich sah sie dann, da ich nach längerer Zeit zurückkam, das dunkle Köpfchen mit dem fertigen Kranze geschmückt, auf den schon dämmerigen Gartensteigen hin und wieder wandeln, die Hände in einander gefaltet, wie in heimlicher Glückseligkeit. Als es Herbst geworden war, sammelte sie wohl auch einen Apfel aus dem tiefen Grase und biß frisch hinein mit ihren weißen Zähnen; aber immer sah ich sie allein; niemals war eine Gespielin bei ihr, welche mit ihr in die saftigen Äpfel hätte beißen oder sie in ihrem Syringenfranze hätte bewundern können. Den letzteren hatte ich einige Tage nach seiner Anfertigung auf einem vernachlässigten Grabe des nahen Kirchhofes liegen sehen; es mochte ihr leid geworden sein, sich so für sich allein damit zu schmücken.

Aber auch in der Schule schien die Tochter des Etatsraths keine Genossin zu haben, wenigstens hatte ich mehrfach beobachtet, wie sie auf dem Heimwege mit ihrer schweren Büchertasche allein hinter dem plaudernden Schwarm einherging, der Arm in Arm die ganze Straßenbreite einnahm.

„Warum,“ sagte ich zu meiner Schwester, „laßt ihr Sophie Sternow so allein gehen?“

Sie sah mich mit ihren lebhaften Augen an: „Bist du plötzlich Sophie Sternow's Ritter geworden?“

Beschämt, meine zarten Empfindungen verrathen zu haben, erwiderte ich ruhig: „Ich meinte nur, sie thut mir leid; ist sie denn nicht nett?“

„Nett? Ich weiß nicht; ich glaube wohl, daß sie ganz nett ist.“

„Du sagst das ja, als wenn du Moses austheiltest!“

„Nein, nein; ich kann sie ganz gut leiden, aber sie will nur immer meine Freundin werden!“

„Und warum willst du das denn nicht?“

„Warum? Ich habe ja schon eine; man kann doch nicht zwei Freundinnen haben!“

„So könntest du sie doch einmal zu dir einladen,“ sagte ich nach einigem Bedenken.

„Die Blasse scheint dir ja sehr am Herzen zu liegen!“ erwiderte meine Schwester mit einem unausstehlichen Anstarren.

„Ach, Unsinn! Sie dauert mich; ihr Mädchen seid hartherzige Creaturen.“

Nach diesem geschwisterlichen Zwiegespräche kam Archimedes' Schwester einige Male in unser Haus. Mit Genugthuung beobachtete ich, wie meine Mutter das schwächliche Mädchen zärtlich zu sich heranzog; es war unverkennbar, daß diese sich dann Gewalt anthat, um nicht die ungewohnte Liebkosung mit allem Ungestüm der Jugend zu erwidern. Im Uebrigen war sie schüchtern, besonders wenn sie die Hand zum Abschied reichte; es schien sie dann zu drücken, daß sie nicht auch ihrerseits meine Schwester zu sich einladen konnte. Aber eines Sonntag Vormittags erschien sie strahlend mit vor Freude gerötheten Wangen. „Ich soll dich einladen,“ sagte sie zu meiner Schwester; „ich darf noch Viele einladen; mein Vater hat es mir erlaubt!“

Und wirklich, der Herr Etatsrath hatte es erlaubt. Er hatte kürzlich herausgefunden, daß er eine Tochter habe, welche

Abends, wo die gerötheten Augen ihm nicht selten ihren Dienst versagten, zum Vorlesen von Zeitungen und auch wohl amtlicher Actenstücke trefflich zu gebrauchen sei; dann hatte er sich auch fernerer Vaterpflichten entsonnen und schließlich seine Tochter aufgefordert, „die kleinen Fräulein“, welche mit ihr in die Schule gingen, auf den Sonntag zu sich einzuladen.

Nach geheimem Zwiesprach zwischen unseren Eltern wurde, wohl nicht ganz unbedenklich, meiner Schwester die Zusage gestattet, und Phia Sternow ging mit leuchtenden Augen weiter, um auch ihre übrigen Gäste einzuladen.

* *

Der Tag verging. Als wir Uebrigen im elterlichen Hause bei unserer Abendmahlzeit saßen und eben hin und her erwogen wurde, ob ich oder unser Rutscher meine Schwester von der etatsrätthlichen Gesellschaft heimgeleiten solle, ging draußen die Hausthür, und die Besprochene stand plötzlich vor uns, den Hut etwas verschoben auf dem Kopfe, ihren Umhang über dem Arm.

„Da bist du?“ rief meine Mutter. „Ist die Gesellschaft denn schon aus?“

„Nein, Mutter . . . noch nicht; ich bin nur fortgelaufen.“

„Fortgelaufen? — War's denn nicht gut sein dort?“

„O, . . . ja, zuerst! Phia war reizend! Wir waren Alle im Garten; die Anderen spielten Greif um die großen Rasen; Phia und ich aber saßen ganz allein mit einander auf dem Altan; wißt ihr, da in der Ecke, wo man nach dem Kirchhof hinübersieht. Sie kannte all' die kleinen Kindergräber und erzählte so wunderbare Geschichten von den todten Kindern; man sah sie ordentlich mit ihren kleinen blassen Gesichtern zwischen den Kirchhofsbäumen

laufen; ihr könnt es euch nicht denken, so reizend und so unbeschreiblich traurig! Ich sah sie an und frug, ob sie das Alles doch nicht nur geträumt habe; da fiel sie mir um den Hals und küßte mich.“

Meine Mutter hörte theilnehmend zu; mein Vater sagte: „Das ist recht schön, Margrethe; aber vor den todten Kindern bist du doch nicht fortgelaufen!“

Meine Schwester nickte ein paar Mal kräftig. „Wart' nur, Papa! — Um acht Uhr, nach dem Abendessen — es war übrigens sehr gut; zuletzt Chokoladepudding mit Vanillecrème —, da kam der Herr Etatsrath zu uns in den Gartensaal. Es ist ganz gewiß, er mußte sich an eine Stuhllehne halten, als er uns seinen Diener machte; er ist so wunderbarlich gewachsen! Dann setzte er sich vor seinen Altar und spielte auf seiner Glasharmonika, und wir sollten danach tanzen. ‚Verstehet ihr Mennett, kleine Fräulein? Tra-la-lala-lala-lala!‘ Er sang das mit einer ganz fürchterlichen Stimme und sagte, es sei aus dem Don Juan. Aber wir konnten kein Mennett. ‚Immer zu Diensten der Damen!‘ rief er, und dann spielte er einen Walzer, und danach tanzten wir mit einander.“

„Wo war denn der gute Archimedes?“ frug ich dazwischen. „An dem hättet ihr doch wenigstens einen Herrn gehabt.“

„Der gute Archimedes? Ja, der kam auch einmal herein und wollte mit mir tanzen; aber der Herr Etatsrath sagte, unsere Eltern würden es als sehr unschicklich vermerken, wenn er gestatten wollte, daß eine so junge männliche Person allein zwischen all' den kleinen Fräulein tanze. Und so mußte er wieder zum Saal hinaus. Aber paßt nur auf, das Schlimmste kommt nun noch!“

Mein Vater lächelte doch. „Was war denn das, Margrethe?“

„Ja, glaub' nur, es war schlimm genug! So eine riesengroße silberne Bowle,

ganz voll von Punsch, und so stark, ich glaube, ich wurde schon vom bloßen Riechen schwindelig! Und dabei sagte der schreckliche Mensch: „Das ist ein wenig Zuckerwasser für die Damen!“ Eigentlich, weißt du, Papa, es schmeckte ganz gut; aber ich mußte doch gräulich danach husten, als ich nur eben davon nippte. Der Herr Etatsrath aber trank gleich drei Gläser nach einander, und er goß sich noch jedesmal etwas dazu aus einer kleinen Flasche, die er neben seinem Altar stehen hatte. — Und dann mußten wir wieder tanzen, und dann trank er auf unsere Gesundheit: „Die Rosen im Lebensgarten, die Damen leben hoch!“ Sehr schön, nicht wahr? Wir mußten Alle mit ihm anstoßen, und dann füllte er sein Glas wieder, bis er zuletzt einen Kopf hatte wie eine Feuerkugel, — ganz gräulich sah er aus! „Tanzet, kleine Fräulein, tanzet!“ rief er immer; aber er konnte gar nicht mehr Tact halten; ich glaube gewiß, Papa, er war betrunken!“

„Ich glaube auch, Margrethe.“

„Ja, und wir waren auch so bange; wir saßen Alle in der weitesten Ecke, ganz über einander wie die Fliegen. Mich dauerte nur Phia — Papa, wenn ich solche Angst vor dir haben mußte, schrecklich! — Wie ein kleiner Geist stand sie vor uns und flehte uns ordentlich an: „Wollt ihr nicht mehr tanzen? O, bitte, versucht es doch noch einmal!“ Sie streckte ihre Arme aus, daß Eine von uns sie aufnehmen möchte, denn sie tanzte immer nur als Dame; als wir uns aber nicht aus unserer Ecke wagten, ging sie von der Einen zu der Anderen und bat uns um Verzeihung, wir möchten doch nicht böse sein, daß sie uns zu sich eingeladen habe. Und da wollten wir auch wieder tanzen, aber als wir eben ein wenig im Gange waren, da fing der schreckliche Etatsrath auf einmal an zu singen: „Was kommt dort von der Höh“, was kommt

dort von der ledernen Höh?“ — Kennt ihr es? Ein ganz scheußliches Studentenlied! — Und dabei wurde er so hitzig, daß er sich das Tuch vom Halse riß und es dicht vor meine Füße schleuderte!“

„Und dann, Margrethe?“ frug mein Vater, als sie hochaufathmend innehielt.

„Dann? Ja, glaubt mir, daß ich mich erschrocken hatte! Dann — bin ich fortgelaufen. Hu! ich mußte ganz dicht bei dem fürchterlichen Mann vorbei; ich weiß noch selbst nicht, wie ich aus dem Saal gekommen bin.“

„Arme Phia!“ dachte ich in demselben Augenblicke, als meine Mutter diese Worte aussprach.

Mein Vater wiegte leise seinen Kopf und sagte nachdenklich wie zu sich selber: „Es geht doch nicht; das darf nicht wieder kommen.“

Und es ging auch nicht. Für Phia Sternow blieb dieses Fest mit ihren Jugendgenossen das einzige ihres Lebens.

* *

Als endlich bei Beginn eines Sommersemesters auch die Zeit meines Abganges zur Universität heranrückte, versiel Archimedes in eine große Traurigkeit; die Scene mit den kleinen Gläsern, da es nachher nicht mehr möglich war, hatte sich schon jetzt in einigen Variationen abgespielt, und das Mitleid bedrängte mich derart, daß es sich nothwendig in irgend einer heldenhaften That entladen mußte.

Bei dem Abschiedsbesuche, den ich Archimedes auf seinem oben nach dem Garten hinaus liegenden Zimmer abstattete, bot sich hierzu die günstigste Gelegenheit; denn da ich, während mein armer Freund schweigend auf und ab wandelte, ebenso stumm und erregten Herzens aus dem Fenster blickte, gewahrte ich drunten den Herrn Etatsrath, der, in einer großen Zeitung lesend, in seinem Gartenstuhle

faß. Mein Entschluß war sofort gefaßt; ich nahm kurzen Abschied, drängte den verbindlichen Archimedes zurück, als er mich die Treppe hinabbegleiten wollte, ging dann aber statt auf die Straße hinten nach dem Garten und stand gleich darauf dem Herrn Statsrath gegenüber.

Er schien trotz meines Grußes meine Anwesenheit nicht zu bemerken, wenigstens las er ruhig weiter, während ich ebenso ruhig, aber keineswegs mit besonderer Behaglichkeit, vor ihm stehen blieb. Endlich ließ er den Arm mit dem Zeitungsblatte sinken. „Was wollen Sie, mein Freund?“ sagte er. „Nicht wahr, Sie sind der Sohn des Justizraths so und so?“

Diese Worte sind nicht etwa eine Abföhrung seiner Rede; er sprach das wirklich, obgleich er mit meinem Vater längst in mannigfacher, mitunter vielleicht ein wenig heißer Geschäftsverbindung stand.

Etwas betroffen suchte ich meine Gedanken möglichst rasch zu ordnen und plaidirte dann auch mit allen Gründen des Kopfes und des Herzens und, wie ich mehr und mehr zu empfinden meinte, in siegversprechendster Weise für den Lebenswunsch des armen Archimedes.

Der Herr Statsrath hatte mich ausreden lassen, dann aber winkte er mich näher zu sich heran und legte, nachdem ich Folge geleistet hatte, seine Hand schwer auf meine Schulter. „Junger Mann,“ begann er mit immer gewaltigerem Brustton, „Sie haben sonder Zweifel davon reden hören: vor meiner Zeit war hier kein Deich, der Stand hielt; Menschen und Vieh erflossen gleich wie zu Noäch Zeiten; hier war nichts als Pestilenz und gelbes Fieber! Erst von mir, von dem Sie einst erzählen mögen, daß Sie den Mann mit eigenen Augen noch gesehen haben, datirt die eigentliche Aera unseres Deichbauwesens! Holländische Staatsingenieure wurden hergesandt, um die Construction meiner Profile zu studiren;

denn es ist mein Werk, daß diese ehrenreiche Stadt sammt Ihnen, junger Freund, und dem Justizrath, Ihrem Vater, nicht Anno fünfundzwanzig von der Fluth verschlungen worden, und daß hier, wo ich jetzt die Ehre Ihrer Unterhaltung genieße, nicht Hai und Rochen mit einander conversiren! Aber“ — und die vorquellenden Augen verbaten sich jeden Widerspruch — „nach mir ist mein Sohn Archimedes der erste Mathematikus des Landes!“

Er zog seine Hand zurück und machte gegen mich von seinem Sessel aus eine Art unbehülflchen Entlassungscompliments.

Unwillkürlich erwiderte ich dasselbe und ging dann recht beschämt davon, in der, wie ich noch jetzt meine, wohlbegründeten Ueberzeugung, daß meine grüne Beredsamkeit gegen diese Art denn doch nicht aufzukommen vermöge.

So blieb Archimedes denn abermals zurück, während ich voll muthiger Erwartung in das neue Leben hinaussteuerte.

* *

Ich habe hier nicht von mir und meinem Studentenleben zu reden, sonst müßte ich erzählen, wie diese Erwartungen nur zum kleinsten Theil erfüllt wurden; denn die Leute, mit denen ich zunächst zusammentraf, erschienen mir, sei es durch ihre Bersönlichkeit oder nur durch ihr derzeitiges Thun und Treiben, um einige Stufen niedriger als die, welche ich zurückgelassen hatte. So kam es, daß ich manchen Brief in meine Heimath sandte und wiederum von dort empfing; auch Archimedes schrieb mir einige Male; sein Uebergewicht an Jahren, seine treuherzige Anhänglichkeit boten für das ihm etwa Fehlende genügenden Ersatz, und seine Briefe waren so ganz er selber, daß ich beim Lesen ihn leibhaftig vor mir sah, den kleinen guten Mann mit seinem erbfengelben Haarpull, seinem verbindlichen Lächeln bei dem krie-

gerischen Ausblick seiner runden Neuglein. Das freilich war die Hauptsache, denn seine Mittheilungen beschränkten sich auf die einfachen Vorkommnisse seines Lebens. Einmal aber, im Hochsommer, war eine neue Art der Unterhaltung für ihn auf gekommen. Der Herr Etatsrath hatte gegen irgendwelchen Ungehorsam seines Leibes den Gebrauch des „Erdbades“, wie er diese selbst erfundene Cur nannte, für nothwendig befunden; ob von jener nur allzu gründlichen Heilkraft unserer guten Mutter Erde ausgehend, ob in anderer Anleitung, mochte er selbst am besten wissen. Um aber zugleich die Günst der Seeluft zu genießen, ließ er sich — und es geschah dies einen um den anderen Tag — eine Stunde weit an den Strand hinausfahren, und da er hierbei außer dem Kutscher noch einer weiteren Hülfe bedurfte, so mußte Archimedes stets bei diesem aufsitzen. Unweit eines dort belegenen Dorfkruges, an einer Stelle, wo neben zwei im Sande steckenden Spaten bereits ein entsprechend tiefes Loch gegraben war, wurde Halt gemacht und der Herr Etatsrath aus dem verdeckten Wagen unter das Angesicht des Himmels herausgeschafft. Glücklicher Weise aber verschwand er gleich darauf unter dem eifrigen Schaufeln des Kutschers und eines bereitstehenden Arbeiters in den Schooß der Erde, so daß nach vollbrachter Arbeit nur noch der braunrothe Kopf über der weiten Strandfläche hervor sah.

Die Wellen rauschten, die Möven schrieten, der Herr Etatsrath badete.

Dann folgte der zweite Theil der Cur. Das mächtige Haupt drehte sich mühsam nach der Gegend des Dorfkruges: „Sohn Archimedes, eile jezo, deinen Vater zu erquicken!“

Auf diese pathetisch vorgebrachten Worte schritt Archimedes nach dem Krüge, wo unter den Flaschen auf dem Schenke-
regal eine mit der Aufschrift „Pomeran-

zen“ prangte. Nachdem er, wie nicht unbillig, sich zuvörderst selbst erquickt hatte, kehrte er eilig mit mehreren Gläsern dieses Tranke an den Strand zurück und credenzte sie dort in gewohnter Zierlichkeit dem über unfindliche Säumnisse scheltenden Haupte seines Vaters.

Damit war das Bad beendet; nur daß sich Alle dann noch nach dem Wirthshause begaben, wo der Herr Etatsrath sich eine letzte Stärkung nicht entgehen ließ; für Archimedes war von seinem Vater als das ihm angemessenste Getränk ein für alle Mal ein Glas mit Bier bestellt, welches er denn auch mit viel sagendem Lächeln zu sich nahm. Bei einer der letzten Fahrten aber geschah etwas Unerwartetes. „Sohn Archimedes,“ begann der Herr Etatsrath feierlich, als er nach genossenem Erdbade pustend in dem Fliesenpolsterstuhl des Wirthes ruhte, „heute, als an deinem siebenundzwanzigsten Geburtstage, darfst auch du wohl einmal von diesem Tranke kosten, welcher den Jünglingen Verderben, den Männern aber Labfal ist!“

Herablassend winkte seine schwere Hand dem Wirth; dieser aber, während er den braunen Saft ins Glas goß, warf einen verständnißvollen Blick erst auf Herrn Archimedes, sodann auf eine hübsche Reihe von Kreidestrichen, welche an der Stubenthür verzeichnet standen.

Der Zusammenhang dieser Gebeurden wurde völlig klar, als später, nachdem die Beche des Etatsraths in hergebrachter Weise durch den Kutscher berichtigt worden, auch Archimedes seine damals gerade wohlgefüllte Börse um ein Entsprechendes erleichterte und hierauf jene Striche sämmtlich von der Thür verschwanden.

Archimedes hatte diese Vorgänge in jenem harmlos heiteren Ton erzählt, der im persönlichen Verkehr mich immer freundlich anzusprechen pflegte; gleichwohl ent-

finne ich mich, daß ich derzeit diesen Brief nicht ohne ein Gefühl von Unbehaglichkeit bei Seite legte. Vorübergehend kam mir auch wohl die Frage, weshalb denn der Herr Etatsrath nicht sein Factotum Käfer statt des ihm ferner stehenden Sohnes bei diesen Badefahrten mit sich führe; aber freilich, der Schlingel mochte es schon verstanden haben, sich von solchen Diensten frei zu machen.

* *

Ein Jahr war dahingegangen, die Ferienzeit war fast verstrichen, und die anderen Studenten waren längst schon heimgereist; durch mancherlei Umstände aber war es gekommen, daß ich nur die letzten Tage vor Beginn des neuen Sommersemesters im elterlichen Hause verleben konnte. Als ich eintraf, sah ich wohl, daß Archimedes schon unter dem grauen Gespinnst der Abschiedsstimmung einherwandelte. „Äsche, Äsche, lieber Freund!“ rief er sogleich nach der ersten Freude des Wiedersehens. „Um ein paar Tage seid ihr Alle wieder fort; und schau mir her!“ — und dabei hob er das spärliche Haar von seinen Schläfen — „da kommen schon die silbernen! Wenn ihr wiederkehrt, ihr werdet einen alten Mann dann finden!“

Und freilich, ein paar weiße Härchen zeigten sich, und der kurze Rest der Ferien ging rasch genug zu Ende. Es wurde indessen anders, als irgend Einer es erwarten konnte.

Ich weiß nicht sicher, ob Archimedes immer einen schwarzen Frack und einen glatt gebürsteten Cylinder trug; ich glaube es fast; unvergeßlich ist mir, wie ich ihn so am letzten Tage vor der Abreise zu mir in die Stube treten sah, während ich am Fußboden knieend meinen Koffer packte.

Archimedes sagte nichts, er ging nur, sein Stöckchen schwingend, mit sehr elasti-

schen Schritten auf und ab; dann räusperte er sich ein paar Mal, machte seine exactesten Kopfbewegungen, aber sagte wieder nichts.

„Nun?“ rief ich.

„Nun?“ rief Archimedes.

Ich faßte ihn jetzt recht fest ins Auge; aber in meinem Leben habe ich nicht so die Freude auf einem Menschenantlitz ausgeprägt gesehen.

„Archimedes,“ rief ich, „was ist geschehen?“

Er räusperte sich noch einmal; er schien zu geizen mit der gleichwohl stumm von seinen Lippen redenden Glückesbotschaft. „Lieber Freund,“ sagte er endlich mit erkünstelter Trockenheit und tickte mit seinem Stöckchen mich leise auf der Schulter; „ich möchte nur bescheiden bei dir anfragen, ob morgen noch ein Plätzchen auf deines Vaters Wagen offen ist?“

Ich erhob mich von meinem Koffer und betrachtete meinen kleinen Freund, der mit seinem Stöckchen wippte, als wolle er ein muthiges Pferd besteigen. „Wart' nur,“ sagte ich, „wie Viele sind wir denn? Pater Krümp, der Ranzauer, Jochen Fürchterlich — — freilich, es ist just ein Platz noch offen! Willst du uns begleiten, oder ... am Ende gar? Hat der Alte herausgerückt?“

„Halt!“ rief Archimedes. „Bester Freund, du sollst noch Rathsherr werden!“ Und damit zog er seine bekannte grüne seidene Börse aus der Tasche, deren außerordentlicher Umfang mir heute zum ersten Male recht erkennbar wurde, und setzte daraus einen Stapel blanker Speciesthaler nach dem anderen auf den Tisch. „Schau her!“ rief er; „hier Collegiengelder, für die du kein Verstandniß hast; dann in schwindender Proportion, hier für eine Kneipe in der Wolfsschlucht, hier für den etwas mageren Kosttisch, an dem die Theologen futtern!“ Er warf mit kurzem Lachen seinen Kopf

zurück und sah mich ganz verwegen an. „Ja, ja, Bester, ich fürchte mich nicht vor den zähen Pfannekuchen und werde sie keineswegs wie gewisse Leute so schnöde an die Stubenthüren nageln! Und somit, das erste Semester wäre in Sicherheit!“

Auf einmal begann er, sein Stöckchen schwingend, wieder auf und ab zu wandeln; sein Gesicht hatte einen ernsten, fast sorgenvollen Ausdruck angenommen.

„Woran denkst du, Archimedes?“ frag ich.

„Um, im Grunde nicht so außerordentlich!“ und er setzte noch immer seinen Spaziergang fort. „Meine arme kleine Schwester; sie hatte an mir doch einen Kameraden!“

Ich schwieg bekümmert, denn auch mit meiner Schwester hatte der Verkehr ja aufgehört.

„Ich weiß wohl,“ fuhr er fort; „der Alte ist ja eigenthümlich; das ist kein Haus für junge Damen.“ Er schwieg plötzlich und schneuzte sich heftig mit seinem großen rothseidenen Taschentuche.

„Archimedes,“ sagte ich, „die Mädchen könnten ja doch hier zusammenkommen! Mutter und Schwester haben deine Phia beide gern.“ Ich sagte das aufs Gerathewohl; ich konnte nicht anders.

Er blieb stehen. „Ist das dein Ernst? Darf ich es ihr sagen?“ rief er lebhaft.

„Gewiß darfst du das.“

Seine Augen leuchteten ordentlich. „Trefflich! trefflich!“ rief er und drückte mir die Hand. „Freilich, wenn der Alte sie nur fahren läßt! Abends muß sie ihm vorlesen, bis ihr die Brust weh thut; sie ist nicht stark, die kleine Phia! Und Tages ... nach ihrer Confirmation ist gleich die eine Dienstmagd abgeschafft; sie hat so viel zu thun, das arme Ding. Aber gewiß, ich werd's ihr sagen; nun wird die Reise viel fröhlicher von Statten gehen!“

Aber Archimedes hatte noch ein Be-

denken oder wenigstens noch einen Widerhaken im Gemüthe; und ich war nun einmal sein Vertrauter.

„Weißt du auch,“ begann er wieder, „wem ich diese außerordentliche, ja ganz unglaubliche Erfüllung meines Wunsches zu verdanken habe?“

„Ich denke, deinem Vater,“ erwiderte ich, „du sagtest es ja schon.“

Archimedes vollführte einen scharfen Hieb mit seinem Stöckchen durch die Luft. „Freilich, Bester; aber ... der Günstling, der Haus- und Kassenverwalter Käfer hat es hinter meinem Rücken bei dem Alten durchgesetzt; die Sache ist ganz sicher, Phia hat es mich versichert; sie hält diesen Käfer für den besten aller Menschen! Siehst du, das wurmt mich; ich mag dieser Creatur nichts zu verdanken haben.“

„Nun,“ sagte ich — ich weiß nicht, wie es mir eben auf die Zunge kam — „vielleicht hast du ihm auch nichts zu danken; vielleicht mag's ihm selber daran liegen, dich aus dem Hause los zu werden.“

Archimedes starrte mich fast erschrocken an. „Du sagst es!“ rief er; „aber ich habe auch schon daran gedacht! Nur wüßte ich eigentlich nicht, warum; ich habe mich nie darum gekümmert, wie aus des Alten Schatulle das Silber in seine Tasche fließt; glaubt er indessen, durch meine Abwesenheit diesen Strom noch zu verstärken, basta! so möge er seinen Lohn dahin haben!“

Damit war unsere Unterhaltung zu Ende. „Auf morgen denn!“ rief Archimedes in seiner alten Fröhlichkeit; die Ausprägung jenes letzten Gedankens schien seine Bedenklichkeiten ganz verschleucht zu haben. Und auch mir schien damit Alles erklärt zu sein; denn Herr Käfer mußte augenscheinlich nicht wenig Geld verbrauchen. Er kleidete sich gut, man konnte sagen, mit Geschmack; er ließ sich auch sonst nichts abgehen. Trotz

seines noch immer etwas weibischen Gesichtes machte er keine üble Figur, so daß alte Damen ihn einen feinen jungen Menschen nannten; auch ich selber wäre vielleicht weniger dagegen gewesen, wenn ich ihn mir nicht zehn Jahre früher durch die Planke so genau betrachtet hätte. Er war unablässig bemüht, sich in die bessere Gesellschaft einzudrängen, und hatte es sogar fertig gebracht, mit einer Anzahl von drei weißen Kugeln von der Harmonie-Gesellschaft zurückgewiesen zu werden. Und somit machte auch ich mir keine weiteren Gedanken.

* *

Am Tage darauf, am schönsten Junimorgen, fuhren wir Studenten ab. Archimedes war anfänglich etwas still. „Ein harter Abschied,“ flüsterte er mir zu und drückte krampfhaft meine Hand. Aber die Abschiedsstimmung hielt nicht Stand; am Waldestrande, etwa eine Meile hinter unserer Vaterstadt, sprangen wir Alle vom Wagen und schmückten Pferde und Geschirr mit frischem Buchengrün, uns selbst nicht zu vergessen. Der junge Kutscher meines Vaters, „Thoms Knappe“ von uns genannt, hatte die Fahrt schon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unsere Lieder und sang mit seiner klingenden Tenorstimme frisch dazwischen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entsinne mich kaum einer Reise, wo mir die Sonne so ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne, zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellsten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole.

Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardevogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel spielen sah, vor dem statt-

lichen Wirthshause, dem der mit dunklen Tannen bestandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeschirrt und den Herren Studenten das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch saßen wir Alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den sauber gedeckten Tisch; glänzende Schinkenschnitte, Eier und Eierfuchen, und was sonst noch in den hochbeladenen Schüsseln aufgetragen wurde, verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verschwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog seinen erquickenden Dampf versandte, während zur Tafelmusik Finken und Rothschwänze drüben aus den Tannen schlugen.

Mit einem unsäglich frohen Angesicht saß Archimedes neben mir; er schien Alles, was ihn daheim belastet hatte, hinter sich geworfen zu haben; so oft er mit vergnügtem Lächeln sein dampfendes Glas zum Munde führte, machte er seine kriegsgerischsten Augen, als wollte er sagen: „Leben, wo bist du? Komm heraus; wir wollen dich bestehen!“ Und „Prosit! Prosit, Archimedes!“ klang es von allen Seiten.

Einige Tage nach unserer Ankunft in der Stadt der alma mater, da ich auf meinem Zimmer mich eben mit dem räthselvollen Capitel der Correalobligationen plagte, stand Archimedes plötzlich vor mir; er nickte mir zu, hob sich auf den Fußspitzen und drückte den Kopf in den Nacken, als fordere er mich heraus, ihn zu betrachten.

„Alle Wetter, Archimedes!“ rief ich; „wo hast du dir dies strahlende Angesicht geholt?“

Er hob den Kopf noch höher aus den spitzen Vatermördern. „Nur drei Häuser weit von hier, lieber Freund; von dem rectore magnifico! Ich bin Student, immatriculirt — data dextera — der

alte Celeberrimus in Schlafrock und Pantoffeln! Wahrhaft rührend, ganz erhebend! Aber," fuhr er fort, indem er sich zum Fenster wandte, „dein Spiegel hängt auch ganz verteuftelt hoch!" Und damit nahm er mir mein dickes Schweinsledernes corpus juris vor der Nase fort und legte es als Schemel auf den Fußboden; nachdem er also seiner Kürze nachgeholfen, betrachtete er sich in der fleckigen Spiegelscheibe mit augenscheinlichem Behagen. „Student!" sagte er noch einmal. „Meinst du nicht auch, der Schnurrbart ist in den kurzen acht Tagen doch schon hübsch gewachsen! Vivat der Alte! Weißt du, wir wollen heute Abend seine Gesundheit trinken; ich werde sehr guten Stoff besorgen. Nicht so, du willst doch? Der Alte hat es in der That verdient!"

„Freilich will ich, Archimedes," erwiderte ich; „sage nur auch die Anderen an, alles Uebrige werde ich besorgen."

„Trefflich, trefflich!" rief Archimedes. „Aber hier hast du dein corpus juris wieder; ich muß zunächst nun meine mathematica belegen; denn, lieber Freund, es soll höllisch jezt geodht werden!"

Wie tanzend schritt er nach der Thür, nachdem er mir ein paar Mal muthig zugenickt hatte; plötzlich aber hielt er inne. „Weiß der Henker," sagte er; „ich muß immer wieder an diesen Schuft, den Käfer, denken! Er ist nicht mal ein ordentlicher Käfer, höchstens ein Insect der siebenten Ordnung, so eine Schnabelferse oder dergleichen etwas!"

Meine Gedanken waren schon wieder bei den Correalobligationen. „Was kümmerst dich der Bursche," sagte ich obenhin; „der ist ja weit von hier!"

„Freilich, freilich," erwiderte Archimedes, indem er aus der Thür ging; „wir wollen die Naturgeschichte ruhen lassen." — —

Die kleine Kneiperei ging dann auch am Abend zur Herzensberuhigung unseres

Freundes in bester Heiterkeit von Statten; als wir aber feierlich die Gesundheit seines Alten tranken, flüsterte er mir ganz ergrimmt ins Ohr: „Und daß er bald der Schnabelferse einen Fußtritt gebe!" dann stürzte er sein volles Glas herunter.

Es ist mir später klar geworden, daß in Betreff jenes Menschen eine unbestimmte Furcht in seiner Seele lag, die er selber freilich nicht mehr bestätigt sehen sollte. Im weiteren Verlaufe des Semesters erwählte er desselben nicht wieder; seine Arbeiten mochten diese Dinge bei ihm zurückgedrängt haben; denn seiner Ankündigung gemäß betrieb er diese vom Morgenroth bis in die Mitternacht hinein.

* *

Bei Beginn der Herbstferien reiste Archimedes nach Hause, weil mit dem Semester auch seine dafür berechnete Kasse ihr Ende erreicht hatte; ich blieb noch, um unter Benutzung der Universitätsbibliothek eine bestimmte Materie durchzuarbeiten. Erst kurz vor dem Wiederbeginn der Collegien folgte auch ich; ich wollte doch ein paar Tage mit den Meinen verleben.

Archimedes fand ich besonders heiter und in großer Regsamkeit. „Du kommst verteuftelt spät, lieber Freund!" rief er mir entgegen; „aber der Alte ist splendid gewesen, ich reise wieder mit euch! Uebrigens..." Und nun erfuhr ich, daß am letzten Tage noch ein Ball stattfinden sollte, den ich nicht versäumen dürfe; seine kleine Phia würde auch erscheinen.

Dann schwieg er eine Weile und sah mit seinem kindlichen Lächeln zu mir auf. „Weißt du, lieber Freund," begann er wieder, „ich habe dabei auf dich gerechnet! Sie hat noch keinen Ball besucht; sie hat daher nicht so ihre gewohnten Tänzer wie die Anderen; nicht wahr, du hilfst mir, sie gleich ein wenig mit hineinzubringen?"

Ich dachte plötzlich wieder an die Willis. „Deine Schwester muß ja bezaubernd tanzen,“ sagte ich. „Wie wär's mit Polonaise und Cotillon? Willst du meine Bitte überbringen?“

Archimedes drückte mir die Hand. „Trefflich, trefflich, lieber Freund! Aber nun muß ich zum Schuster, ob meine neuen Lackirten doch auch fertig sind!“ —

Am Morgen des Festabends waren wir Alle in Bewegung; die Einen, um Handschuhe oder seidene Strümpfe einzukaufen — denn Archimedes war der Einzige, der stets in Lackstiefeln tanzte — die Anderen, um bei dem Gärtner einen heimlichen Strauß für die Angebetete zu bestellen. Diese Letzteren belächelte Archimedes, indem er sanft den Kopf emporhob; er hatte niemals eine Herzdame, sondern nur eine allgemeine cavaliermäßige Verehrung für das ganze Geschlecht, worin er vor Allem seine Schwester einschloß. Ich entsinne mich fast keiner Schlittenpartie, wobei sie nicht die Dame des eigenen Bruders war; es schien bei solchem Anlaß, als möge er sie keinem Dritten anvertrauen; sorgsam vor der Abfahrt breitete er alle Hüllen um und über sie, während das blasser Gesichtchen ihn dankbar anlächelte; und ebenso sorgsam und ritterlich hob er bei Beendigung der Fahrt sie wieder aus dem Schlitten.

So war denn Archimedes zum Festordner wie geschaffen und auch diesmal dazu erwählt worden. Als ich, wie gewöhnlich sein Gehülfe bei solcher Gelegenheit, am Vormittag des Festes in den Ballsaal trat, wo noch Einiges mit dem Wirth zu ordnen war, fand ich ihn mit diesem bereits in lebhafter Unterhandlung. „Vorzüglich, ganz vorzüglich!“ hörte ich ihn eben sagen; „also noch ein Duzend Spiegellampetten an den Wänden, damit die Toiletten der Damen sich im gehörigen Lüstre präsentiren, und, Liebster, nicht zu vergessen die bewußten Draperien, um

auch die Musikantenbühne in etwas zu verschönern!“

Während der Wirth sich entfernte, schritt Archimedes auf mich zu, der ich am anderen Ende des Saales die Tischen mit den Cotillonraritäten revidirte; aber der Ausdruck seines guten Gesichtes schien den heiteren Worten, die ich erst eben von ihm gehört hatte, wenig zu entsprechen.

„Was fehlt dir, Archimedes?“ frug ich. „Deine Schwester ist heute Abend doch nicht abgehalten?“

„Nein, nein!“ rief er. „Sie wird schon kommen, und wenn auch erst um zehn Uhr, nachdem der Alte zur Ruhe gegangen ist; aber ich denke sie noch früher loszuneiteln!“

„Nun also, was ist es denn?“

„O, es ist eigentlich nichts, lieber Freund; aber dieser Käfer, der Herr Hausverwalter! Ich glaube, das arme Ding fürchtet sich ordentlich vor ihm. Stelle dir's vor, er unterstand sich heute, auf mein Zimmer zu kommen und uns Beiden zu erklären, der Herr Etatsrath werde das sehr übel vermerken, wenn das Fräulein auf den Ball ginge; und das Fräulein hing so verzagt an seinem unverschämten Munde; es fehlte nur noch, daß er ihr geradezu den Ball verboten hätte!“

Archimedes zuckte mit seinem Stöckchen ein paar Mal heftig durch die Luft. „Ich werde diesem Käfer noch die Flügeldecken ausreißen!“ sagte er und machte seine Offiziersaugen. „Der Mensch unterstand sich sogar, mich bei meinem Vornamen anzureden; da habe ich ihm denn seinen Standpunkt klar gemacht und ihn hierauf sanft aus der Thür geschoben; siehst du“ — und er erhob den Arm — „mit dieser meiner eigenen Hand, die leider ohne Handschuh war!“ Er ging ein paar Mal auf und nieder. „Zu toll, zu toll!“ rief er. „Während meiner Philippika hatte

das Kind mich fortwährend am Rock gezupft; nun der Bursche fort war, bat sie mich unter Thränen, sie doch zu Haus zu lassen. Aber sie soll nicht; sie soll auch einmal, wie Andere, eine Freude haben; und sie hat mir's denn endlich auch versprochen."

Archimedes steckte beide Hände in die Taschen und blickte eine Weile schweigend gegen die Saaldecke. „Das arme Ding," sagte er; „sie hatte so ein Paar große erschrockene Kinderaugen! Wenn der Galunke es sie später nur nicht entgelten läßt! Nun, am Ende, wir sind denn doch nicht aus der Welt!"

Und allmählig beruhigten sich seine Gesichtszüge, und sein gutes Lächeln trat wieder um seinen wohlgeformten Mund. „Aber noch Eines, lieber Freund," begann er aufs Neue; „ich weiß, du bist auch so etwas für die Blumensträuße, und du meinst es stets aufs trefflichste; aber — sende ihr keinen! Nicht um meiner Grille halben, es würde sie ja wohl erfreuen; es ist nur — in unserem Hause paßt das mit den Blumensträußen nicht. Aber komm und hilf mir; die kleine Phia soll denn doch nicht ohne Blumen auf den Ball!"

Und dann gingen wir mit einander fort und kauften die schönste dunkelrothe Rose für das schwarze Haar des blassen Mädchens.

* * *

Meine Schwester war von einem leichten Unwohlsein befallen; so kam es, daß ich Abends allein und erst kurz vor Beginn des Tanzes in das Vorzimmer des Ballsaales trat.

Archimedes kam mir schon entgegen. „Ah!" rief er, „vortrefflich, daß du da bist! Nun wollen wir auch sofort beginnen!"

Aber ich hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick!" sagte ich; „ich muß mir erst

die Handschuh' knöpfen." In Wahrheit aber wollte ich ihn selber nur betrachten; dieser kunstvoll frisirte Haarpull, der kohlschwarz gewichste Schnurrbart, dazu das fröhliche und doch gemessene Werfen des Kopfes, das elegante Schwenken des kleinen Chapeau-claque — in Wahrheit, er imponirte mir noch immer.

„Deine Schwester ist doch drinnen?" frug ich dann, nach der offenen Thür des Saales zeigend, indem ich mich zugleich für vollkommen tanzfähig erklärte.

Er drückte mir die Hand. „Alles in Ordnung, lieber Freund!"

Als dann gleich darauf die Musik einsetzte, schritt Archimedes erhobenen Hauptes in den Saal, und ich folgte ihm, um meiner Dame zur Polonaise die Hand zu reichen. Aber sie war nicht unter ihren Altersgenossinnen, die am anderen Ende des Saales sich wie zu einem Blumenbeet zusammengeschart hatten; ich fand sie gleich am Eingang bei einem mir unbekannten, unschönen und plump gekleideten Mädchen sitzend. Sophie Sternow trug ein weißes Kleid mit silberblauem Gürtelbande; das glänzende, an den Schläfen schlicht herabgestrichene Haar war im Nacken zu einem schweren Knoten aufgeschürzt; aber weder die Rose, welche ihr Bruder unter meinem Beirath Vormittags für sie gekauft hatte, noch sonst ein Schmuck, wie ihn die Mädchen lieben, war daran zu sehen.

Ein leichtes Roth flog über ihr Antlitz, als ich auf sie zutrat. „Freund Archimedes," sagte ich, „wird mir hoffentlich den Tanz gesichert haben; ich möchte nicht zu spät gekommen sein."

Ein flüchtiger Blick aus ihren dunklen Augen streifte mich. „Ich danke Ihnen," sagte sie fast demüthig, indem sie, mich kaum berührend, ihre Hand auf den ihr dargereichten Arm legte, „aber auch ohne dies wären Sie nicht zu spät gekommen."

Ich hatte sie lange nicht gesehen; aber

Freund Archimedes irrte, das waren keine Kinderaugen mehr.

Wir tanzten dann, und ich würde noch jetzt sagen, daß sie trefflich tanzte; nur empfand ich in ihren anmuthigen Bewegungen nichts von jener frohen Kraft der Jugend, die sonst in den Rhythmen des Tanzes so gern ihren Ausdruck findet. Dies und die etwas zu schmalen Schultern beeinträchtigten vielleicht in etwas die sonst so eigenthümlich schöne Mädchenerscheinung.

Nach beendigtem Tanze führte ich sie an ihren Platz zurück, und sie setzte sich wieder neben das häßliche Mädchen, welches von Niemandem aufgefordert war und jetzt froh schien, wenigstens für den Augenblick aus seiner Verlassenheit erlöst zu werden. Als ich in dem Gewirre der sich auflösenden Paare Archimedes zu Gesicht bekam, konnte ich die Frage nicht unterlassen, ob er denn die Rose von heute Morgen seiner Schwester nicht gegeben habe.

„Freilich, freilich!“ erwiderte er, indem er zugleich einen Inspectionsblick in dem Saal umherwarf; „aber die Kleine scheint auf einmal eigensinnig geworden; sie wollte keine Blumen tragen; sie konnte nicht einmal sagen, weshalb sie es nicht wollte; sie bat mich flehentlich um Verzeihung, daß sie es nicht könne; denn, in der That, ich wurde fast ein wenig zornig! — Nun, lieber Freund,“ setzte er in munterem Ton hinzu, „die Damen haben ihre Launen, und jetzt werde ich selber mit der kleinen Dame tanzen!“

Während er dann zunächst noch zu den Musikanten ging, blickte ich im Saal umher. Die blasse Phia Sternow war die Einzige, deren junges Haupt mit keiner Blume geschmückt war; in dem duftweißen Kleide mit dem Silbergürtel erschien sie fast nur wie ein Mondenschein neben ihrer plump geputzten Nachbarin. Und wieder mußte ich an die Willis denken,

und jenes phantastische Mitgefühl, das ich als halber Knabe für sie empfunden hatte, überkam mich jetzt aufs Neue. Dies verleitete mich auch, als ich später mit der Busenfreundin meiner Schwester im Contretanze stand, diese etwas männliche Brünette mit ziemlich unbedachten Vorwürfen wegen einer solchen, wie ich mich ausdrückte, absichtlichen Trennung von der früheren Schulgenossin zu überhäufen. Hatte ich doch mit steigender Erregung wahrgenommen, daß keine der hiesigen jungen Damen sie begrüßte, wenn sie an ihrem Platz vorübergingen, ja daß eine derselben mit plötzlicher Bewegung den Kopf zur Seite wandte, da sie unerwartet in der Tanzkette ihr die Fingerspitzen reichen mußte.

Schon während meiner Rede hatte ich bemerkt, daß meine Tänzerin eine kriegsbereite Haltung annahm. „Sprechen Sie nur weiter!“ sagte sie jetzt, als ich zu Ende war; „ich höre schon.“ Und dabei trat sie einen Schritt zurück, als wolle sie mich besser Aug' in Auge fassen.

Als ich hierauf noch einmal betonte, was nach meiner Meinung in diesem Falle vorzubringen war, ließ die schöne Braune mich ruhig ausreden; dann sagte sie mit einer Gemessenheit, die seltsam zu dem jungen Munde stand: „Ich verstehe das Alles wohl; aber finden Sie nicht selbst, daß es Fräulein Sternow völlig frei steht, unsere Gesellschaft aufzusuchen, wenn sie anders meinen sollte, daß sie noch dahin gehöre?“

„Dahin gehöre?“ Ich wiederholte es fast erschrocken. „Sie wollen doch die Aermste nicht für ihr väterliches Haus verantwortlich machen?“

Fräulein Juliane — so hieß die schöne Mannin — zuckte nur die Achseln; gleich darauf mußten wir tanzen. Als wir wieder auf unserem Platze standen, gewahrte ich die Besprochene in der anderen Reihe neben uns, und so konnte

das Gespräch nicht wieder aufgenommen werden. Zu meiner stillen Genugthuung bemerkte ich wenigstens, daß Phia Sternow von den Tänzern nicht vergessen wurde, wenn freilich diese auch meist nur aus den Freunden ihres Bruders und diesem selbst bestanden. Sie erschien mir jetzt, da der Tanz ein leichtes Roth auf ihre Wangen gehaucht hatte, so über Alles schön, daß ich fast laut zu mir selber sagte: „Der Reiz; es ist der Reiz, der sie verfehmt.“

Die Hälfte des Abends war vorüber; der Cotillon, der Tanz, wo es gilt, die Pausen zu verplaudern, führte mich wieder mit ihr zusammen. Den vorhergehenden Walzer hatte ich in einem Anfälle von Barmherzigkeit mit ihrer unschönen Nachbarin getanzt, und Sophie Sternow hatte mich, da ich sie von ihrer Seite holte, mit einem dankbaren Lächeln angeblickt, dem einzigen, das ich an diesem Abend auf ihrem jungen Antlitz sehen sollte. „Wer ist das Mädchen?“ frug ich jetzt. „Sie scheint eben keine beliebte Tänzerin.“

Phia blickte flüchtig zu mir auf. „Sie ist eine Fremde,“ sagte sie dann; „sie hat hier keine Freunde.“

Sie schwieg, und ich suchte nach einem anderen Unterhaltungsstoff. Was aber sollte ich reden, ohne bei der Armseligkeit dieses Lebens anzustoßen! Da begann ich von ihrem Bruder, von seinem redlichen Fleiße, von unserem treuen Zusammenhalten. Nur aus den geöffneten Lippen und den regungslos auf mich gerichteten Augen erkannte ich, mit welcher Theilnahme sie meinen Worten folgte; aber auch jetzt brach kein Lächeln durch den leidenden Ernst dieser jungen Züge.

„Fräulein Sophie,“ sagte ich, „ich weiß es, Sie haben durch den Fortgang dieses Bruders viel verloren!“

Ein kaum hörbares „Ja“ war die Antwort. Als ich aber dann, des aufs

Neue bevorstehenden Scheidens gedenkend, hinzufügte: „Diesmal werden Sie ihn schon nach ein paar Monden wieder haben!“ da schloß sie die Augen, als wolle sie in keine Zukunft blicken, und hielt ihr Antlitz wie das einer schönen Todten mir entgegen.

„Fräulein Sophie!“ erinnerte ich leise; denn ich sollte meine Dame zu dem mit Blumensträußen gefüllten Körbchen führen.

Sie schlug langsam die Augen wieder auf, und wir tanzten diese und noch manche andere Tour; gesprochen aber haben wir nicht viel mehr mit einander.

Gern hätte ich noch vor der gemeinschaftlichen Abreise am anderen Morgen meine Schwester über die Vorgänge des verflossenen Abends ausgefragt; aber der Wagen hielt schon früh um fünf Uhr vor dem Hause, und ihres Unwohlseins halber durfte sie nicht wie sonst das letzte Viertelstündchen beim Morgenthee mit mir verplaudern.

* *

Es kann endlich nicht länger verschwiegen werden, daß Archimedes während der langen Wartezeit daheim auch bei anderen als den bisher erwähnten Anlässen mit jenen kleinen Gläsern in Berührung gekommen war. — Im Hinterstübchen eines Gasthofes, wo sonst nur die Leute aus der Marsch ihre Anfahrt hielten, pflegte sich ein paar Mal wöchentlich ein Kleeblatt älterer Männer zusammenzufinden, sämmtlich voll mannigfacher Welterfahrung und scharfer rücksichtsloser Beurtheilung aller übrigen Menschen. Bei einer Pfeife Petit-Manasters und einem Gläschen feinsten und nur in diesem Stübchen zum Ausschank kommenden Pomeranzen-Liquors, das ohne Bestellung vor Jeden hingestellt und ebenso erneuert wurde, verstanden sie es, die respectabelsten Häupter der Stadt in so einseitige Beleuch-

tung zu rücken, daß sie Jedem als die lustigsten Caricaturen erscheinen mußten. Diesen Leuten, welche in halbem Bruche mit der übrigen Gesellschaft sich selbst genug waren, hatte im letzten Winter Archimedes sich als Bierter angeschlossen, nachdem er mit dem Hauptwortführer derselben, einem früheren Offizier, eines Nachmittages auf der Eisfläche des jetzt verschwundenen Mühlenteiches in allen Kunstformen des Schlittschuhlaufes gewetteifert hatte.

Zwar hatte er, als dann im Hinterstübchen des Gasthofes die bestbeleumdetsten Honoratioren in so possenhafter Verwandlung vorgeführt wurden, anfänglich sein gutmüthiges Haupt geschüttelt; das Gläschen, welches auch ihm gesetzt und gefüllt wurde, war für ihn durchaus nothwendig, um nur die spaßhafte Seite dieses Puppenspiels zu sehen; aber freilich, das Mittel schlug auch an, und so kam es, daß er an den betreffenden Abenden meist schon als der Erste des nunmehrigen Bierblattes vor seinem Gläschen saß, in ungeduldiger Erwartung, daß mit dem Erscheinen der drei anderen Gäste das Stück aufs Neue beginnen möge. Er bedurfte eben eines kräftigeren Anreizes, als der Verkehr mit den ihm immer grüner erscheinenden Gelehrtenschülern ihm zu bieten vermochte.

Daß eine eigentliche Neigung zum Trinken in Archimedes steckte, habe ich nie bemerkt; jedenfalls schien zu solchem Bedenken jeder Anlaß verschwunden, sobald er den Boden der Universität betreten hatte. — Da tauchte — etwa einen Monat nach unserer letzten Rückkehr — unter einer Anzahl ihm bekannter Corpsstudenten eine Tollheit auf, welche vielleicht von einzelnen älteren Herren noch jetzt als ein Auswuchs ihres Jugendübermuths belächelt wird, welche aber für Andere der Anfang des Endes wurde. Ohne Ahnung jener späteren Aera des

Absinthes, behaupteten sie, in dem „Pomeranzen-Bittern“ den eigentlichen Feind des Menschengeschlechts entdeckt zu haben, und erklärten es für eine der idealsten Lebensaufgaben, selbigen, wo er immer auch betroffen würde, mit Hintenansehung von Leben und Gesundheit zu vertilgen. Dieser Erkenntniß folgte rasch die That: eine „Bitternvertilgungscommission“ wurde gebildet, die an immer neu erforschten Lagerorten des Feindes ihre fliegenden Sitzungen hielt. Die Sache wurde bekannt und begann über die Studentenkreise hinaus Anstoß zu erregen; sogar ein Anschlag am schwarzen Brett erschien, welcher den Studenten unter Androhung der Relegation den Besuch einer Reihe näher bezeichneter Häuser untersagte, natürlich nur ein Sporn zu noch heldenhafteren Thaten.

Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß auch Archimedes sich diesem Unwesen zugesellte. Hatte die Dede seines niedergehaltenen Lebens ihn zu jenem älteren Kleeblatt hingetrieben, so war es jetzt das in dieser Sache steckende Stückchen Sport, das ihn heranzog; er kannte ja jenen Feind des menschlichen Geschlechts seit lange, er mußte mit dabei sein. Vergebens suchte ich ihn zurückzuhalten. „Liebster,“ sagte er, „laß mich auch einmal, wie du es nennst, ein wenig toll sein; ich veräume ja nichts damit! Und so beruhige dein treues Herz, auch wenn dir für unsere erhabene Sache das Verständniß fehlen sollte!“

Er machte seine kriegerischen Augen und sah mich dabei mit seinem besten Lächeln an; mir blieb zuletzt nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu lassen. Denn darin freilich unterschied er sich von den Genossen seiner Tollheit, außer seiner Gesundheit wurde nichts von ihm veräußert. Gewissenhaft, und wenn die Stunde noch so früh war, besuchte er seine Collegien, und war die eine Nacht

durchrast, so wurde unfehlbar die darauf folgende hindurch gearbeitet. Auf seiner Spritmaschine, welche brennend neben ihm stand, filtrirte er sich den stärksten Kaffee, und vermochte auch der dem erschöpften Körper die Müdigkeit nicht fern zu halten, so holte Archimedes, wenn alle anderen Bewohner des Hauses schliefen, sich aus der Pumpe auf dem Hofe einen Eimer eiskalten Wassers, um seine nackten Füße dahineinzustecken und dann frei von jedem verführerischen Schlafverlangen in seiner Arbeit fortzufahren.

Diese zweite, wenn auch achtungswerthe Tollheit hatte er vor mir wie vor allen Anderen verborgen gehalten; aber freilich, ihre Folgen konnten nicht verborgen bleiben. Wir waren diesmal Beide in den Weihnachtsferien nicht nach Hause gewesen; es ging schon in den März, als ich eine auffallende Veränderung in dem Wesen meines Freundes wahrnahm: der sonst so ordnungsliebende Mann war verschwenderisch geworden; er machte wiederholt allerlei seltsame Ankäufe, die seine knappen Mittel bei weitem überstiegen. Außer den theuersten Zirkeln, welche ihm gleichwohl immer nicht genügten, war seine Erwerbslust auf verschiedene Arten von Stoßrappieren gerichtet, eine Waffe, die auf unserer Universität nicht gebräuchlich war, aber freilich, seiner Person entsprechend, gern und mit Geschick von ihm gehandhabt wurde; endlich kamen sogar Lackstiefel mit immer dünneren und biegsameren Sohlen an die Reihe.

Als ich ihn über diese mir ganz unverständliche Verschwendung zur Rede stellte, glaubte ich etwas Unheimliches in seinen Augen aufleuchten zu sehen. „Geduld, Geduld!“ sagte er hastig. „Mein voreiliges Urtheil, Liebster! Ich habe jetzt endlich einen Schuster aufgefunden, ein excellenter Bursche, ausnehmend excellent! Wenn sie fertig sind, werde ich in den durchaus vollkommenen Stiefeln zu dir kommen —“

„Aber, Archimedes,“ unterbrach ich ihn, „was willst du damit und mit all’ deinen Zirkeln und Rappieren?“

Er sah mich mit weit aufgerissenen Augen an; der Erwerb jener letzteren Dinge war ihm offenbar entfallen, obgleich die Rappiere in seinem Zimmer eine halbe Wand bedeckten.

Plötzlich, einige Tage danach, in welchen ich ihn nicht gesehen hatte, hieß es, Archimedes liege am Nervenfieber, es stehe schlecht mit ihm. Eilig ging ich nach seiner Wohnung; aber ich erschrak, ich erkannte ihn fast nicht; in seinem Bette lag etwas wie ein kleiner abgezehrter Greis, und noch heute würde ich die Möglichkeit einer so raschen Wandlung bestreiten, wenn ich sie nicht mit offenen Augen erlebt hätte. — Ein uns Beiden befreundeter junger Arzt von anerkannter Tüchtigkeit hatte ihn in Behandlung genommen; auch eine von diesem besorgte Wärterin war vorhanden.

Archimedes bewegte seinen Kopf, als ob er mir zunicken wolle. „Lieber Freund,“ flüsterte er, „ich fürchte, ich bin recht wunderbar gewesen die letzte Zeit; aber nun, es wird nun besser werden!“ Er versuchte zu lächeln, nachdem er langsam und kaum verständlich dies gesprochen hatte; aber es gelang ihm ebenso wenig wie der Versuch, sich dann auf seinen Kissen umzuwenden; die Wärterin stand auf, und wir Beide hoben und legten ihn, bis er zufrieden war.

Bald darauf kam auch der Arzt. Als wir nach einiger Zeit zusammen das Haus verließen, wollte er keine bestimmte Hoffnung geben; als ein eigentliches Nervenfieber bezeichnete er die Krankheit nicht; der Grund derselben liege in den fortgesetzten Ausschreitungen nach zweien Seiten, welche dieser an sich zarte Körper nicht habe ertragen können.

In meiner Wohnung angelangt, setzte ich mich sofort hin und gab dem Vater

brieflich über diesen Stand der Dinge Auskunft; ich glaubte ihm anheimstellen zu müssen, ob er bei dem ungewissen Ausgang persönlich kommen oder aber der Schwester die Reise an das Krankbett des Bruders gestatten wolle; zugleich bat ich, mit Rücksicht auf das zu Ende gehende Quartal, um Uebersendung einer Geldsumme für diesen außerordentlichen Fall.

Mit umgehender Post erhielt ich auch ein eigenhändiges Schreiben des Herrn Etatsraths: sein herrlicher Archimedes solle erfahren, daß sein Vater sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt sei, einen Jüngling wie ihn der Mit- und Nachwelt zu erhalten; durch den Herrn Kaiser würden instanter die ausreichendsten Mittel an mich, dem er sein vollstes Vertrauen entgegenbringe, eingehen; im Uebrigen solle ich den Arzt zum Teufel jagen; die Sternows hätten allzeit eine Constitution gehabt, welche ohne diese Pfluscherkünste in das Geleise der Natur zurückzufinden wisse.

Damit schloß das Schreiben; von einem persönlichen Kommen, sei es des Schreibers selber oder seiner Tochter, war nichts erwähnt. Die Geldsendung indessen erfolgte wirklich; es war eine elende Summe, die kaum ausgereicht hätte, die Wärterin auf längere Zeit hin zu besolden. — Sie sollte freilich hierfür noch mehr als ausreichend gewesen sein. Acht Tage waren vergangen; Archimedes wurde immer schwächer.

Als ich dann eines Vormittags in sein Zimmer trat, fand ich ihn schwer athmend, mit geschlossenen Augen; in seinem Antlitze schien aufs Neue eine Veränderung vorgegangen zu sein, ob zum Leben oder zum Tode, vermochte ich nicht zu erkennen; etwas wie eine ruhige Klarheit war in seinen Zügen; aber die Finger der Hand, welche auf der Decke lagen, zuckten unruhig durch einander. Ich stand

schon lange vor ihm, ohne daß er meine Anwesenheit bemerkt hätte.

„Der Herr ist schwer krank!“ sagte die Wärterin, die vor einer Tasse Kaffee in dem alten Lehnstuhl saß. „Sehen Sie nur“ — und sie fuhr sich mit der Hand unter ihrer Mütze hin und her, als wolle sie andeuten, daß es auch unter der Hirnschale des Kranken nicht in Ordnung sei — „alle die lackirten Stiefelchen habe ich dem Bette gegenüber in die Reihe stellen müssen, und es wollte immer doch nicht richtig werden, bis ich endlich dort das eine Pärchen oben an und dann noch wieder eine Hand breit vor den anderen hinausgerückt hatte. Du lieber Gott, so kleine Füßchen und so viele schöne Stiefelchen!“

Die Alte mochte dies etwas laut gesprochen haben, denn Archimedes fuhr mit beiden Händen an sein Gesicht und zupfte daneben in die Luft, als säße sein armer Kopf noch zwischen den steifen Vatermördern, die er in gewohnter Weise in die Richte ziehen müsse; dann schlug er die Augen auf und blickte um sich her. „Du?“ sagte er, und ein Anflug seines alten verbindlichen Lächelns flog um seinen Mund. „Trefflich, trefflich!“

Er hatte das kaum verständlich hingemurmelt; aber plötzlich richtete er sich auf, und mich wie mühsam mit den Augen fassend, sprach er vernehmlich: „Ich wollte dir doch etwas sagen! Weißt du es denn nicht? Du mußt mir helfen; ich wollte dich darum holen lassen. — Ja so! Ich glaube“ — er stieß diese Worte sehr scharf hervor — „es hätte etwas aus mir werden können; nicht wahr, du bist doch auch der Meinung? Ich habe darüber nachgedacht.“

Er schwieg eine Weile; dann warf er heftig den Kopf auf seinem Kissen hin und her. „Pfui, pfui, man soll seine Eltern ehren; aber, weißt du ... auf meines Vaters Gesundheit kann ich doch nicht

wieder trinken; und darum ...“ Seine Hände fuhren auf dem Deckbett hin und her. „Nein,“ hub er wieder an, „lieber Freund, das war es doch nicht, was ich dir sagen wollte; entschuldige mich, du mußt das wirklich entschuldigen!“

Bei den letzten Worten waren seine Augen im Zimmer umhergeirrt, und seine Blicke versingen sich an dem Stiefelpaar, womit er der Wärterin, nach deren Erzählung, so viele Mühe gemacht hatte; dem einzigen, welches Spuren des Gebrauchs an sich trug.

Ein glückliches Lächeln ging über sein eingefallenes Antlitz. „Nun weiß ich es!“ sagte er leise; und mit seiner abgezehrten Hand ergriff er die meine, die andere hob sich zitternd und wies mit vorgestrecktem Zeigefinger nach den Stiefeln. „Das war unser letzter Ball, lieber Freund; du tanztest mit meiner Schwester, mit meiner kleinen Phia; aber sie war doch nicht vergnügt ... sie ist noch so jung; aber sie konnte nicht vergnügt sein — ich habe immer daran denken müssen: so allein mit dem Alten und den Zeitungen und dem ... verfluchten Käfer!“

Er hatte beide Arme aufgestemmt und sah mit wilden Blicken um sich. „Sie hat mir nicht geschrieben, gar nicht; auf alle meine Briefe nicht!“

Die Wärterin erhob warnend ihre Hand. „Der Herr spricht zu viel!“ Aber Archimedes warf ihr seine Cavaliersaugen zu; „dummes Weib!“ murmelte er; dann, wie von der letzten Anstrengung ermüdet, ließ er sich zurücksinken und schloß die Augen. Er athmete ruhig, und ich glaubte, er werde schlafen; aber noch einmal, ohne sich zu regen, flüsterte er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Wenn ich nur erst das Examen ... Phia, meine liebe kleine Schwester!“

Dann schlief er wirklich; ich legte seine Hand, welche wieder die meine ergriffen

hatte, auf das Deckbett und ging leise fort. — —

Als ich am anderen Morgen wieder durch den unteren Flur des Hauses ging, schlurste der Eigenthümer desselben, ein hagerer Knochendreher, auf seinen Pantoffeln hinter mir her und zog mich unter Höflichkeitsgeberden in eins der nächsten Zimmer, wo ich außerdem noch seine wohlgenährte Gattin, welche der eigentliche Mann des Hauses war, und eine ältliche Tochter antraf, die wie ein weiblicher Knochendreher aussah. Alle umringten mich und redeten durch einander auf mich ein: sie hätten vor ein paar Jahren erst das theure Haus mit all' den schönen Zimmern hier gekauft; das könne ich wohl denken, daß noch schwere Hypotheken darauf lasteten, und noch ständen just die besten Zimmer unvermietet, obschon die Herren es doch nirgend besser als bei ihnen haben könnten! — Ich wußte anfänglich nicht, wo alles dies hinaus sollte; dann aber kam's: sie fürchteten für ihren rückständigen Miethzins; ich sollte ihnen helfen, denn — Archimedes war um Mitternacht verschieden.

Ich stieß diese Leute, die freilich nur ihr gutes Recht zu decken suchten, fast gewaltsam von mir und stieg langsam die Treppe nach dem Oberhaus hinauf. — „Also doch! Todt; Archimedes todt!“

Und da stand ich vor seinem schon erkalteten Leichnam; aber sein eingefallenes Todtenantlitz trug wieder den Ausdruck der Jugend, und mir war, als schwebe noch einmal sein gutes Lächeln um die erstarrten Lippen.

* *

Als ich in den Osterferien nach Hause kam, war mein erster Gang zu dem Herrn Etatsrath; nicht daß mein Herz mich zu dem Vater meines verstorbenen

Freundes hingetrieben hätte, es waren vielmehr geschäftliche Dinge, und nicht der angenehmsten Art. Die Begräbniskosten und die Forderungen des Hauswirths waren durch Herrn Käfer in irgend einer Art geordnet; aber jene während der dem eigentlichen Krankenlager vorangehenden Gemüthsstörung zusammengekauften Gegenstände waren zum größten Theile von dem Verstorbenen unbezahlt gelassen. Zwar hatten später die Verkäufer dem Herrn Etatsrath ihre Rechnungen eingesandt, aber es war darauf weder Geld noch Antwort erfolgt. Nun hatten sie dieselben noch einmal ausgestellt und mir, den sie als Freund und Landsmann ihres Schuldners kannten, mit der Bitte um Verwendung bei dem Vater übergeben.

Bei meinem Eintritt in den Hausflur sah ich eine weibliche Gestalt mit einer blauen Küchenschürze, als wolle sie nicht gesehen werden, durch eine Hinterthür verschwinden; ob es eine Magd, oder wer sie sonst war, vermochte ich so rasch nicht zu erkennen. Da ich indessen den braunrothen Kopf des Herrn Etatsraths von der Straße aus in einem der unteren Zimmer bemerkt hatte, so pochte ich, da sich sonst Niemand zeigte, ohne Weiteres an die betreffende Zimmerthür. Es erfolgte jetzt etwas wie das Brummen eines Bären aus einer dahinter liegenden Höhle; ich nahm es für ein menschliches „Herein“ und fand dann auch den Herrn Etatsrath im Lehnstuhl an seinem mit Papieren bedeckten Schreibtisch sitzen, wo ich ihn vorher durchs Fenster erblickt hatte. Ihm zur Seite stand ein kleiner Tisch, darauf eine Krystallflasche mit Madeira und ein halbgeleertes Glas. Als ich näher trat, sah er mich eine Weile mit offenem Munde an; dann langte er hinter sich nach einem Schränkchen und brachte ein zweites Glas hervor, das er sofort füllte und nach der anderen Seite des Tisches schob.

„Sie sind der Sohn des Justizraths,“

begann er; „aber setzen Sie sich, junger Mann! Sie waren der Freund meines unvergeßlichen Archimedes; Sie werden das zu schätzen wissen!“

Ich gab dem meine Zustimmung und erzählte, den Tod und die vermuthliche Todesursache des Verstorbenen übergehend, von der Gewissenhaftigkeit, womit er unter allen Umständen und bis zuletzt seine Studien betrieben hatte, und von mancher freundlichen Aeußerung seiner Fachprofessoren, welche nach seinem Tode mir zu Ohren gekommen war.

Der Herr Etatsrath hatte indessen sein Glas geleert und wiederum gefüllt. „Junger Mann,“ sagte er, „erheben wir den Pocal und trinken wir auf das Gedächtniß des ersten Mathematikus unseres Landes; denn das war mein Archimedes schon jetzt in seinen jungen Jahren! Ich, der ich denn doch ein ganz anderer Gewährsmann bin als jene soeben von Ihnen in Bezug genommenen Professoren, ich selber habe ihn geprüft, als der Selige zum letzten Mal in diesem Hause weilte. Wenn ich sage: geprüft, so will das Wort sich eigentlich nicht schicken; denn mein Archimedes war der Größere von uns Beiden!“ — Und seine Blicke legten sich wie drückende Bleifugeln auf die meinen, während er mit mir anstieß und dann in einem Zug sein Glas heruntergoß.

Damals fürchtete ich mich noch nicht vor einem tüchtigen Trunk. „In memoriam“ sprach ich und folgte seinem Beispiel. Der Herr Etatsrath nickte und schenkte die Gläser wieder voll. „Sie haben,“ hub er aufs Neue an, „Ihren großen Commilitonen mit allen studentischen Ehren zu seiner letzten Ruhestatt begleitet; so verhielten wir es auch zu meiner Zeit; besonders bei unserem Consenior, den wir Mathematiker ‚Rhomboides‘ nannten! Er war ein Rheinländer; aber der Wein war bei ihm ein überwundener Standpunkt; er trank des Morgens Rum

und des Abends wieder Rum; und so fiel er auch nicht, wie mein unsterblicher Archimedes, als ein Opfer der Wissenschaft, er war vielmehr dem Laster der Trunksucht ergeben und ging dadurch zu Grunde. Deß ohnerachtet bliesen wir ihn mit zwölf Posaunen zu Grabe und tranken sodann im Rathskeller so tapfer auf seine fröhliche Urständ, daß bei Anbruch des Morgens nur noch Wenige von uns an das Tageslicht hinaufzugelangen vermochten. Aber“ — sein Blick war auf mein unberührtes Glas gefallen — „Sie haben ja nicht getrunken! ,Dulce merum‘, sagt Horatius; schenken Sie sich selber ein; es freut mich, einmal wieder mit einem flotten Studiosus den Pocal zu leeren!“

Die Gesellschaft des Herrn Etatsraths begann mir unheimlich zu werden, auch wollte ich endlich meine Rechnungen zur Sprache bringen und zog deshalb, indem ich zugleich seiner Aufforderung folgte, mein Päckchen aus der Tasche und begann die Papiere vor ihm auszubreiten.

Er würdigte dieselben keines Blickes; die Erläuterungen aber, welche ich hinzuzufügen für nöthig hielt, schien er aufmerksam anzuhören. „Gewiß, mein junger Freund,“ sagte er dann, als ich zu Ende war, „mein herrlicher Archimedes wäre ja kein Student gewesen, wenn er nicht mit etwelchen Schulden in die Ewigkeit gegangen wäre! Geben Sie, junger Mann, die Rechnungen dieser Böotier an den Herrn Käser zur weiteren Hinterlegung oder, was ich für das Schicklichste erachte, retradiren Sie selbige an ihre ehrenwerthen Autoren!“

Ich glaubte den Sinn dieser Worte nicht recht gefaßt zu haben. „Aber sie sollen doch bezahlt werden?“ wagte ich einzuwenden.

„Nein, mein junger Freund“ — und die stumpfen Augen sahen unter den schwarzen Vorstenhaaren mich fast höh-

nisch an — „ich sehe dazu nicht die mindeste Veranlassung.“

Ich mag dem Herrn Etatsrath wohl ein recht verblüfftes Gesicht gemacht haben, als ich meine Rechnungen zusammensammelte und wieder in die Tasche steckte; dann aber nahm ich meinen Abschied, so sehr er mich auch mit trunkener Höflichkeit zurückzuhalten suchte.

Als ich auf den Flur hinaustrat, vernahm ich dort ein halb unterdrücktes Weinen, und da ich den Kopf wandte, sah ich auf den Stufen einer Treppe, die hinter dem Zimmer des Etatsraths in das Oberhaus hinaufführte, eine weibliche Gestalt hingekauert; an der blauen Schürze, in die sie ihr Gesicht verhüllt hatte, glaubte ich sie für dieselbe zu erkennen, die sich vorhin so hastig meinem Blick entzogen hatte.

Als ich unwillkürlich näher trat, erhob sie den Kopf ein wenig, und zwei dunkle Augen blickten flüchtig zu mir auf.

„Fräulein Sophie!“ rief ich; denn ich hatte sie erkannt, obgleich ihr schönes Antlitz durch einen fremden scharfen Zug entstellt war. „Ja, weinen Sie nur; er hat Sie sehr geliebt! O, Fräulein Phia, wenn Sie nicht kommen konnten, weshalb schwiegen Sie auf alle seine Briefe?“ — Das einsame Sterbelager meines Freundes war vor mir aufgestiegen; ich hatte es nicht lassen können, diesen Vorwurf auszusprechen.

Sie antwortete mir nicht; sie wühlte das Haupt in ihren Schoß und streckte beide Arme händeringend vor sich hin; ein Schluchzen erschütterte den jungen Körper, als ob ein stumm getragenes ungeheures Leid zum Ausbruch drängte.

War das allein die Trauer um den Todten, was sich da vor meinen Augen offenbarte? — Unschlüssig stand ich vor ihr; dann begann ich zu berichten, was ich immerhin der Schwester des Verstorbenen schuldig zu sein meinte: von ihres

Bruders letzten Tagen, von seiner Sehnsucht nach der fernen Schwester und wie ihr Name von seinem sterbenden Munde auch für mich das Abschiedswort von ihm gewesen sei.

Ich schwieg einen Augenblick. Als ich noch einmal beginnen wollte, streckte sie abwehrend, in leidenschaftlicher Bewegung die Hände gegen mich. „Dank, Dank!“ rief sie mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde; „aber gehen Sie, aus Barmherzigkeit, gehen Sie jetzt!“ Und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hand ergriffen, und ein paar fieberheiße Lippen drückten sich darauf.

Beschämt und verwirrt, zögerte ich noch, ihr zu gehorchen; da wurde aus dem Zimmer nebenan ihr Name gerufen; die rauhe Stimme ihres Vaters war nicht zu verkennen.

Schweigend und wie todmüde erhob sie sich; aber ich hielt sie noch zurück und sprach die Hoffnung aus, sie bald in ruhigerer Stunde in meiner Eltern Haus zu sehen.

Sie blickte nicht zu mir hin und antwortete mir nicht, weder durch Worte noch Geberde. Langsam schritt sie nach dem Zimmer ihres Vaters; als ich die Hausthür geöffnet hatte, wandte ich noch einmal den Kopf zurück; da stand sie noch, die Klinken in der Hand, die großen Augen weit dem Sonnenlicht geöffnet, das von draußen in den dunklen Haussflur strömte; mir aber war, da hinter mir die schwere Thür ins Schloß fiel, als hätte ich sie in einer Gruft zurückgelassen.

Wie betäubt kam ich nach Hause; es nahm mich fast Wunder, als ich hier Alles wie gewöhnlich fand: meine Schwester saß mit einer großen Weißzeugnäherei am Fenster; neben ihr im Sopha Tante Allmacht mit ihrer ewigen Tricotage.

Ich konnte nicht an mir halten, ich erzählte den Frauen Alles, was mir widerfahren war. „Was ist geschehen

mit dem armen Kinde?“ rief ich; „das war nicht nur ein Leid, das war Verzweiflung, was ich da gesehen habe.“

Ich erhielt keine Antwort; Tante Allmacht schloß ihre Lippen fest zusammen; meine Schwester packte ihre Näherei hinter sich auf den Stuhl und ging hinaus. Ich sah ihr erst erstaunt nach und machte dann Anstalt, sie zurückzurufen; aber Tante Allmacht faßte meine Hand: „Laß, laß, mein lieber Junge; das sind keine Dinge für die Ohren einer jungen Dame, wenn auch die ganze Stadt davon erfüllt ist!“

„Sprich nur, Tante,“ sagte ich traurig; „ich weiß schon, was nun folgen wird!“

„Ja, ja, mein Junge; der Musche Käfer — es ist gekommen, wie es nicht anders kommen konnte; und wenn nicht ein noch größerer Scandal geschehen soll, so wird der Herr Etatsrath zu einer sehr unschicklichen und recht betäubten Heirath seinen Segen geben müssen. Im Uebrigen ist natürlich dieser Rabenvater der Einzige, welcher von dem Stand der Dinge keine Ahnung hat.“

Tante Allmacht that ein paar Seufzer. „Die arme Phia!“ fügte sie dann mit feltener Milde bei; „ich habe kluge und gereifte Frauen an solch elenden Gesellen verderben sehen, warum denn nicht ein dummes unberathenes Kind!“

* * *

Zu der von Tante Allmacht vorhin bezeichneten Heirath kam es nicht. — Was nun noch folgte, habe ich nicht miterlebt; ich saß in unserer Universitätsstadt an meiner lateinischen Examenarbeit; aber mein Gewährsmann ist wiederum jener alte Handwerksmeister, der nächste Nachbar des Herrn Etatsraths.

Es war im Hochsommer desselben Jahres, in einer jener hellen Nächte, die

auch schon unserer nördlicheren Heimath eigen sind, als er durch etwas wie aus der Nachbarschaft zu seinem Ohre Dringendes aus tiefem Schlaf emporgerissen wurde: ein Geräusch, ein ungewohnter Laut hatte die Stille der Nacht durchbrochen. Aengstlich horchend saß er aufrecht in den Kissen. Deutlich unterschied er jetzt die Hausthürglocke des Herrn Etatsraths, im Hause selbst ein Treppelaufen und Schlagen mit den Thüren; dann eine junge Stimme, nein, einen Schrei, wie in höchster Noth aus armer hülfloser Menschenbrust hervorgestoßen!

Voll Entsetzen war der alte Mann von seinem Lager aufgesprungen, da hörte er draußen auf der Straße eilige Schritte näher kommen. Er stieß das Fenster auf und gewahrte eine alte Frau, die er in der Dämmerhelle zu erkennen glaubte. „Wie! Wie! Peters!“, rief er, „ist Sie es? Was ist denn das für ein Schrecken in der Nacht?“

Die alte, sonst so schweigsame Frau war dicht zu ihm herangetreten. „Geh! Er nur wieder schlafen, Meister!“, sagte sie und hielt dabei ihre großen unbeweglichen Augen auf ihn gerichtet; „was Er gehört hat, geht Ihn ganz und gar nichts an; oder wenn Er nicht schlafen kann, so helf! Er den Herrn Etatsrath wecken, wenn Reu' und Leid ihn noch nicht haben wecken können!“

Damit war sie fortgegangen; und gleich darauf hatte der Meister abermals die Thürglocke des Nachbarhauses läuten hören. — Was in dieser Nacht geschehen war, blieb nicht lange verborgen; schon am anderen Morgen lief es durch die Stadt; in den Häusern flüsterte man es sich zu, auf den Gassen erzählte man es laut: unter dem Dache des Etatsraths lagen zwei Leichen; die Stadt hatte auf Wochen Stoff zur Unterhaltung.

Dann kam der Begräbnistag. Dem Sarge, in welchem ein neugeborenes Kind

an seiner jungen Mutter Brust lag, folgten zwei Schreiber und die nächsten Nachbarn; Herr Käfer hatte am selben Morgen eine Reise angetreten; der Herr Etatsrath hatte aus unbekanntem Grunde sich zurückgehalten. Als aber der Leichenzug in dem Todtengange an der Gartenplanke entlang kam, sah man ihn auf dem Altare in jener Ecke, der jetzt weit offenen Kirchhofspforte gegenüber, sitzen; er rauchte aus seiner Meerschammpfeife und stieß mächtige Dampfswolken vor sich hin. Die leuchtendste Junifonne beschieden den Sarg und den einzigen aus Immergrün und Myrthenblüthen gewundenen Kranz, den Tante Allmachts Stina heimlich am Abend vorher darauf gelegt hatte.

Der Herr Etatsrath dampfte aus seinem Meerschamkopf, als müsse er unsichtbar machende Wolken zwischen sich und die heranschauende letzte Bettstatt seines Kindes bringen; gleichwohl, als man sich seinem Sitze näherte, scheuchte er sie mit seiner runden Hand zur Seite, so daß das stark geröthete Antlitz daraus hervorsah. Er rückte auf seiner Bank; es schien, als ob er zum Gefolge reden wolle. „Contra vim mortis! Contra vim mortis!“ sagte er kopfschüttelnd und winkte herablassend mit der freien Hand nach unten. „Aber recht schönes Wetter hat sie sich zu ihrem letzten Gange ausgesucht!“ Er hatte ein paar Mal zu diesen Worten angefacht; als er sie sprach, war der Zug schon in den Kirchhof eingetreten.

„Diesem ohnerachtet“, versicherte mich der alte Rothgießermeister, „und da ich einstmals unsere Quarta durchgemacht, hatte ich das Alles wohl verstanden; unser Herrgott läßt eben allerlei Volk in seiner Welt gedeihen; er muß schon wissen, wozu das taugen mag! Aber sagen muß ich doch, nachdem wir den Sarg mit den beiden armen Kindern eingesenkt hatten und nun den Weg zurückgingen, da rauchte

der Herr Etatsrath nicht mehr; seine Hand, in welcher er zuvor die Pfeife gehalten hatte, hielt jetzt einen vom Stamme halb abgerissenen Lindenzweig umklammert, und seine Augen stierten nach dem Kirchhof, wo hinter uns die schwarze Grube zugeworfen wurde; ich glaube gar nicht, daß er uns gesehen hat."

So erzählte mir der alte Handwerksmann, mit beiden Armen über seine Gartenplanke lehrend, und da auch ihm die Pfeife dabei ausgegangen war, so nahm er aus meinem dargebotenen Täschchen eine Cigarre und blies dann wieder, mit behaglichem Schmunzeln über das ungewohnt gute Kraut, die blauen Wolken vor sich hin. „Es ist ja heute kein Begräbniß," sagte er wie entschuldigend.

— — Phia Sternow ruht neben ihrer fast in gleicher Jugend, aber ohne eine gleiche Kränkung der öffentlichen Meinung hingeschiedenen Mutter; wie ich mich später überzeugte, unter jenem vernachlässigten Hügel, auf dem ich einstmals ihren Syringenfranz gefunden hatte. — Eine Willi ist sie nicht geworden, nur ein verdämmernder Schatten, der mit anderen eben solchen noch mitunter vor den Augen eines alten Mannes schwebt. — Arme Phia! Armer Archimedes!

* * *

Ich schwieg. Mein junger Freund, dem ich dies Alles auf eine hingeworfene Frage erzählt hatte, sah mich kritisch an: „Ist das eine Novelle, deren Sie mich da gewürdigt haben?" frug er und langte aufs Neue in die Cigarrentiste, die ich ihm mittlerweile zugeschoben hatte.

„Eine Novelle? Ich glaube kaum; wenn Sie durchaus classificiren müssen, so stellen Sie es zu den ‚Verstreuten Capiteln‘, die ich neulich so fein mit ‚Le capital dissipé‘ übersezt gelesen habe."

„Hm, ich verstehe. Und der Herr Etatsrath, was ist aus dem geworden?"

„Nun, was zuletzt aus Allen und aus Allem wird! Da ich einst nach elfjähriger Abwesenheit in unsere Vaterstadt zurückkehrte, war er nicht mehr vorhanden; Viele wußten gar nicht mehr von ihm; auch sein Amt existirte nicht mehr, und seine vielgerühmten Deichprofile sind durch andere ersetzt, die selbstverständlich nun die einzig richtigen sind; Sie aber sind der Erste, dem ich die Ehre hatte zu erzählen, daß ich den großen Mann mit eigenen Augen noch gesehen habe."

„Hm; und Herr Käfer?"

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht mehr! Wenn er noch lebt, so wird er jedenfalls sich wohl befinden; denn er verstand es, seine Person mit Anderen zu sparen."

„Das hol' der Teufel!" sagte mein ungeduldiger junger Freund.





Inga Svendsen.

Novelle

von

Otto Roquette.

I.

Da ist sie ja wieder, die räthselhafte Erscheinung!" sagte ein alter Herr, welcher in einer Gruppe von Gurgästen saß, indem er mit den Augen gelassen nach einer bestimmten Richtung deutete. „Wer? wo?" fragten einige Stimmen, sich lebhafter nach der angedeuteten Seite wendend. „Das schöne Mädchen," fuhr der Sprecher fort, „welches, in hocheleganter Toilette allein durch die Menge wandelnd, uns neulich auffiel." — „Dann wird Baron Mühlich wohl auf ihrer Fährte sein!" meinte die Gräfin Spach. „Er fehlt seit fünf Minuten in unserem Kreise." Die Uebrigen lächelten, die Gräfin aber wendete sich zu ihrem Nachbar mit der raschen Frage: „Sollten Sie nicht schon etwas über die Fremde erforcht haben, Herr von Schellborn?" Sie warf die Worte mit einem gewissen boshaften Blick und Ton hin, dessen Ab-

sichtlichkeit dem Angeredeten nicht entgehen konnte. Dieser, ein wohlgebildeter, stattlicher junger Mann mit blondem Vollbart, verneigte sich und entgegnete: „Bedauere, nicht dienen zu können, Frau Gräfin! Erst seit zwei Tagen am Orte und nur auf der Durchreise, besitze ich eine geringe Kenntniß der anwesenden Gäste." Die Gräfin ließ das Thema fallen, um sich mit ihrem Nachbar über andere Dinge zu unterhalten. Plötzlich aber sich unterbrechend, sagte sie zu ihrem Gemahl: „Mag, ich weiß, der Boden brennt dir unter den Sohlen! Ich gebe dir die Erlaubniß, eine Weile allein zu promeniren. Geh' nur und dann erzähle uns etwas — von Baron Mühlich!" Der Graf, auch noch ein junger Mann, lachte, aber die Schnelligkeit, mit der er sich erhob, zeigte, daß er von der Erlaubniß seiner Gemahlin gern Gebrauch

machte. Kaum hatte er sich entfernt, als die Gräfin sich zu ihrem jungen Nachbar wendete, indem sie halblaut, aber heftig begann: „Paul, ich bin mit Ihnen nicht zufrieden!“ Die intime Anrede hatte für Herrn von Schellborn nichts Auffallendes, denn er und die Gräfin waren Kinder benachbarter Güter, fast von gleichem Alter, und hatten sich früher stets bei ihren Vornamen genannt. „Sie sind gar nicht angenehm, kaum höflich zu nennen!“ fuhr die Dame fort. „Ihr Versprechen haben Sie schlecht erfüllt! Sie sollten einige Wochen hier zubringen und mir den Aufenthalt erträglich machen, statt dessen erscheinen Sie zum Schluß der Saison auf ein paar Tage, klettern auf den Bergen umher und kommen kaum auf eine Stunde zur Unterhaltung herbei!“ Der junge Mann wußte mit großer Vorsicht zu entgegnen, die Dame aber unterbrach ihn: „Lassen Sie's nur! Aber eine Genugthuung sind Sie mir schuldig. Sie sollen uns bald nach unserer Heimkehr auf Ihrem Gute ein Fest geben, eine große Gesellschaft! Ich langweile mich zu Tode auf unserem Landbesitzthum. Mein dummer Mann will nicht nach Paris, schützt die Ernte vor, bei der er gegenwärtig sein will! Als ob er damit etwas zu thun hätte! Ich will währenddem wenigstens für mich einen unterhaltenden Spaß haben! Bei uns ist er nicht durchzuführen, Sie aber sind der glückliche Besitzer eines großen Teiches in Ihrem Park, in welchem es an Fröschen nicht fehlen wird. Denn kurz, es handelt sich um eine Froschjagd! Es ist dabei gar nichts Erstaunliches!“ fuhr sie lachend fort, als sie seine Verwunderung bemerkte. „Gräfin A. und die Baronin S. haben diesen neuen Sport in Frankreich angesehen und mitgemacht und, um ihn bei uns einzuführen, die Waffen dafür mitgebracht. Bei Ihnen soll die Froschjagd zuerst geübt und somit eröffnet wer-

den.“ Herr von Schellborn verneigte sich, und die Gräfin war seiner Zustimmung gewiß.

Dieses Gespräch wurde im Gurgarten zu Ems während der Nachmittagsmusik geführt. Wer jemals dieses köstliche Plätzchen an der Lahn gesehen hat, vielleicht auch an manchen minder erbaulichen Tag denkt, wo ihm bei der Eintönigkeit des Curgebrauches selbst die Schönheit der Gegend nicht mehr recht zusagen wollte, der weiß, daß in den Nachmittagsstunden sich das bunte Badeleben um den Pavillon sammelt, von welchem aus das Orchester für eine allgemeinere Unterhaltung sorgt. Hier sitzt man auf langen Reihen von Bänken wie im Concert durch einander, wie es Glück oder Zufall gebracht hat, zufrieden, überhaupt einen Platz gefunden zu haben. Man liest, während die Musik spielt, in abgegriffenen Romanen aus der Leihbibliothek; man zieht eine mitgebrachte Zeitung aus der Tasche; junge Mädchen halten die Augen über kleinen Stickerien, sogar lange Strickstrümpfe gesetzter Frauen verbergen sich nicht. Wer von solchen Beschäftigungen nichts bei der Hand hat, mustert gelassen die Vorübergehenden und hört befriedigt oder auch resignirt das Programm der Musik ab. Eine gewisse dumpfe Langeweile liegt auf diesen Gesichter, und nicht ohne Grund. Man ist ermüdet vom Brunnentrinken, Promeniren, Baden, allen Pflichten des Curlebens; man ruht aus, ist seit vier Wochen der vielgestaltigen Masse nun schon so gewöhnt, daß man ihr im Ganzen nur noch wenig Aufmerksamkeit schenkt. Aber an dieses Concertpublikum schließt sich, dem Cursaal etwas näher, ein anderes, eleganteres, wo man weniger der Musik lauschen als sich unterhalten und sich glänzend entfalten will. Hier sitzt man auf Stühlen um kleine Tische bei Kaffee, Gefrorenem und anderen Erfrischungen,

die Kellner fliegen und werden festgehalten, man geht und kommt unter lebhaften Begrüßungen. Hier befand sich die Gruppe von Herren, welche sich um die Gräfin Spach gesammelt hatte. Die breiten und schönen Gartenanlagen den Fluß abwärts sind in diesen Stunden nur wenig belebt, denn Alles drängt dem Orte zu, wo man etwas hört, sieht und gesehen wird. Und doch ist es nur ein enger Raum zwischen den mächtigen Felsen und der Bahn, so daß die vielen Hunderte wie viele Tausende erscheinen. Denn um den Platz, oft zwischen den Sitzreihen hindurch, zieht sich das Gewühl der Wandelnden auf und ab, und immer ist es das Orchester, welches den Mittelpunkt bildet, das Gewoge zum Stillstand bringt, Gruppen um sich sammelt und das Gedränge oft beschwerlich macht. Zur Zeit, da die Spielhölle in Ems noch ein Anziehungspunkt für internationale Gestalten aller Art war, mochte den Augen eine wohl noch buntere Schau geboten werden; immerhin aber trifft der Blick auch heutzutage noch auf Typen von Nationalitäten verschiedenster Art, auf Erscheinungen, welche zur Betrachtung anreizen, auf Gesichter, in welchen sich ein besonderes inneres Dasein ausspricht. Oft fallen uns Physiognomien auf mit scharfen, krankhaften Zügen, unheimlich berührend, welche eine ganze Lebensgeschichte zu erzählen scheinen; dann wieder blickt uns plötzlich ein ganz fremdartiger Gesichtsschnitt entgegen, den wir vergeblich bei einem vorhandenen Racetypus unterzubringen suchen; und endlich thut die herausfordernde Gefallsucht das Ihrige, durch bunten und verwegenen Aufzug das Auge zu überraschen, wenn auch nicht über die innere Hohlheit zu täuschen. Wer in der glücklichen Lage ist, nur zu seiner Unterhaltung ein paar Tage in dieser Schaustellung von Menschen umherzuwandeln, wird allerlei Merkwürdiges

entdecken, und mehr als derjenige, welcher, mit sich selbst und seiner Cur beschäftigt, sich an das Auffällige entweder gewöhnt hat oder das seinen Zuständen und Verhältnissen nicht Zusagende mißbilligend ablehnt.

Um das Orchester bildete sich jetzt ein Zusammenandrang, der bald wie fest gemauert stand, so daß, wer einmal in das Gefüge hineingerathen war, wollend oder nicht wollend, darin ausharren mußte. Ein Musikstück hatte begonnen, worin ein Violinsolo, welches schon vor einigen Tagen lebhaftesten Beifall gefunden, in Aussicht stand. Bald begann denn auch die Melodie, erst einfach, dann variiert, in Cascaden von Tönen rieselnd und perlend, mit den kraussten Virtuosenkünsten abschließend. Das Orchester fiel rauschend ein, übertönt von dem Sturm des Beifalls, der von tausend Händen gesendet wurde. Er wiederholte sich, man wollte den Virtuosen besonders belohnen. Der Capellmeister winkte demselben wiederholt, sich zu erheben. Er that es und verneigte sich nach rechts und links. Man erblickte eine noch sehr jugendliche Gestalt mit einem krauslockigen Knabenhopfe. Das Publikum begann sich zu verlaufen, der Geiger aber, der seinen Platz wieder eingenommen hatte, wendete das Gesicht bald da, bald dorthin und schien in der Menge Jemand zu suchen. Endlich hatte er gefunden. Dicht am Orchester war ein junges Mädchen in unscheinbarer schwarzer Tracht stehen geblieben und hielt den Blick auf ihn gespannt, in Erwartung von dem seinen getroffen zu werden. Vier glänzende Augen blickten in einander, zwei glückliche junge Gesichter grüßten sich mit dem Ausdruck der Freude.

Da hörte sich das junge Mädchen von einer fremden Stimme angesprochen. Es wendete sich erschreckt und erschraf noch mehr, als es in die Züge des Redenden

blickte. Sie sah einen Herrn in gewähltester Modetracht, mit zwei Rosen im Knopfloch, die zu seinem Gesicht in starkem Gegensatz standen. Man konnte nicht recht unterscheiden, ob es ein altes oder ein junges Gesicht sei. Der gepflegte Schnurrbart lief nach beiden Seiten scharf zugespitzt aus. Trotz des faden Ausdrucks der Züge lag in den grauen Augen doch noch ein verhängnißvolles Funkeln. Das Mädchen schauderte zurück, sah sich aber förmlich von ihm aufgehalten, da er ihr mit gewandter Bewegung den Weg vertrat und sie flüsternd nach ihrer Wohnung fragte. Innerlich erbebend, kehrte sie sich von ihm ab, wußte sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, flog wie gejagt zwischen den Sitzreihen hindurch und kam athemlos bei dem Plaze an, wo die Gräfin Spach mit ihrer Umgebung saß. Hier aber wurde ihre Flucht gehemmt, denn um den Rollstuhl einer leidend aussehenden vornehmen Dame hatte sich eine Gesellschaft gesammelt, den Durchgang versperrend. Das Mädchen mußte einige Augenblicke Halt machen, während es mit den Augen ängstlich nach einem anderen Wege durch die Menge suchte, so daß man Gelegenheit hatte, ihre Züge und Gestalt näher zu betrachten. „Ah!“ rief der alte Herr, welcher den Titel Legationsrath führte. „In der That, außerordentlich hübsch!“

Neugierig richteten sich die Augen auf das Mädchen. Man sah eine schlanke, biegsame Gestalt, ein ovales, etwas blaßes Gesicht mit dem schönsten Profil. Unter dem einfachen dunklen Strohhut quoll hochblondes, prachtvolles Haar hervor, während schwarze Augenbrauen und Wimpern dem Antlitz einen Ausdruck des Fremdartigen, ja Räthselhaften gaben. Während die Flüchtige, offenbar beängstigt durch die Beobachtung, nach einer Lichtung des Weges umher spähte, trafen ihre großen dunklen Augen auf die der

Gräfin, und Beider Blicke hafteten einige Secunden wie überrascht oder erschreckt auf einander. Die Gräfin wendete sich widerwillig ab, das Mädchen aber benutzte eine Gelegenheit, zu entschlüpfen, und verschwand in der Menge.

„Eine merkwürdige Erscheinung,“ nahm der Legationsrath wieder das Wort. „Eine Schönheit ersten Ranges, und was mehr ist, interessant, ja pikant!“

„So? Finden Sie?“ sagte die Gräfin in gleichgültigem Tone. „Herr von Schellborn, was ist Ihre Ansicht?“

„Ich habe selten ein schöneres Gesicht gesehen, niemals ein anziehenderes,“ entgegnete der junge Mann aufrichtig.

Die Gräfin wendete sich mißmuthig von ihm ab, sie hatte eine höflichere Antwort erwartet, wenigstens ein „Aber“, ein „Freilich“, irgend eine Einschränkung der Bewunderung.

„Mir fällt die Einfachheit ihrer Kleidung auf,“ begann ein Herr. „Neulich in der elegantesten, ja in auffallender Modetoilette, heute sehr kleinbürgerlich, fast ärmlich angezogen.“

„Versezt oder verkauft!“ entgegnete die Gräfin. „Bis Jemand die Garderobe auslöst oder ihr eine neue kauft.“

„Sie hat in ihrem Wesen doch etwas Distinguirtes,“ meinte begütigend der Legationsrath.

„Distinguirte? Die?“ rief die Gräfin mit unwilligem Lachen. „Demimonde! Gewöhnlichster Art!“ Die Sprecherin war innerlich aufgeregt. Fühlte sie sich schon verstimmt durch das zurückhaltende Betragen ihres Jugendgepielten Paul Schellborn, so empfand sie den Blick aus den Augen des Mädchens, der sie getroffen hatte, wie eine Verletzung. Etwas Unerklärliches, halb wie ein Schreck, hatte sie durchzuckt; sie hatte die Empfindung, als sagte ihr, ihr allein, der Blick dieses Mädchens etwas Besonderes — eine Empfindung, die sie doch nicht wahr haben wollte.

Die Schönheit und das Fesselnde dieser Erscheinung mußte sie im Stillen zugeben, aber es verdroß sie die allgemeine Theilnahme, welche diese sehr fragwürdige Person bei den Männern fand.

Bald darauf kehrte Graf Spach zurück und nahm neben seiner Gemahlin Platz. „Interessirt es Sie, etwas über die fremde Schönheit zu hören?“ begann er. „Es ist eben fahrendes Volk, zu dem sie gehört. Sie lebt und wohnt bei einem jungen Geiger hier von der Capelle, ist mit ihm hergekommen und wird Abends mit ihm Arm in Arm gesehen.“

„Es war nichts Besseres zu erwarten,“ sagte die Gräfin.

„O! Aber sollte denn wirklich —!“ warf der Legationsrath in bedauerndem Tone ein.

Der Graf fuhr fort: „Es ist derselbe Geiger, der das virtuose Solo gespielt hat, welches so stark applaudirt wurde.“

„Der?“ rief der alte Herr. „Aber der ist ja fast noch ein Knabe! Bei der Zwischenactsmusik im Theater habe ich ihn oft in der Nähe beobachtet. Liebster Graf, man hat Ihnen da wohl nur —“

„Ich erfuhr es von Jemand, der genau unterrichtet schien! So jung der Bursche ist, er hat die Schönheit bereits für sich gewonnen. Rolf Svendsen ist sein Name.“

„Das klingt nordisch. Ist er ein Norweger? Ein Schwede?“

„Ich hörte von ihm selbst ein paar Worte in ganz gutem Hochdeutsch.“

Die Gräfin erinnerte sich des hübschen Knabekopfes, der ihr im Orchester bereits aufgefallen war, recht wohl, hatte aber keine Lust, es auszusprechen. Sie war dieses Gespräches überdies müde und erhob sich, um eine Promenade durch den Park zu machen.

Wie sie mit ihrem Gefolge von Herren groß und majestätisch dahinschritt, folgte manches Auge der ausdrucksvollen Erscheinung. Sie wurde von Vielen für eine schöne Frau erklärt und konnte auch dafür gelten, nur daß ein einziger Zug diesem an sich regelmäßigen Gesicht einen Ausdruck gab, der es oft geradezu entstellte. Es war ein Zug, der, kalt und höhnisch um die Mundwinkel spielend, etwas wie innere Frivolität zu verrathen schien. Wenn die Gräfin, welche ihr siebenundzwanzigstes Lebensjahr erreicht haben mochte, zu einer im Ganzen etwas frivolen Lebensanschauung gelangt war, so trugen ihre Erziehung, ihr Leben und der Ton in der Gesellschaft die Schuld daran. Der Mutter früh beraubt, von Fremden erzogen, war eigentlich kein Gefühl echter Zuneigung in ihr geweckt worden. Auch nicht zu ihrem Vater, denn dieser, der Freiherr von Troll, ging seinen Geschäften und Freuden auf eigene Hand nach, und wenn er schon seine Tochter nicht vernachlässigte, so konnte er das heranwachsende Mädchen nicht in seiner Nähe brauchen, da er sich um ihretwillen manchen Zwang hätte auferlegen müssen. Er wünschte sie so früh als möglich zu verheirathen. Und als in der Person des Grafen Spach sich ein durchaus annehmbarer Bewerber fand, sagte der Freiherr seinerseits zu, in der Vorausicht, daß von Seiten Augustens einem so wohlgebildeten, angenehmen und vermögenden jungen Manne gegenüber ein Widerstand nicht zu erwarten sei. Auguste fand den Grafen nicht übel. Lieber freilich wäre es ihr gewesen, wenn ihr Jugendfreund Paul Schellborn schon das heirathsfähige Alter erreicht gehabt hätte. Aber der war nur eben auf die Universität gegangen, und der Gedanke, zu warten, vielleicht lange Jahre zu warten, bis er als Bewerber auftreten könne — wenn er es überhaupt beabsichtigte! —, hatte für sie nichts Verlockendes. Es war keine große Neigung, die

sie an ihn fesselte, er gefiel ihr nur besser als die meisten Anderen. Gefallen konnte er ihr ja auch fernerhin. So nahm sie die Hand des Grafen Spach an. Eigentlich hatte sie in einer bald neunjährigen Ehe, die jedoch bisher kinderlos geblieben, an ihrem Gatten kaum etwas auszusetzen, und Beide fühlten sich ganz wohl mit einander, auch ohne sonderliche innere Gemeinschaft. Sie nannte ihn gewöhnlich, auch in seiner Gegenwart, ihren „dummen“ Mann, und er war klug genug, das gelten zu lassen. Sie nahm zuweilen, besonders in Gesellschaft, die Miene an, ihn zu beherrschen, und er ließ sie auch darin gewähren. Er selbst und Andere wußten ja, daß sie nur ein wenig Komödie spielte. Denn eine herrschsüchtige Natur war Auguste im Grunde nicht, im Gegentheil lag Nachgiebigkeit und das Bedürfnis, gelenkt zu werden, mehr in ihrem Wesen, als ihre Erscheinung und ihre Art, sich zu geben, erkennen ließ. Es hätten edlere weibliche Eigenschaften auch sonst noch in ihr entwickelt werden können. Aber eine unzweckmäßige, nur auf die Wirkung nach außen hinstrebende Erziehung hatte dergleichen unberührt gelassen, und die Oberflächlichkeit der gesellschaftlichen Kreise, in welche sie nach ihrer Verheirathung trat, war nicht geeignet, ihr Leben zu verinnerlichen. Zu ihrem Vater fand sie jetzt erst ein Verhältniß, freilich ein Verhältniß auf getrübler Grundlage. Denn sie erfuhr, daß der Freiherr von Troll manchen Neigungen und jugendlichen Zerstreuungen nachging, ohne sich sonderlich damit zu verbergen. Anfangs stutzte sie. Aber es wurde ihr deutlich gemacht, daß solche „Phantasien“ nicht viel zu sagen hätten; sie erfuhr von anderen Männern ebenso viel Leichtfertiges, so daß sie ihre Anschauungen den allgemeinen ihres Kreises anbequeme und die Dinge nahm, wie sie waren. Hatte sie keine sonderliche Ehrfurcht vor dem Vater, so gewann sie für

ihn den leichten Ton, den sie bald für alle Männer gefunden hatte, und der Freiherr schien nichts dagegen einwenden zu wollen. Betrachtete sie nun ihren Gatten, so mußte sie sich sagen, daß ihr Max ihr niemals Gelegenheit gegeben, sich als seine Gattin gekränkt zu fühlen. Es war ihr lieb, denn sie hätte die Kränkung vielleicht stärker empfunden als gezeigt. Und auch ihr lag es fern, ihre Pflichten gegen ihn zu vergessen. Da jedoch ein wenig Koketterie vom guten Tone nicht ausgeschlossen war, wollte sie auch auf eine Laune nicht verzichten. Sie verlangte, daß ihr Jugendfreund Paul Schellborn ihr ein wenig den Hof mache. Der aber war neuerdings so zurückhaltend, daß sie höchst mißmuthig über ihn wurde. Sie kam zu der Annahme, daß sein Herz irgendwo gefesselt sein müsse, und dies gab ihr einen Stich der Eifersucht, eine Regung, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Jetzt sollte er gezwungen werden, sich um sie zu bemühen; sie wollte ihn, und zwar als Ersten, in ihrem Gefolge haben. Dieses Gefolge war bereits ansehnlich genug, ohne daß Auguste bisher absichtlich etwas gethan hätte, es zu vermehren. Sie übte eine starke Anziehung auf die Männer, vorwiegend auf ältere, die mit der schönen und gewandten Weltdame, welche auch den leichteren, ja verfänglicheren Ton der Unterhaltung nicht ablehnte, gern plauderten, auch die Verhältnisse der Gesellschaft am Faden des Leumunds und des Spottes abspielen ließen. Frauenverkehr hatte die Gräfin wenig. Meist von Männern umgeben, sah sie sich mit ihren Anschauungen mehr und mehr in eine Sphäre geführt, welche, wenngleich ihr Privatleben nicht dadurch berührt wurde, ihr als die allgemeine, die alltägliche, ja bald die selbstverständliche erschien.

Die Theaterstunde nahte heran, und da man doch immer einige Noth hatte, die Stunden des Tages auszufüllen, so

beschloß man, trotzdem noch heller Sonnenschein auf den Rasenflächen und Blumenbeeten des Parkes lag, ein Lustspiel anzusehen. Inzwischen erzählte Graf Spach seiner Gemahlin insgeheim, daß er beobachtet, wie Baron Mühlich die Discretion etwas stark verletzt habe, da derselbe jene schöne fremde Person öffentlich anredet, diese ihm aber mit dem Ausdruck der Bestürzung davongegangen sei. Der Auftritt habe noch mehr Zeugen gehabt. Baron Mühlich genoß im Ganzen keiner besonderen Hochachtung. Man lehnte ihn als Standesgenossen nicht geradezu ab, ließ ihn aber in der allgemeinen Beurtheilung eine mehr komische Rolle spielen, wozu sein Betragen genügende Veranlassung gab. Als er der Gräfin auf der Schwelle zum Curjaal, in welchem das leichte Theatergerüst aufgeschlagen war, begegnete, konnte sie nicht umhin, lächelnd und in höhnischem Tone die Frage an ihn zu thun, ob er seinen Nachmittag angenehm verlegt habe? Aber ohne seine Antwort abzuwarten, schritt sie an ihm vorüber und ihrem Plaze in der ersten Reihe der Sperrsiße entgegen.

Das Personal der Curcapelle hatte sich im Orchester versammelt, um die Zwischenacte mit Musik auszufüllen. „Betrachten Sie dort, Frau Gräfin, den hübschen Jungen, der die erste Violine spielt!“ begann der Legationsrath zu seiner Nachbarin. „Er wendet uns sein Gesicht zu; das Notenblatt braucht er gar nicht mehr für das leichte Zeug, das er spielen muß. Sollte man wirklich glauben, daß dieses junge Blut —“

„Er scheint mit Jemand auf der Galerie zu kokettiren!“ sagte die Gräfin.

Ihr Gemahl richtete die Blicke hinauf. „Die Blondine ist richtig oben!“ so bestätigte er.

Aber noch ein Anderer hatte die Nachricht vernommen. Baron Mühlich fuhr mit dem Opernglase hastig in die Höhe,

nicht ohne daß die Uebrigen die rasche Bewegung bemerkten. Kaum war der Vorhang des ersten Actes gefallen, so verließ er schweigend den Saal. „Er geht auf die Galerie!“ sagte Graf Spach und bewirkte damit, daß die Augen der Umgebung den Dahinschreitenden mit verschiedenartigem Ausdruck folgten.

Ein leichtes Lustspiel, gut gegeben, ging unter allgemeiner Belustigung vorüber, und die Gesellschaft verabschiedete sich, um sich gruppenweise in einigen Hotels wiederzufinden.

Aus einer Seitenpforte des Curjaalgebäudes drängte das Publikum der Galerie: Kammerzofen und Dienerschaft der fremden Familien, zumeist doch die Kinder des Städtchens. Unter ihnen beeilte sich das blonde junge Mädchen, ins Freie zu gelangen, und flog auf den jungen Geiger zu, der ihrer draußen bereits harrete. „Gott sei Dank, daß du da bist!“ rief sie. „Ein Fremder belästigt mich fortwährend! Machen wir, daß wir fortkommen!“

„Wer hat sich unterstanden? Wer? Wo ist er?“ rief der Jüngling mit flammenden Augen.

„Laß ihn nur!“ entgegnete das Mädchen. „Ich habe mich oben unter die kleinen Buben gedrängt, als ich ihn bemerkte, so daß ich eine Art von Schutzmauer um mich hatte und seine Worte nicht mehr hörte!“

„Er soll sich unterstehen, dir mit Nichtachtung zu begegnen! Wo ist der Mensch, daß ich ihm sofort —“

„Ich sehe ihn nicht mehr. Es ist gut so. Komm, Rolf, ich bitte dich, komm!“ Sie nahm seinen Arm und nöthigte den zornig Drohenden in die dunkleren Parkanlagen. „Vergessen wir die Thorheit der Menschen!“ fuhr sie fort. „Ich hätte dich gar nicht damit aufregen sollen! Jetzt sind wir ja wieder beisammen und wollen die Stunden, die uns gehören,

genießen! Komm, zu unserem Bänkchen am Wasser!"

Die Luft war jetzt in der Abendstunde köstlich abgekühlt, dazu gewürzt durch die Blumendüfte, die von den Beeten aufstiegen. Das junge Paar wählte einen Platz unter Buchen am Flusse, in welchem sich die Häupter der Berge und die zahllosen Lichter aus den Villen und Prachtgebäuden des gegenüberliegenden Ufers spiegelten. „Ja, du hast Recht, Inga!“ begann Rolf, indem er den Hut ablegte und die Stirn kühlte; „das ist Erquickung nach des Tages Gluth und auch nach des Tages Arbeit! Frühmorgens den Bogen schwingen, Nachmittags geigen, Abends wieder im Theater fiedeln! Und dazwischen Proben und fortwährendes Ueben! Denn was sie mir da Neues vorlegen, ist oft gar nicht leicht zu spielen, und ich fühle recht sehr, daß ich trotz aller meiner Feuerwerkereien auf der Geige noch ein Anfänger bin!“

„Es ist mir lieb für dich und auch für mich,“ entgegnete Inga, „daß die Saison in einigen Tagen zu Ende geht!“

„Aber sage mir doch,“ begann Rolf plötzlich, „— ich wollte dich schon gestern fragen, vergaß es aber wieder —, warum trägst du dein altes schwarzes Reisekleid? Du hast ja doch den schönen neuen Anzug!“

„Lieber Rolf,“ entgegnete das Mädchen mit demüthigem Tone, „ich werde den schönen Anzug nicht mehr tragen! Du weißt, er war nicht nach meinem Sinn, er war zu glänzend, zu kostbar und modisch. Aber du schenkest ihn mir, selbst beglückt über deine gute Einnahme hier; du wolltest mich geschmückt sehen, und so legte ich die schönen Kleider an. Nur dir zu Liebe, weil du es wünschtest. Aber du dachtest nicht, und leider dachte ich es auch nicht, daß ich darin auffallen, die Blicke der Leute herausfordern würde. Mir ist Unangenehmes in diesem Anzuge

begegnet, ich gerieth in eine wahre Angst, und so — wollte ich ihn selbst nicht mehr sehen. Verzeih' mir, Rolf — ich habe das bunte Zeug nicht mehr! Ich gab es unserer Wirthin zum Verkauf. Sie hat es weggetragen und mir das dafür gelöste Geld gebracht. Es ist freilich nicht halb so viel, als du dafür ausgegeben. Bist du mir böse?“

„Was mich dabei allein ärgert, ist, daß dir Unangenehmes in dem Lappenwerk begegnet ist!“ sagte Rolf. „Wahrscheinlich, es ist hier mehr Pack beisammen, als man glauben sollte von einem Orte, zu dem die Leute kommen, um ihre Gesundheit herzustellen! Auch mir ist es recht, bald zu einem Aufenthalt zu gelangen, wo ich etwas lernen kann, anstatt für die bloße Unterhaltung gepukter Müßiggänger zu sorgen!“

„Und dazu werden wir den Zuwachs zum Reisegelde brauchen können, den ich für den Flitter gelöst habe!“ sagte Inga. „Die Kasse wird ohnedies knapp genug bestellt sein!“

„Ei was!“ rief Rolf in plötzlich erwachendem Leichtsinne, „wenn das Reisegeld ausgeht, dann ziehen wir als lustige Bagabonden umher, und ich spiele uns auf der Geige von Ort zu Ort weiter!“

„Rolf!“ unterbrach ihn das Mädchen in vorwurfsvollem Tone.

„Eine Fußwanderung machte ich gar zu gern einmal wieder!“ fuhr er fort. „Ja, wenn es wieder so eine sein könnte wie die köstlichen Tage im vergangenen Frühling!“ Inga seufzte. Rolf bemerkte es nicht und fuhr fort: „Es war doch eine lustige und poetische Zeit! Wie da der Unbekannte zu uns stieß, unser Naturforscher; wie er uns begleitete, mit uns fröhlich war; ach, einen so prächtigen Menschen finde ich nicht wieder! Dir gefiel er auch, gelt? Wenn ich ihm doch wieder begegnete! Der Abschied war so

plötzlich, so schnell, so kurz, von einem Wiedersehen gar nicht die Rede! Aber unsere Wanderzeit zu Dreien im hellen blühenden Frühling werde ich nie vergessen!"

Diesmal vernahm der glückliche Sprecher den tieferen Seufzer, der aus des Mädchens Brust quoll. „Nun, nun, Jnga!“ fuhr er fort; „ich weiß ja, solche Wanderungen sind eigentlich nichts für dich. Du warst hinterher sehr angegriffen. Ich denke auch nicht im Ernst daran, dich wieder so durch die Welt zu führen. Wir fahren ordentlich wie andere Leute — in der dritten Classe.“ Rolf lachte, indem er weiter redete: „Aber das Gute hat unser Bagabondiren doch gehabt, daß der hiesige Capellmeister mich unterwegs hörte, mich prüfte und sofort für die Saison engagirte. Es war kein geringer Glücksfall! Und heute habe ich dir von einem neuen zu erzählen! Nach dem Nachmittagsconcert trat ein fremder Herr zu mir, nannte mir seinen Namen, und denke dir, es war ein berühmter Musiker und Capellmeister am Hoftheater in W.! Er lobte mein Spiel freilich nicht. Ich könnte zum Theil zu viel, zum Theil zu wenig, sagte er. Meine Virtuosität sei merkwürdig, aber reine Flunkerei und Naturalismus. Aber ich wäre eine echte Geignatur, und es könnte etwas aus mir werden. Wenn ich den Muth hätte, Alles zu vergessen, was ich gelernt habe, und von vorn anzufangen, dann solle ich zu ihm nach W. kommen. Er wisse dort einen trefflichen Lehrer für mich, und wenn ich fleißig wäre, könne er mich vielleicht in seinem Orchester brauchen. Jnga, denke dir meine Freude! Selbstverständlich reisen wir in einigen Tagen geradeswegs nach W.“

„Ich theile deine Freude von Herzen!“ entgegnete Jnga bewegt. „Aber, lieber Rolf — nicht geradeswegs reisen wir nach W.! Du weißt, welche Pflicht uns

obliegt. Wir haben das Versprechen, das wir unserer armen sterbenden Mutter gegeben, zuerst zu erfüllen. Wir haben ihren Brief, ihr Vermächtniß, zu überreichen!“

Rolf schwieg einige Augenblicke. Es schien ein mißmuthiges Schweigen. Endlich begann er: „Du hast Recht. Um deinetwillen müssen wir dahin — wenn mir gleich der Grund, weshalb wir gerade dahin und zu jenen unbekannten Leuten sollen, räthselhaft genug ist. Ich meines theils brauche sie nicht. Aber die arme Mutter sagte, daß sie die Anknüpfung gerade für dich wünschte. Ihr Wille soll mir heilig sein!“

Jnga fiel dem Bruder um den Hals und Thränen waren in ihren Augen. „Ich weiß ja,“ rief sie, „daß du gern meine Stütze sein möchtest und bereits fast eifersüchtig auf Andere bist, die dir die Last abnehmen könnten! Aber das darf nicht mehr lange so fortgehen. Du bist ein junger Mann und hast unbehelligt von kleinen Sorgen deinen Weg zu gehen; ich bin ein Mädchen und — darf nicht so leben wie du! Auch würde ich für dein Bestreben eine üble Zugabe sein. Ueberdies bin ich so ein wunderliches und nicht sehr brauchbares Geschöpf, du weißt ja! Erinnerst du dich, was die Mutter zu uns Zwillingsgeschwistern sagte, als wir siebzehn Jahre alt wurden? Sie hat es oft genug wiederholt. Ein Mädchen von siebzehn Jahren pflegt sonst, so sagte sie, viel reifer, gefesteter, innerlich fertiger und von Charakter entschiedener zu sein als ein Jüngling gleichen Alters; bei uns Beiden sei das aber umgekehrt. Ich empfinde das recht wohl und kann es nicht ändern, so sehr ich mich bemühe. Jetzt sind wir achtzehn Jahre alt, und es ist noch immer das Gleiche!“

Jnga sprach es in einem bekümmerten Tone, den der Bruder nicht aufkommen

lassen wollte. „Nun, weißt du,“ rief er, „wenn es auf das Rathgeben, Vernünftigsein und Rechthaben ankommt, da muß ich dir doch weichen! Jetzt aber bekenne ich dir, daß ein fürchterlicher Hunger und Durst mir sagt, daß ich noch nicht zu Nacht gegessen habe. Du vermuthlich auch nicht, oder du glaubst dich wieder mit drei Pflaumen und einem halben Weißbrötchen genügend abgespeist! Nichts da! Ich weiß einen Garten, wo Unser-eins gut unterkommen kann.“

„Lieber Rolf! Ich bitte dich,“ rief sie, „nur nicht in einen öffentlichen Garten!“

„Aber, du ängstliches Ding, wo sollen wir denn sonst hin?“ entgegnete er lachend. „Der Garten ist auch gar nicht so öffentlich, oder nur ein bißchen. Er ist draußen in der eigentlichen Stadt, wo die Fremden niemals eintreten. Nur Kleinbürger kehren dort ein zu ihrem Schöppchen. Ueberdies ist er nicht weit von unserer Wohnung. Komm getrost mit. Ich bin ja bei dir!“

Während hier Jugend und Unschuld auf einem immerhin rauhen Lebenswege sich an einander aufrichteten und beglückt Eins durch das Andere sich an bescheidenen Freuden genügen ließen, beschloß die große Welt die Lasten des Tages auch in ihrer Art.

In dem kleineren, besonders reservirten Saale eines Hotels versammelte sich eine etwas größere Gesellschaft. Da die Saison sich dem Ende nahte, war durch die letzten Tage schon ein vielfaches Abschiednehmen gegangen; heute versammelte sich in zwangloser Weise eine Anzahl derjenigen, welche morgen oder übermorgen den Badeort verlassen wollten. Aber man hatte auch überraschenden Zuwachs zu begrüßen. Der Freiherr von Troll war, von Wildbad kommend, während der Theaterzeit angelangt, um auf der Durchreise einen Tag mit Tochter und Schwiegersohn in

Ems zuzubringen. Die Gesellschaft, zehn Personen umfassend, saß um einen runden Tisch, auf welchem die Champagnerflaschen in den Eiskübeln bereits erneuert wurden, denn der Freiherr brauchte dessen viel und konnte viel vertragen. Er war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit kräftigem Vollbart und für seine Jahre von rüstigem, ja fast jugendlichem Aussehen. Die Gräfin, als einzige Dame des Kreises, zwischen ihrem Vater und dem Legationsrath sitzend, gab sich als die aufmerksame Tochter und der Freiherr als den artigen Papa. Daß Herr von Schellborn sich nicht eingefunden hatte, schien Auguste heute nicht bemerken zu wollen. Da die Mehrzahl der Gesellschaft durch ihren Güterbesitz einem gemeinsamen provinziellen Verbande angehörte, drehte sich das Gespräch auch viel um gemeinsame Angelegenheiten. Nicht zuletzt um die Ernte, vorwiegend um benachbarte Familien und Persönlichkeiten. Allen bekannt war der Oberförster Volkmar zu Eizenthal, und während Wit und mancherlei Anspielung sonst die lieben Nachbarn wenig schonten, vereinigten sich Alle in dem Lobe des Oberförsters und seines Hauses. Besonders wurde die Vortrefflichkeit der Frau gerühmt, ihre Thätigkeit, Weltklugheit und Bildung; ja sogar Auguste erklärte, Frau Volkmar sei die einzige alte Dame, mit der man ein Gespräch führen könne und mit der zu verkehren es sich verlohnte. Auch die Gastlichkeit des Volkmar'schen Hauses wurde gerühmt, der gesellschaftliche Ton, nicht zuletzt die gute Küche und der ausgezeichnete Wein des Oberförsters. „Sie konnten aber auch etwas daraufgehen lassen,“ wurde hinzugefügt, da die Frau, obgleich der Mann sie als ein unbemitteltes Mädchen geheirathet, einige Jahre darauf unvermuthet eine sehr ansehnliche Erbschaft gemacht hatte. Man schien Volkmar's wie zur Gesellschaft gehörig zu

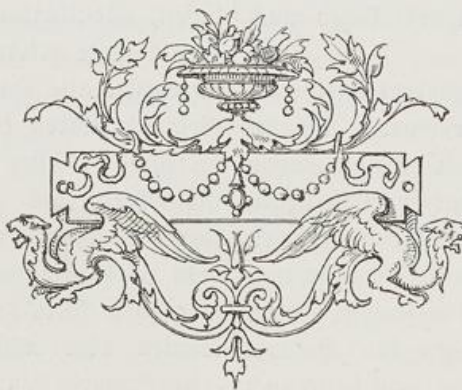
betrachten, und es durfte als kein geringer Ruhm für sie gelten, daß der Leumund dieser Familie gegenüber sich gänzlich zurückhalten mußte.

Sehr spät trat Herr von Schellborn noch in den Saal ein. Wie es zu geschehen pflegt, daß auf den zuletzt Erscheinenden sich die Blicke Aller mit einer gewissen Erwartung richten, er werde etwas Besonderes sagen, mindestens einen Vorwand für seine Verzögerung mittheilen, so geschah es auch hier. Herr von Schellborn aber wußte mit guter Manier die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, indem er den Freiherrn von Troll begrüßte und eine kurze Unterhaltung mit ihm begann. Bald darauf aber, da das Gespräch wieder lebhafter durch einander ging, wendete sich Schellborn zu seinem Nachbar, dem Grafen Spach, indem er, sich näher zu seinem Ohre wendend, begann: „Mein spätes Eintreffen hat seinen Grund in einem Unfall, den Baron Mühlich erlitten hat. Still, es bleibt noch unter uns. Lachen Sie auch nicht.

Kurz, ich lustwandelte noch ein wenig durch den Park, um frische Luft zu schöpfen, als ich eine lebhaftere Unterhaltung vernahm, und um das Boskett biegend, sehe ich, wie Mühlich eben einen Faustschlag ins Gesicht erhält, daß er zurücktaumelt. Ich kam zurecht, um ihn aufzufangen. Zwei Gestalten, eine weibliche und eine männliche, machten sich schnell davon und überließen mir das Opfer der Abenteuer sucht. Denn diese war's doch wohl, die ihn zu Schaden brachte. Wenn ich recht gesehen, war es die Faust des jungen Geigenvirtuosen, welche den wohlgezielten Schlag versetzte. Er schwingt demnach nicht bloß den Violinbogen mit Virtuosität. Mühlich's Nase blutete stark. Ich brachte ihn in seine Wohnung, wo er Umschläge von kaltem Wasser auf sein geschwollenes Gesicht legt.“

Der Graf suchte sein Lachen zu unterdrücken. „Anhängig wird der Geschlagene die Geschichte ja wohl nicht machen!“ entgegnete er.

(Schluß folgt.)





Franz Dingelstedt.

Eine Studie

von

Wilhelm Goldbaum.

Das Theater am Michaelerplatz in Wien, die vornehmste Pflegestätte der deutschen Schauspielkunst, ist seit dem 15. Mai verwaist; sein Director Franz Dingelstedt ist ihm durch den Tod entzogen worden. Aber auch die deutsche Dichtungsgeschichte hat diesen Trauerfall mit tiefer Betrübnis zu verzeichnen, denn Franz Dingelstedt war einst, wenn auch in halbvergangerer Zeit, eine Zierde unseres Schriftthums. An seinem Grabe gaben, der doppelten Richtung seiner verdienstvollen Wirksamkeit entsprechend, für das Theater der ausgezeichnete Schauspieler Adolf Sonnenthal, für die Literatur der bekannte Schriftsteller Johannes Nordmann dem Schmerze über seinen Hingang beredten Ausdruck. In ähnlicher Weise muß auch, wer Franz Dingelstedt's Leben und Schaffen einer rückblickenden Prüfung unterzieht, die Betrachtung von zwei verschiedenen Punkten aus aufnehmen, denn in zwei Gestalten hat der Verstorbene sich seinen Zeitgenossen bemerklich gemacht: als Poet und als Theaterleiter.

Die Eigenart des Dichters Dingelstedt ist schwer zu erfassen, wenn man nicht zugleich die allgemeinen politischen Bedingungen berücksichtigt, unter welchen er hervortrat. Die Bedeutung des Theaterdirectors wird erst in ihrem vollen Umfange klar, wenn man den Wurzeln nach-

spürt, mit denen seine Persönlichkeit in dem Bildungsbereiche der Zeit, in ihren Sorgen und Freuden, in ihrem falschen und richtigen Wollen steckte. Nur aus diesem Dichter konnte dieser Director werden, und nur in diesem Menschen konnten die Elemente sich vereinigen, welche zuerst zum „kosmopolitischen Nachwächter“ und dann zum Hofrath und Baron sich zusammensetzten.

Wie von selbst drängt sich sofort eine ähnliche Entwicklung zur Vergleichung auf, nämlich diejenige Heinrich Laube's, welcher ebenfalls von der Literatur zum Theater seinen Weg nahm und ebenfalls in der zweiten Hälfte seines Lebens dem Wiener Burgtheater seine beste Kraft widmete. Laube hat als einer von den Führern des „Jungen Deutschland“ den literarischen Kampf für die Entfesselung des deutschen Geistes aus den Banden patriarchalischer Bevormundung begonnen, den im Verein mit den übrigen politischen Lyrikern der vierziger Jahre Franz Dingelstedt unter anderen Formen fortsetzte. Laube ging von der Theologie aus und hat wiederholt die Kanzel bestiegen; Dingelstedt setzte als Philologe ein und war eine Weile Gymnasiallehrer in Fulda. Aber während in Laube's Wesen von Anfang her ein robuster, ja ein rauher dramatischer Zug sich geltend machte, der sich weniger auf formale als

auf sachliche Zwecke richtete, herrschten in Dingelstedt's Natur die lyrischen Stimmungen vor, denen eine gewisse Blasfirtheit ihren ironischen Anstrich verlieh:

Träumte einst von hohen Dingen
Und von Ehren auf der Erden,
Wollt' den Doctorhut erringen
Oder gar Professor werden.

Plötzlich kamen da die Mäusen
Auf den leichten Götterfüßen,
Schlossen mich an ihren Busen
Und berauschten mich mit Küssen.

Für Laube ist es bezeichnend, daß er sich heute noch gern als einen „Wallenstein des Theaters“ betrachtet, dem, wenn er seinen Werberuf erläßt, Alles, was zu Thalien schwört, begeistert zuströmt, und daß, nachdem er einmal sich für das Wirken eines Theaterdirectors entschieden hatte, jeder andere Lebenszweck für ihn ausgelöscht war. Dingelstedt hingegen sehnte sich allezeit vom Theater hinweg, wünschte Diplomat zu werden, auch nachdem die Bühne ihm die vollsten Triumphe eingetragen hatte. Einst besuchte Laube, der Burgtheaterdirector, den Intendanten Dingelstedt in München. Es wurde vom Theater geplaudert, und Laube entwickelte mit jugendlichem Feuer großartige Zukunftspläne. Dingelstedt hörte eine geraume Weile still zu, dann unterbrach er den Sprecher mit der Frage: „Sie nehmen, scheint mir, das Theater ernst?“ So stand Laube mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Sphäre des Theaters, Dingelstedt aber stand über ihr und, da er nun einmal Theaterdirector war, über sich selbst. Dingelstedt's Denken ging weit über sein Thun hinaus oder weit von seinem Thun hinweg, und daher rührte jener innere Zwiespalt, der ihn niemals als eine geschlossene, in sich fertige Individualität erscheinen ließ, jene blutige Ironie und Selbstironie, welche den Riß in seiner Seele verhüllen sollte, während Laube allemal den Eindruck eines ganzen Mannes hervorbrachte, wenn gleich seine geistige Atmosphäre nicht so hoch hinaufreichte als diejenige Dingelstedt's.

So könnte die Vergleichung zwischen diesen beiden hervorragendsten deutschen Dramaturgen der letzten fünfzig Jahre lehrreich fortgesponnen werden. Man vermöchte darauf hinzuweisen, wie in

Laube die dramatische Begabung sich fruchtbar erwies an seinen wirksamen Theaterstücken, während Dingelstedt nur ein einziges Drama und noch dazu ein mittelmäßiges, nämlich „Das Haus der Barneveldt“, zu Stande brachte. Es würde auch darin ein charakteristischer Unterschied zu finden sein, daß Laube ein größeres Gewicht auf das Bühnenpersonal, Dingelstedt ein größeres auf die Bühnenproduction legte, daß Laube schauspielerische Talente ersten Ranges entdeckte und zu einem unvergleichlichen Ensemble zurechtdrillte, während Dingelstedt mehr nach den Bühnendichtern ausschaute und im Uebrigen auf dem Laube'schen Fundament fortbaute. Allein der Punkt, von dem aus Dingelstedt psychologisch zu fassen ist, liegt rückwärts, nicht im Umkreise des Theaters, und die Vergleichung mit Laube sollte nur darthun, wie verschieden bei gleichem Ausgangspunkte zwei Individualitäten sich zu entwickeln vermögen, obwohl sie schließlich genau an demselben Endpunkte wieder anlangen.

Für junge Poeten mit Temperament und Formgefühl hat es nie eine günstigere Zeit gegeben als diejenige zwischen der Julirevolution in Frankreich und der Märzrevolution in Deutschland. Tief im deutschen Volke war der dunkle Trieb nach einer Wandlung der politischen Geschichte verbreitet; man wollte freier werden, aber man wußte nicht wie, und es bedurfte nur lodernder Worte, fecker Phantasien, um der allgemeinen Zustimmung und Bewunderung sicher zu sein. Wer das Wort Freiheit mit besonderem Pathos auszusprechen verstand, hatte sein jubelndes Echo gewiß. Die „Jungdeutschen“ bedienten sich dazu der ungebundenen Rede; sie schrieben kaum einen Satz nieder, in dem nicht die Emancipation eine Rolle spielte, die Emancipation des Geistes, des Fleisches, des Individuums, der Völker — gleichviel, wenn es nur eben die Emancipation war. Die politischen Lyriker, die nach ihnen kamen, handhabten den Vers und zwar meisterhaft. Sie waren allesammt Künstler in der Form, die Herwegh, Prutz, Hoffmann von Fallersleben, und der selige deutsche Bund machte sie durch seine kleinlichen Verfolgungen auch noch zu Märtyrern. Es war ja in

der That gar Vieles zu wünschen in Deutschland. Aber wenn man heute sich einliest in diese politische Lyrik, in dieses ebenso schwungvolle als nebelhafte Pathos, das nicht von einem bestimmten Schmerze des Entbehrens, sondern von einer ganz allgemeinen, unendlichen Sehnsucht geschwellt war, wenn man sich heute mit lauter Stimme diese ungeberdigen Marmuren und Elegien, diese Glaubensbekenntnisse und Manifeste recitirt, dieses „Freiheit, die ich meine“ oder „Reißt die Kreuze aus der Erden“, so empfängt man doch kaum einen anderen Eindruck, als daß dem allgemeinen Bedürfnisse nach Begeisterung der poetische Schwung jugendlicher Dichter rechtzeitig entgegenkam, daß das Volk seinen Sängern gierig den Wohlklang vom Munde nahm, ohne nach dem Inhalte ihrer schönen Phrasen zu fragen, daß die Sänger sich in der Rolle, zu sagen, was sie litten, vortrefflich gefielen, ohne viel darüber nachzudenken, wie ihrem Leid abgeholfen werden könnte, und daß schließlich, Alles in Allem genommen, die Stimmung der Verdrossenheit, des Mißvergnügens, die sich durch das ganze deutsche Volk fortpflanzte, die Brücke bildete von den Dichtern zur Nation — die Stimmung, von der es heute zweifelhaft erscheinen mag, ob sie mehr war als ein Surrogat der Gesinnung.

Franz Dingelstedt, der „Pechvogel aus Kurhessen“, gerieth unter diese Sänger wie Saul unter die Propheten. Mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ stellte sich der hochgewachsene Mann — Heinrich Heine nannte ihn den „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen“ — sofort in die erste Linie der politischen Lyriker. Und wenn man sich dies lediglich von der künstlerischen Seite zu erklären hätte, so wäre daran nichts, worüber man sich zu wundern hätte. Denn er besaß, was Bruß, Herwegh, Hoffmann besaßen, und noch etwas darüber. Die Form seiner Lieder ist tadellos und, wenn auch hier und da ein Anklang an Heine, an Chamisso, an Anastasius Grün zu Gehör kommt, zumeist originell. Er hat für die Empfindungen der Liebe einen hinreißend schönen Ton, bald voll Zartheit und Innigkeit, bald voll dunkel lodender Gluth wie in dem Lieder-

cyklus „Ein Roman“. Auch an Pathos fehlt es ihm keineswegs, und Klagen wie diejenige „Am Grabe Chamisso's“ bleiben unvergängliche poetische Zierden unseres Schriftthums. Aber wenn durch „Nachtwächters Stilleben“ noch die hellen Genien der Jugend, Duft und Licht verbreitend, einherfliegen, so legen sich über „Nachtwächters Weltgang“ bereits die tiefen Schatten, welche, wachsend und sich verlängernd, den späteren angeblichen Abfall des Dichters von seinen Jugendidealen vorausverkünden. Wo Herwegh hastig und vorwärtstürend, Robert Bruß ernst und gewichtig, Hoffmann heiter und gesprächig ist, da herrschen über Dingelstedt's Seele abwechselnd die Ironie und die Blasirtheit. Dingelstedt lacht nicht wie Hoffmann, predigt nicht wie Bruß, flackert nicht wie Herwegh; an alledem hindert ihn — sein Geist, dieses zweifelhafte Geschenk, welches den Menschen nur auf Kosten ihrer Unbefangenheit gewährt ist. Er lächelt höhnisch, er reizt durch weltmännische Ueberlegenheit, und wenn er merkt, daß es in ihm zu glimmen anfängt, schüttet er sich selbst kaltes Wasser über das Haupt. Darum ist es eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen, daß man ihn einen Renegaten gescholten hat. Er fiel weder von sich selbst noch von Anderen ab, denn er hat niemals sich Anderen angeschlossen oder sich zu einer politischen Ueberzeugung bekannt. Man begrüßte den „Nachtwächter“ laut und geräuschvoll als Gesinnungsgeoffenen und Kameraden in dem Kampfe gegen die Regierungen; er ließ es sich gefallen, nichts mehr und nichts weniger; daß man nicht schärfer hinsah und erkannte, wie wenig sein „kosmopolitisches Nachtwächterthum“ mit dem Brustton der Ueberzeugung gemein hatte, das war nicht seine Schuld. Es lohnt der Mühe, dies, wenngleich nur andeutungsweise, an seinen Dichtungen aufzuzeigen.

Der Grundzug in dem Wesen des „Nachtwächters“ ist die Veränderlichkeit.

Wenn er liebt, so steigert sich sein Begehren von schüchterner Sehnsucht zu einem wilden sinnlichen Rausch, dem allemal der Ragenjammer folgt, und erst der Verkehr mit Jenny Luxer, der berühmten Sängerin, die er in London kennen lernt

und als Gattin heimführt, säufst seine erotischen Begehrlichkeiten:

Laß mich mit wollustvollem Graun
Die theuren Züge wiederseh'n,
Das holde Aug', das langgeschlitzte,
Das mir so oft entgegenblitzte,

Die Marmorstirn, der Wangen Sammt,
Worauf so mancher Kuß geklammert,
Der dunklen Glieder Pracht und Fülle,
Die mein war sonder Zwang und Hülle.

Wenn er speculirt, so ist der Welt-schmerz rasch zur Hand, aber nicht jener Welt-schmerz, welcher sich traurig abwendet von den Freuden des Daseins, sondern der andere, welcher auf eine Philosophie des unendlichen Genusses hinausläuft, des Genusses ohne Reue und Enttäuschung:

Nimm das Ding nicht höher und nicht tiefer,
Als es werth ist. Ja doch, brich die Blume,
Aber kleb' nicht wie ein Ungeziefer
In des Kelchs zersprengtem Heiligthume.

Nur vorher kein Sehnen und kein Bangen,
Hinterdrein kein Gram und keine Reue;
Immer neu ist nichts als das Verlangen,
Die Erfüllung einmal nur das Reue.

Oder willst du alte Lust neu würzen,
So versuch's, von der Erfahrung Sinne
Zählings, blind, kopfüber dich zu stürzen
In das aufgewühlte Meer der Sinne.

Wenn er aber endlich wandert, so löscht stets der letzte Eindruck den vorletzten aus. Er scheidet von „Alt-Berlin“ mit dem Gelübde:

Du Stadt der Bildung und des Thees, der Künste
und der Rücken,
Leb wohl, der Dichter weist enttäuscht auf ewig dir
den Rücken.

Dann begrüßt er Paris mit andachts-voller Ehrfurcht und Erwartung:

Gastlicher Herd der Völker, fromm
Und freudig küß' ich deine Schwelle;
Von hier aus in die Nacht entglomm
Dem Scheiternden die Leuchthurmshelle;
Hier loberte die Opfergluth
Verschwenderisch, um deren Kohle
Der Menschheit Waisen stets geruht,
Hispanier, Römer, Briten, Pole.

Den Engländern vermeldet er, da er von der Themse her zum ersten Male London erblickt, die herbsten Wahrheiten:

Mein Herz, mein dummes, deutsches Herz,
Was thust du denn statt auf dich zu?
Wo Schiff' und Brücken sind von Erz,
Sind's auch die Menschen, sei's auch du!

Helle Gemüthsfreude übermannt ihn nur in Wien, der „gefährlichen Sirene“. Es wird ihm sauer, wieder fortzuziehen:

Ich fliehe, Weib, um nicht vor dir zu knien,
Auch Einer von den Proselyten-scharen;
Du wirfst mich nicht auf deinen Purpur ziehn,
Weib Potiphar's — laß meinen Mantel fahren!

Aber kaum ist er diesem Zauber ent-ronnen, so schreibt er jene fürchterlichen W. W.-Briefe (Wiener Währungsbriefe) der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, in denen er die literarischen und gesellschaftlichen Zustände der Kaiserstadt an der Donau erbarmungslos geißelt, was wiederum nicht hindert, daß er zwanzig Jahre später in Wien sein Nest baut. Er ist kein keuscher Josef.

Bleibend in diesem Wechsel der Stim-mungen ist nur Zweierlei: die Empfin-dung des Deutschthums und der Ehrgeiz. Der „Nachtwächter“ hat sich längst in den großen Herrn verwandelt, als er am 1. August 1866, nach der Schlacht von Königgrätz, dem Sieger in Berlin zuruft:

König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Und Oesterreich hat aufgehört, ein Be-standtheil Deutschlands zu sein, als er seinen Enkeln in Triest halb stolz, halb müde das Befehlswort macht:

Ein babylon'scher Sprachenbrei,
Was soll Großvaters Deutsch dabei?

Doch ihr erlebt, wenn's Gott gefällt,
Daß deutscher Geist beherrscht die Welt,

Daß Deutschland, wie es ihm gebührt,
Europens Schwert und Wage führt.

Dann ruft ihr hoch und wohlgenuth:
In uns auch fließt das deutsche Blut.

Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.

Erreicht ist das Sehnen der jungen Tage; er ist nicht bloß Hofrath, sondern Baron; die Wünsche von Anno dazumal sind überflügelt:

Noch lebt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
Noch steht manch edles Fürstenhaus;
Gott theilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich find' es noch,
Mein letztes Ziel auf dieser Erden,
Wär's nur um Voigtens Nekrolog:
Ich muß Geheimer Hofrath werden.

Aber das letzte Ziel? Wie haben die-jenigen ihn doch so schlecht gekannt, welche mit dem Pathos der Entrüstung ihn als einen Abtrünnigen verklagten! Er hatte

gar kein letztes Ziel. War er deshalb jemals ein Freiheits- oder ein Volksmann gewesen, weil er die deutschen Kleinstaaten und deren siebenunddreißig despotische Herrscher verspottete? Hatte er irgendwann liberale Gesinnungen herausgekehrt, er, der aus der Frankfurter Judengasse dem deutschen Volke zurief:

Geh, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Oh' sie euch in ein Christenviertel sperr'n!

Bah! mit dem Liberalismus des „Nachtwächters“ war es nicht viel weiter her als mit dem Schlachtenmuthe des „Lebendigen“. Dieser Liberalismus hatte zur Wurzel den Schönheitsfuss, die ästhetische und künstlerische Empfindung, zur Krone die Vorliebe für das Aperçu, für den Witz, für die satirische Betrachtung. Schroffer konnte das Wesen des Weltmannes von dem des politischen Lyrikers nicht geschieden sein. Weil diese Duo- und Sebez- wirthschaft in Deutschland, die Censur und die gekrümmten Rücken häßlich waren, deshalb und nicht aus anderem Grunde verspottete er sie, und weil ihm ein Witz, mit welchem er seine geistige Ueberlegenheit wahren konnte, lieber war als alles politische Martyrium, deshalb drängte es ihn nach den Salons der Großen, wo das Aperçu im höchsten Werthe steht. Die Tendenz, nicht die Schönheitslinie ist die Lebensbedingung der politischen Lyrik; Dingelstedt scheute die Tendenz und besang ohne Scrupeln Franz Josef von Oesterreich und dessen schöne Braut Elisabeth, als er dem Paare am Starnbergersee begegnete. Das Pathos, nicht der Witz ist die Seele der politischen Lyrik; Dingelstedt witzelte über das Pathos, wenn es sich vermaß, mehr sein zu wollen als der Esprit, der dem „Nachtwächter“ wie dem Weltmanne ausdauernd treu geblieben war.

Wegen dieses Esprits, der beide Welten, diejenige der Höhe wie die der Tiefe, beherrschte, ward er der Hofrath und Bibliothekar des Königs von Württemberg; wegen dieses Esprits machte ihn König Max von Bayern zum Edelmann und Intendanten seines Hoftheaters; wegen dieses Esprits endlich ward er Director des Hofoperentheaters in Wien und österreichischer Baron.

Aber der Esprit ist unfruchtbar, und wenn er sich ins Grübeln verliert, so

kommt er schließlich zur Erkenntniß seiner eigenen Nichtigkeit. Franz Dingelstedt hat dies erfahren als Schriftsteller und als Mensch. Als Schriftsteller, weil die Phantasie nicht gleichen Schritt halten wollte mit diesem Raffinement des Geistes, und die Ursprünglichkeit, die einst seine Bade- und Künstlernovellen, seinen Roman „Unter der Erde“ gekennzeichnet hatte, in dem späteren Roman „Die Amazone“ durchaus der artistischen Künstelei, dem absichtlichen Spiel mit dem Paradoxen weichen mußte. Als Mensch, weil alle äußeren Ehren nicht im Stande waren, das Mißvergnügen der Seele zu säntigen, die sich dafür rächte, daß sie hinter den Verstand zurückgesetzt war. Tausend Witzworte Dingelstedt's sind nach seinem Tode für eine Weile wieder lebendig geworden, aber es ist keine wohlwollende Gemüthsart, die sie bezeugen. Immer nur an der zweifelhaften Genugthuung des geistigen Mehrseins zehren zu müssen, immer nur von der blasirten Ueberlegenheit des Verstandes zu leben, die gegenüber der problematischen geistigen Entwicklungshöhe des deutschen Schauspielers am Ende zur Selbstvergötterung führen muß, und dabei doch nicht die Schranke durchbrechen zu können, welche auf der einen Seite der Schaffenskraft des Talentes, auf der anderen dem weltlichen Ehrgeize gesetzt ist, das führt in letzter Linie nothwendig zu der Klimax des heiligen Augustinus: Contemnere mundum, contemnere se ipsum, contemnere contemni, zum Pessimismus, zur problematischen Existenz. Dingelstedt hat in München als Theaterintendant Großes geleistet; aber da trat er eines Tages — man lese seine „Münchener Bilderbogen“ — irgend einem Hösling auf die Hühneraugen, und die Herrlichkeit war zu Ende; er wurde bedankt, wie man von den Großen, denen man als Parvenu stets zu viel Geist beifügt, immerdar bedankt zu werden pflegt. Er hat als Theaterintendant in Weimar die Blüthe der Goethe'schen Directionszeit erneuert, aber da verleiteten ihm die Kleinen, diese eingerosteten Regisseure und Bühnenpraktiker, welche sich unter seiner Ueberlegenheit wie die Würmer krümmten und ihn niemals anders als „Herrn von Dinkelsbühl“ nannten, das Leben. Er hat in Wien zuerst an der Hofoper, dann

am Burgtheater eine bewunderungswürdige Gabe, theatralische Effecte zu ersinnen und scenische Neuerungen einzuführen, bewiesen, aber nicht einmal zur Stufe eines Theaterintendanten gelang es ihm emporzuklimmen, geschweige denn, den Ehrgeiz seines Daseins, einen Sitz im Herrenhause, einen diplomatischen Posten zu erhaschen, für den er sich in hervorragendem Maße qualificirt erachtete. In München hatten die „Schwarzen“ gegen ihn intrigirt, als ob er jemals die Ambition gehabt hätte, die „Einsfältigen im Glauben“ mit seinem längst in den Winkel geworfenen „Nachtwächter“ aus ihrem Schläfe zu wecken! Auf ihn, Dönniges und Herrn v. d. Tann war das Sprüchlein gemünzt:

A duobus D
Et uno T
Libera nos, domine!

In Wien sah es die Hofaristokratie ungern, daß er hoch und aufrecht einherging, seine Baronie adelnd durch seinen Geist anstatt durch Razenbuckel, durch Leisetreterei und durch Demuth.

Da hat er denn schließlich die Menschen insgesammt in dem Bilde erblickt, in dem ihm einst die deutschen Frauen erschienen waren:

Sie möchten gern und wagen's nicht,
Das heißt dann Recht und Pflicht;
Die denken können, jagen's nicht,
Die Meisten denken nicht.

Und daher kam dann jene Atmosphäre der Ironie und Selbstironie, jenes ambitiose Spielen mit den Ebenbildern Gottes über ihn, die ihn fürchteten, anstatt ihn zu lieben, ihm mißtrauten, anstatt ihn zu bewundern. Den Humor können die Menschen vertragen, aber die Ironie ist ihnen ein Gräuel, zumal wenn sie wie viele, mit denen Dingelstedt zu verkehren hatte, denkende Künstler sind, das heißt solche, welche denken, sie seien Künstler. Man that ihm aber auch hierin schweres Unrecht, denn er hat sich selbst nicht besser behandelt als die Anderen, ja sich selbst schlechter als sie, denn es ist eine bekannte Sache, daß, je überlegener sich Einer seinen Nebenmenschen gegenüber dünkt, er desto kleiner sich in seinen eigenen Augen erscheint. Die Ironie gehört zu jenen verhängnißvollen Erbtheilen, von denen das Wort gilt: Qui mange du Pape, en meurt.

Man kam zu Dingelstedt, der auf dem

Krankenbette lag, damit er ein Autogramm zur „Bindobona“ beisteuere. Just war im Burgtheater mit glänzendem Ersolge Grillparzer's Lustspiel „Weh' dem, der lügt“ nach mehr als vierzigjähriger Pause erneuert worden. Dingelstedt griff lächelnd zur Feder und schrieb auf das Papier des Autographensammlers: „Weh' dem, der liegt.“ Ein Schauspieler erschien bei ihm, um sich darüber zu beschweren, daß ihm alle Rollen abgenommen worden waren. „Und Sie haben alle herausgegeben?“ fragte Dingelstedt anscheinend theilnahmlos. „Der Theatersdiener sagte: auf Befehl.“ „Nun, so sind Sie ja außer aller Verantwortung,“ war des Directors ganzer Trost. Ein anderer machte Miene, aus gleichem Anlasse heftig zu werden. „Aha, Sie wollen mir Grobheiten sagen,“ kam ihm Dingelstedt zuvor, „hier ist Papier, Tinte und Feder, da können Sie Alles aufschreiben, was Sie mir sagen wollen; Ihnen wird dabei leichter werden und mir wird's nicht schaden.“ Ein Journalist kam, um dafür bedankt zu werden, daß er eine enthusiastische Recension über eine Neufassung Dingelstedt's veröffentlicht hatte. „Mein Freund, Sie glauben gar nicht, wie viel Lob ich vertrage“, lautete der Dank.

Diese wenigen Proben mögen genügen zur Charakteristik der Ironie und Selbstironie Dingelstedt's. Die Ironie ist die umgekehrte Wahrheit; sie ist ihrem innersten Wesen nach literarisch, und das Literarische steht im ewigen Gegensatze zur Production, es ist Kritik. An den Romantikern hat sich dies erwiesen, welche allemal einer Anlehnung an Fremdes bedurften, wenn sie ersprißlichen Schaffens gewiß sein wollten. Sie suchten Vergangenes für die Gegenwart fruchtbar zu machen und wandten sich, wie die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Hardenberg, an das deutsche Mittelalter, an Calderon und Shakespeare, an den Sanskrit. Wo sie auf eigenen Füßen zu stehen den Ehrgeiz hatten, hemmte die Ironie ihre schöpferische Kraft. Ihnen war Franz Dingelstedt näher verwandt als den „Jungdeutschen“ und den politischen Lyrikern, zu denen ihn der Zufall der Zeitgenossenschaft gesellte. Nur die Mischung der Elemente in seiner Begabung war eine andere als in derjenigen der Roman-

tiker. Neben dem Literarischen lag das Lyrische; jenes ward von diesem gefällig und anmuthig geformt, dieses von jenem gezügelt und vor dithyrambischer Ueberladung bewahrt.

Der Rest des Unterschiedes war der Unterschied der Zeit. Dingelstedt hätte kaum sich dazu bestimmen lassen, wie es die Romantiker thaten, zum Katholicismus überzutreten aus dem unbestimmten Gefühle der Andacht und Ehrfurcht gegenüber dem farbigen, mystische Gemüther mächtig ergreifenden Ceremoniell der Kirche, obwohl er wie sie ein unvergleichlich empfängliches Auge besaß für die Schönheiten bunter, pomphafter Aufzüge, für die Reize von Hell- und Halbdunkel, für den geheimnißvollen Zauber architektonischer Wirkungen. Er lebte in einer Zeit von lebhafter entwickeltem geschichtlichen Sinn, in einer Zeit, welche schärfer zwischen Wesen und Form unterscheidet. Ihm war das Ceremoniell der Kirche um seiner selbst willen und durch sich selbst schön und wirksam, und er übertrug, was davon zu verwerthen war, ins Theatralische, auf die Bühne. Die Flucht zu einem religiösen Bekenntnisse aber, in unhistorischen und unkritischen Zeiten ein Mittel seelischer Beruhigung, mußte ihm, dem vielgebildeten Skeptiker, erscheinen als das, was sie ist, als der Wechsel zweier Gewänder, die von einander nur dadurch sich unterscheiden, daß das eine nüchterner, strenger, das andere bunter und faltiger ist. Das Schicksal verwies ihn, den Protestanten, mit einem großen Bruchtheile seines Lebenslaufes auf den Aufenthalt in katholischen Ländern, in Bayern und in Oesterreich; er zog daraus Nutzen, indem er der Kirche das Geheimniß ihrer äußerlichen Wirkungen ablauschte. Im Uebrigen hat er religiösen Impulsen niemals einen anderen Einfluß auf sich eingeräumt als denjenigen, allgemeine Empfindungen in seiner Seele zu wecken, wie aus dem Gedichte „Christnacht“ ersichtlich ist, in welchem er nach dem Heiland ruft:

Messias, Mittler, sanften Winks
Führ' du die Gegenjüge näher,
Messias, Richter, rechts und links
Driff schonungslos die Pharisäer,
Messias, König, säume nicht,
Erfülle deines Amtes Freiheit:
Erscheine in verklärtem Licht
Und gieb uns Wahrheit, Frieden, Freiheit!

Man darf solchen psychologischen Excursen und literarhistorischen Vergleichen nicht aus dem Wege gehen, wenn man dieser so merkwürdig zusammengesetzten Dichterpersönlichkeit auf den Grund ihres Wesens sehen will; sie sind aber, wie wir finden werden, zur Würdigung der theatralischen Wirksamkeit Dingelstedt's sogar schlechthin unerläßlich.

Es giebt kaum zwei Menschen, welche einander weniger ähnlich oder verwandt gewesen wären als Heinrich Laube und Franz Dingelstedt, und doch wird in der Geschichte des Wiener Burgtheaters eine Parallele ihrer Thätigkeit nicht umgangen werden können. Zwischen Laube's Direction und derjenigen Dingelstedt's lag ja das Provisorium eines Mannes, der ebenfalls ein Dichter war, nämlich Friedrich Halm's; aber es ist, als ob dasselbe gar nicht vorhanden gewesen wäre, so sehr wurde es durch die vorangegangene Periode Laube's und durch die folgende Dingelstedt's verdunkelt. Schon im Aeußeren bildeten der „Jungdeutsche“ und der „Nachtwächter“ einen Gegensatz. Laube ist von mittlerer Gestalt, ein knochiger Mann mit eigenthümlich geformtem, scharfzüggem Gesicht; seine Stimme klingt kurz und scharf wie Commando, auch wenn er Wohlwollen spricht. Es ist in diesen tiefliegenden Augen, diesem bronzenen Incarnat, diesen hart heraustretenden Backenknochen etwas kosakisch Energisches, jedenfalls eine eingesprenzte slavische Ader. Dingelstedt war der echte Germane, groß, fast zu groß von Gestalt, mit breiten Schultern. Er konnte bei den Proben von unendlicher Grobheit sein, aber für gewöhnlich lächelte er aus dem feinen durchgeistigten, von starken Bartcoteletten eingerahmten Gesicht das verbindlichste Lächeln, von dem man nur nicht wußte, ob es mehr Wohlwollen als Spott künden sollte. Zwischen diesen beiden Männern konnte es keine Uebereinstimmung geben; sie mußten einander befehlen. Warum doch? Hatte sie nicht der gleiche Zug des Herzens denselben Pfad geführt? Aus der Literatur zum Theater? Und nach Wien? Jawohl, wenn man nur äußerlich urtheilt. Denn äußerlich ist es doch wohl, daß Wien, die Stadt der Theater und der Theaterschulen, die Stadt des Kunstsinnes und der Grazie, Alle, welche der Bühne

zustreben, wie ein Meßka anzieht, daß zwei deutsche Schriftsteller, welche den anscheinenden Radicalismus ihrer Jugend überwunden haben, nach der Donaustadt gelooft werden, wo es im Jahre 1850 — bei Laube's Uebersiedelung — als ein Verdienst erschien, politisch abgedankt zu haben, im Jahre 1867 — bei Dingelstedt's Berufung — als eine Nothwendigkeit, das gelöste politische Band mit Deutschland durch ein festes literarisches zu ersetzen. Außerlich ist auch, wenigstens für unseren Fall, die Frage, wie zwei Geister von hochfliegender Kraft, von weitgespanntem schriftstellerischen Können sich auf die ausschließliche Beschäftigung mit dem Theater zurückziehen konnten, das, wie hoch man von ihm auch denken mag, doch nicht in dem Culturleben der Nationen im Vordergrund der berechtigten Interessen steht. Aber ein tieferer Blick in diese beiden Naturen zeigt klar die Verschiedenheiten ihrer Anlage, welche naturgemäß zu feindlichen Gegensätzen werden mußten.

Der herrschende Zug in Laube's Wesen war nach der glücklichen Ueberwindung des „Jungdeutschthums“ der theatralische, derjenige im Wesen Dingelstedt's hörte nie auf, ein literarischer zu sein. Der Realist Laube nahm in seinen Theaterstücken — in den „Karlschülern“, in „Graf Essex“ — die Effecte, wo er sie fand, gleichviel, ob sie derb, erschütternd, verblüffend waren; der Romantiker Dingelstedt wandelte in dem „Fluche der Schönheit“, er verwarf jeden Effect, der nicht sein feines artistisches Gefühl befriedigte. Laube hatte kaum seine Stelle in dem Theater am Michaelerplatz angetreten, als er auch sofort den offenen Kampf mit der Intendantur begann, die ihm den Athem beengte; Dingelstedt suchte sich zu schicken oder, wenn es nicht anders ging, die Haut der ihm übergeordneten „Hofämter“ durch Nadelstiche zu reizen. Laube cultivirte als Regisseur mit Nachdruck das Wort, Dingelstedt das Bild. Laube suchte stets nach neuen Kräften, und er hat in der That ein Recht darauf, daß man ihn einen Theater-Columbus heiße, denn von ihm sind Adolf Sonntag, Josef Lewinski, Charlotte Wolter eigentlich entdeckt worden; Dingelstedt war zu träge — man hat ihn „faul wie einen Löwen“ genannt —, um mit der Drilling verheißungs-

voller Talente sich abzumühen, zu träge, vielleicht auch zu vornehm. Laube fiel, weil sich seine demokratische Insubordination auf die Dauer mit dem Hofamte nicht vertrug; Dingelstedt, der Weltmann, starb, der erste in der ganzen Reihe, als Director des Burgtheaters.

Am prägnantesten aber zeigt sich der Gegensatz in den Fragen der Ausstattung und des Repertoires, in der Betrachtung der Theaterwirksamkeit als Lebensaufgabe.

Laube hat, so lange er Bühnen leitete, kein anderes Interesse gekannt als das Theaterinteresse, und in den Pausen zwischen Wien und Leipzig füllte er seine Mäße mit Schriften über das Theater aus; Dingelstedt ist niemals so ganz im Theater aufgegangen, daß er von demselben nun auch literarisch nicht hätte loskommen können; es blieb ein geistiger Ueberschuß in ihm, und es ist bemerkenswerth, daß er nur in einem einzigen seiner Bücher intimer das Theater streifte, nämlich in dem Roman „Die Amazone“, während im Uebrigen und zumal in seinen Gedichten nur von der Kunst im Allgemeinen, nicht von dem Theater die Rede ist. Literarisch fein heißt kritisch fein. Dingelstedt war literarisch im Verkehr mit Sachen wie mit Menschen, und der Abgrund zwischen ihm und den literarisch untergeordneten Bühnenkräften blieb ihm stets bewußt; Laube sprang über diesen Abgrund hinweg und betrachtete sich als Kameraden, nicht als Feldherrn.

Laube erweiterte das Repertoire des Burgtheaters, aber er that es nicht aus einem univervellen Gesichtspunkte. Es ist bekannt, daß er zum Beispiel Shakespeare's Historien für unaufführbar hält. Die feineren literarischen Wirkungen von der Scene verwirft er zu Gunsten der starken unmittelbaren Wirkungen. Er gerieth dabei begreiflicherweise auf das neuere französische Conversationsstück, das er am Michaelerplatz einbürgerte, was freilich den Besitz dieses unvergleichlichen Ensembles voraussetzte, dem ein Fichtner, eine Gabillon die Signatur verliehen. Das ist ihm zum Vorwurf gemacht worden, wie späterhin Dingelstedt dafür getadelt wurde, daß er der deutschen Lustspielproduction einen breiteren Spielraum gewährte, auch wenn sie, wie bei L'Arronge, auf das Zffland'sche Familienstück zurück-

griff, bei Moser sich dem Schwank und der Posse ergab. Aber ein anderes Motiv hatte Laube dem französischen Conversationsstücke, ein anderes Dingelstedt der zeitgenössischen deutschen Komödie gegenüber. Laube wollte auf das Publikum wirken, und der graziöse, feingeschliffene französische Dialog, das pathologische

macht, indem er Eduard Mautner, Mosenthal, Weilen in das Repertoire einstellte; Dingelstedt griff weiter aus und öffnete die Pforten des Heiligthums auch einem Wilbrandt, Lindau, Moser, L'Arronge. Darüber soll nicht gerechtet werden, weder mit dem Einen noch mit dem Anderen, denn der Leiter eines großen Kunstinstituts



Franz Dingelstedt.

Theaterproblem eines Dumas fils, Feuillet kam dem Geschmack des Wiener Publikums entgegen. Dingelstedt genügte dem patriotischen Zuge seiner Seele, dem Heimweh, indem er die Deutschen bevorzugte, und er sah, daß das deutsche Theater auf die Dauer verhungern müsse, wenn es der heimischen Production die höchsten Maßstäbe auferlege. Laube hat in dieser Hinsicht nur den Wienern Concessionen ge-

hat allemal das Recht, demselben das Gepräge seiner eigenen Individualität aufzudrücken.

Aber wenn es sich um die literarischen Wirkungen der Bühne handelt, wenn die scenische Ausstattung in Frage kommt, dann darf dem Theaterdirector Dingelstedt ein voller Ruhmeskranz auf sein Grab gelegt werden, denn hier ist sein Verdienst von Niemandem übertroffen worden.

In Theaterkreisen begegnet man oft der Klage, die deutsche Bühne befinde sich im Verfall. Auf die sociale Bedeutung der Bühne kann diese Klage wohl nicht gemünzt sein, denn mehr als in unseren Tagen hat niemals das Theater im Vordergrund der gesellschaftlichen Interessen gestanden. Wenn irgendwo in einem größeren Theater eine Orchestervertiefung vorgenommen, wenn die Zwischenactsmusik beseitigt oder ein neuer Vorhang angeschafft werden soll, so giebt es erregtere öffentliche Discussionen, als sie seinerzeit über das Unfehlbarkeitsdogma stattfanden, und ein Salon, den nicht die Schleppe einer Theaterdame, und wäre es auch einer untergeordneten, bisweilen absegt, ist zurückgesetzt. Liegen in diesen Erscheinungen Symptome des Verfalls, so könnte man wohl eher sagen, das gesammte Culturleben der Gegenwart habe einen wunden Fleck, der nur in der Behandlung des Theaters seitens der Gesellschaft besonders ersichtlich werde. Seine sociale Bedeutung hat das Theater in Deutschland ursprünglich doch nur dem Umstande zu danken, daß Schriftsteller von hervorragendem Rufe an die Spitze großer Bühneninstitute traten, nach Goethe in Weimar Laube und Dingelstedt in Wien, Gukow in Dresden, Immermann in Düsseldorf. Die Klage über den Verfall des Theaters gründet sich aber auf andere Wahrnehmungen, sie bezieht sich auf die Production für die Bühne nicht minder als auf die Production auf der Bühne.

Sprechen wir zuerst von der Production für die Bühne.

Es stehen keine großen Dramatiker in unseren Tagen auf, das ist wahr. Ist dafür ein Theaterdirector verantwortlich? Kann mehr geschehen, als was Laube that, der im Wiener Stadttheater durch mehrere Jahre eine wahre Novitätenjagd veranstaltete, bei der, wie es in der Natur der Dinge lag, eine Anzahl dramatischer Neulinge den Hals brach? Konnte Dingelstedt nicht darauf hinweisen, daß er dem Repertoire des Burgtheaters eine Menge modernster Namen einzuverleiben suchte, neben Wilbrandt, Lindau, L'Arronge, Moser auch Hugo Bürger, Triesch, Schönthan, Greif? Daß am Ende von all' diesem Blüthenfegen so wenig reifte, war doch weder Laube's noch Dingelstedt's

Schuld. Man denkt dabei an die malitiose Antwort, welche Dingelstedt einem obskuren Dramatiker gab, der ihm gleichzeitig zwei Stücke zugesendet hatte. „Haben Sie die Sachen bereits gelesen, Herr Baron?“ „Erst das eine Stück.“ „Und wie gefällt es Ihnen?“ „Das andere gefällt mir besser.“ — Sie thaten, was in ihren Kräften war, um die Production für die Bühne zu fördern und zu heben, aber unsere Zeit ist es, diese vielzersplitterte, von den widersprechendsten Interessen zer-rissene Zeit, welche die Concentration der Talente verhindert und die Empfänglichkeit des Publikums ablenkt. Große Schauspielhäuser werden gebaut, auch in Wien wird binnen wenigen Jahren ein neues monumentales Burgtheater eröffnet sein; aber dann wird es auch mit jenem intimen Verständnisse zwischen Parterre und Scene vorbei sein, in welchem das Geheimniß der Erfolge des Burgtheaters lag. Große Schauspielhäuser, splendide Foyers, verblühende Virtuosen thun es leider nicht; das Priestertum ist von der Bühne gewichen und kein Theaterdirector kann es zurückbringen.

An Dingelstedt ist diese Wahrnehmung nicht spurlos vorübergegangen, und da die zeitgenössischen Dramatiker ihm versagten, so versuchte er es mit den Classikern. Er hat in München jene Mustervorstellungen Schiller'scher, Goethe'scher und Lessing'scher Stücke, an denen die hervorragendsten deutschen Bühnenkräfte mitwirkten, veranstaltet, und das war eine künstlerische That. Er hat dann in Weimar anlässlich des Schillertages die Dramen des großen Dichters und kurz darauf die Shakespeare'schen Dramen in vollendeter Weise vorgeführt. Er hat schließlich das Beste, was die dramatische Literatur besitzt, bearbeitet und neu scenirt, und wer sich der Wiener „Shakespeare-Woche“ erinnert, wer Molière's „Geizigen“ und Goethe's „Götz“ in dem Hause am Michaeleplatz gesehen, dem braucht es nicht gesagt zu werden, wo der Ruhm des Theaterdirectors Dingelstedt zu suchen ist. Das war der Dichter, der den Dichter interpretirte, der Romantiker, der Vergangenes neu belebte. Die Historien Shakespeare's hat Dingelstedt der deutschen Bühne schlechthin gerettet, die Einrichtung des „Faust“ zu einer Trilogie

ist leider Project geblieben — der Tod hat sie vereitelt.

Um aber Solches zu können, mußte in den Aeußerlichkeiten der Bühne eine Reform herbeigeführt werden, und Dingelstedt hat sie vollbracht. Noch Heinrich Laube hatte der Illusion des Publikums Zumuthungen gestellt, welche sie nicht übertragen konnte. Ihm genügte es, mittelst des scenischen Apparates karge Andeutungen zu machen, einen Salon, ein Interieur, eine Procession zu „markiren“; das Publikum sollte aus Eigenem sich das Bild ergänzen. Gegen diesen naturalistischen Standpunkt revoltirte Dingelstedt; er brachte Licht, Farbe, Glanz und Mannigfaltigkeit auf die Bühne. Das Publikum sollte von dem Gange des Stückes nicht abgezogen, nicht gezwungen werden, zu dem Sujet vermittelt seiner Einbildungskraft die Umgebung gleichsam nachzutragen, eine Scenerie aus dem Mittelalter, aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., des Directoriums, des Kaiserreichs sich rasch ad hoc zu construiren. Dingelstedt hatte bereits als Director des Wiener Hofoperentheaters gezeigt, welch wunderbar anschauliche Bilder großer Action er zu schaffen im Stande war, bei den Aufführungen des „Lohengrin“, des „Tannhäuser“ und anderer zur künstlerischen Ausstattung geeigneter Opern. Im Burgtheater bewies er dieses Können in noch höherem Maße, weil beschränktere räumliche Mittel zu Gebote standen und der Charakter der Bühne das Uebermaß ausschloß. Man hörte die verschiedenen Zeiten der Geschichte nicht mehr bloß reden, man sah sie lebhaftig in Sitte, Brauch und Lebensart; zu dem Ensemble der Künstler gesellte sich das Ensemble von Wort, Handlung und Bild. Der Theaterdirector war hier zum Culturhistoriker geworden.

Von großen Dingen haben einst die

Dramaturgen geträumt. Aristoteles von der Katharsis, der Reinigung der Leidenschaften, Schiller von der Schaubühne als moralischer Anstalt. Das ist vorüber. Dingelstedt begnügte sich, die Bühne in den Grenzen einer Volksbildungsanstalt zu erhalten. Er konnte dies mit dem Schauspielermaterial, das ihm zu Gebote stand. Ein Adolf Sonntaghal, ein Josef Lewinski werden zu Volksbildnern, wenn ein Dingelstedt ihnen dazu die Pfade weist. Aber wo solches Material nicht vorhanden ist, da sinkt die Bühne allgemach zur ausschließlichen Unterhaltungsanstalt herab; die Soubrette verdrängt den Tragöden.

Was etwa der „Nachtwächter“ an Jenen gesündigt, welche ihn einst als Kameraden im politischen Streite betrachtet hatten, das hat der Theaterdirector reichlich gesühnt. Was aber die Zeit an ihm verschuldet hat, das sang er ohne Klage und Anklage in dem Epilog zu seinen Gedichten:

Die Zeit hat andre Ziele als die Kunst:
Ihr bester Geist verpufft in Dampf, in Dunst.

Und dennoch reizt wie ein vergrabener Schatz
Mich stets ihr Kampf von Satz und Gegenatz,

Ihr Drang, der jede alte Form zerbricht,
Erfindet er die neue auch noch nicht,

Ihr ungestümer allgemeiner Schwung
Nach Nacht, nach Freiheit und nach Einigung.

In solchen Zügen scheint die Gegenwart
Mir wahlverwandt und meiner eignen Art.

Als an einem dieser schmerzreichen Tage, die er vom Krankenlager aus dem Sterben zuweilen sah, ein mehr als gewöhnlich lebhaftes Interesse an seinem Zustande in der Zahl theilnahmsvoller Anfragen zum Ausdruck kam, murmelte er bitter: „Die Raben flattern schon, aber zu früh.“ Das war ein hartes Wort, ein Wort der Weltverachtung. Die Fortdauer seines Namens wird zeigen, daß er die Menschen unterschätzte.





Mozart's Bildnisse

und ein bisher unbekannt gebliebenes Reliefporträt.

Von

Rudolf Genée.



ie Deutschen können sich's nun einmal nicht anders vorstellen, als daß ihre größten Dichter und Künstler in Dürftigkeit sterben. Mit Mozart können sie deshalb auch in diesem Punkte sehr zufrieden sein. Er starb als ein richtiger Verschwender, denn er hatte in dem kurzen Leben, das ihm gegönnt war, die unermesslichen Schätze seines Genies mit einer Freigebigkeit ohne Gleichen der Menschheit dargebracht. Und als sein liebevolles Herz ausge schlagen hatte, als der kleine blasser Mann in der Erde unter dem Winterschnee lag, da fand man, daß er — außer seinen Schulden — ein Baarvermögen von sechzig Gulden hinterlassen hatte.

Und trotzdem kann man nicht sagen, daß Mozart's Genie nicht schon während seines Lebens anerkannt worden wäre. Seine guten Mitmenschen konnten sich nur nicht vorstellen, daß ein solches Wunder der Natur auch Lebensbedürfnisse habe wie ein anderer Mensch.

Da Mozart schon in frühester Kindheit angefangen hatte, das Staunen seiner Zeitgenossen zu erregen, so haben wir auch von ihm ganz besonders viele Bildnisse, und zwar aus verschiedenen Lebensaltern; vom siebenten Jahre seines Lebens bis kurz vor seinem Tode wurde er gemalt, gezeichnet, modellirt.

Den eigentlichen Anlaß zu der gegenwärtigen Studie über seine Porträts bietet mir ein Bildniß Mozart's, welches bis jetzt, wie ich nach umfassenden Nachforschungen constatiren kann, noch niemals durch Nachbildung für weitere Kreise bekannt gemacht worden ist und welches dennoch zu seinen allervorzüglichsten Bildnissen gehört. Es ist ein kleines Medaillonrelief, ähnlich wie das bekannte und oft durch den Stich nachgebildete von Posch, aber ungleich künstlerischer in der Ausführung und außerdem — wie ich später auf Grund historischer Zeugnisse nachweisen werde — auch ähnlicher als irgend eines. Ehe ich aber auf dies reizende Kunstwerk zu sprechen komme, möge hier Einiges über die sonst existirenden Mozart-Bildnisse vorangeschickt werden. Ich will gleich hier dabei mit Dank anerkennen, daß der Vorstand der internationalen Mozart-Stiftung in Salzburg, speciell der Herr Institutsdirector Engl in Salzburg, in jeder Weise mich durch die auf meine verschiedenen Anfragen ertheilte Auskunft bereitwilligst unterstützt hat.

Bezüglich der Illustrationen, welche die hier gemachten Mittheilungen begleiten sollen, wird außer einer nach dem bisher unbekannten Reliefbild gefertigten Zeichnung den Lesern auch ein aus der Kindheit Mozart's herrührendes Bildniß will-

kommen sein, welches dem größeren Publikum gleichfalls so gut wie unbekannt sein dürfte und für dessen hier gegebene Nachbildung der Ausschuss der internationalen

vorigen Sommer mit der „Stiftung“ vereinigt ist. Es stellt Mozart in seinem elften Lebensjahre dar und ist von einem Salzburger, Namens Helbing, gemalt.



Mozart im Alter von elf Jahren.

Nach dem in Salzburg befindlichen Helbing'schen Gemälde; mit Genehmigung des Ausschusses der Mozart-Stiftung.

Stiftung „Mozarteum“ in Salzburg die ausdrückliche Genehmigung freundlichst erteilt hat.

Das Originalgemälde dieses letztgenannten Bildnisses befindet sich im Salzburger Mozart-Museum, welches seit dem

Das Bildniß war anfänglich in der reichen Gemäldegalerie des Schlosses Leopoldskron und gelangte, nachdem die Gemäldegalerie in verschiedene Hände gekommen war, zuletzt in den Besitz des Kaufmanns Saullich, welchem jetzt das

Geburtshaus des großen Tonkünstlers in der Getreidegasse gehört. Das in dem eigentlichen Geburtszimmer hängende Bildniß ist als künstlerische Arbeit sehr mangelhaft; namentlich ist, wie man aus unserer getreuen Copie ersieht, die Zeichnung der Hände sehr schlecht. Aber der Kopf ist sorgfältig ausgeführt, und das Gesicht läßt die Züge des späteren Mozart sehr wohl erkennen. Auch mit dem in künstlerischer Hinsicht bedeutend besseren Bildnisse, welches 1770 (also drei Jahre später) in Verona gemalt wurde, stimmt es im Allgemeinen überein, nur sind auf dem Veroneser Bilde die Wangen voller, und auch die Nase ist etwas größer.

Ein anderes Knabenporträt, welches sich gleichfalls im Geburtszimmer Mozart's befindet, stellt ihn in noch jugendlicherem Alter dar. Das erst siebenjährige Wunderkind ist hier im Hofcostüm abgebildet, mit langer gestickter Weste, an der Seite einen Galanteriebogen, unterm Arm den Chapeau und die linke Hand gravitatisch in die Weste gesteckt.

Aus derselben Zeit rührt auch das Familienbild von Carmontelle her, von welchem ein alter trefflicher Stich von Delafosse existirt. Es zeigt uns den Vater Mozart mit seinen beiden Kindern Wolfgang und Marianne, letztere elf Jahre alt. Wolfgang sitzt am Clavier, seine Schwester steht ihm zur Seite, aus einem Notenblatt singend, und der Vater steht hinter dem Knaben mit der Geige. Es ist ein ungemein anziehendes Bild, von feiner künstlerischer Auffassung und mit individueller Wiedergabe der Porträts.

Erheblich schlechter ist das große, viel später gemalte Familienbild, welches man ebenfalls in dem Geburtszimmer findet. Dieses durch die Nachbildung mehr bekannt gewordene und umfangreiche Gemälde von La Croce stammt aus dem Jahre 1780 und wurde in Salzburg vollendet, als Mozart zur Einstudirung seiner ersten Oper „Idomeneus“ (aufgeführt im Januar 1781) in München war. Während seines dortigen Aufenthaltes hatte er in seinen Briefen sich mehrmals erkundigt, wie weit das „Familienbild“ vorgeritten sei? Hier sitzt Mozart (als vierundzwanzigjähriger Jüngling) neben seiner Schwester am Flügel, während der Vater hinter der Langseite

des Instrumentes mit der Geige steht. Die bereits 1778 verstorbene Mutter ist nur durch ihr an der Wand hängendes großes Bildniß vertreten.*

Von den Jugendbildnissen Mozart's ist jenes schon erwähnte Porträt das weitest aus beste, welches während seiner ersten italienischen Reise 1770 gemalt wurde. Das Aussehen, welches der damals vierzehnjährige Künstler in Italien erregte, zunächst in Verona, hatte in dieser Stadt seine Porträtirung veranlaßt. Von seinem Vater haben wir darüber einen Brief vom 7. Januar 1770. Darin heißt es u. A.:

„Heute waren wir bei einem Herrn Ragazzoni eingeladen. Der Generaleinnehmer von Venedig, Herr Lugiat, bat die Cavaliere, mich zu ersuchen, daß ich erlauben möchte, den Wolfgang abmalen zu lassen. Gestern Vormittag geschah es, und heute nach der Kirche sollte er das zweite Mal sitzen...“ u. Dann, im weiteren Verlaufe dieses Briefes heißt es: „Nun wurde Wolfgang's Porträt ausgemalt und um drei Uhr zu Tisch gegangen.“

Mozart hatte also nur zweimal gesessen. Das überaus anziehende Bild, welches erst 1856 in Verona aufgefunden wurde und das sich jetzt in Wien im Besitze des Dr. v. Sonnleithner befindet, ist seitdem durch einen vollendet schönen Kupferstich von L. Sichling vervielfältigt worden. Da dies Bildniß von dem vorher erwähnten, das hier als Illustration beigelegt ist, nur durch einen Zeitraum von drei Jahren getrennt ist, wird man mit Interesse eine Vergleichung beider Bildnisse anstellen können. Man wird danach u. A. auch ersehen, daß nicht nur die Haartracht, sondern auch die Kleidung mit dem Salzburger Bildniß übereinstimmt. Die geringen Abweichungen im Gesicht sind schon oben bemerkt worden.

Im Jahre 1777 ließ Leopold Mozart in Salzburg wieder ein Bildniß seines Sohnes anfertigen und sandte dasselbe an den Vater Martini in Bologna, der ein Jahr vorher ausdrücklich darum gebeten hatte. Wo dasselbe hingekommen ist,

* Es ist in neuerer Zeit behauptet worden, daß dies auf dem Gemälde angebrachte Bildniß nicht die Mutter, sondern die Großmutter Mozart's darstellen soll, was mir aber nicht wahrscheinlich ist.

konnte bisher nicht ermittelt werden. Wenigstens aber verdanken wir diesem unbekannt gebliebenen Porträt einen sehr werthvollen Brief des Vater Mozart. Jener Vater Martini hatte nämlich auch des Vaters Bildniß gewünscht, und mit Beziehung darauf schrieb dieser in demselben Briefe, in welchem er die Absendung des Porträts seines „Wolfgangers“ anzeigte, Folgendes:

„In Rücksicht meines Porträts glaube ich nicht, daß mein Gesicht verdient, zu Männern von Talent gestellt zu werden. Doch wenn Sie es verlangen, so werde ich trachten, Ihnen Genüge zu leisten; aber ohne daß ich mir ein anderes Verdienst beimäße, als daß ich meine Pflicht erfüllet, das Talent zu bilden, das der gütige Gott meinem Sohne gegeben hat.“

Nun, diese Pflichterfüllung, welche der bescheidene Mann sich als kein so großes Verdienst anrechnen wollte, hat dennoch nicht wenig dazu beigetragen, der ganzen gebildeten Welt die reinsten und dauerndsten Genüsse zu bereiten!

Die Art und Weise, wie der Salzburger Vicecapellmeister das Talent seines Sohnes von dessen frühester Kindheit an beobachtete und leitete, bildet einen höchst interessanten Theil in Mozart's Lebensgeschichte. Nur in einem Falle, bei welchem wir in die frühere Zeit zurückgreifen müssen, setzt uns der treffliche Mann in einiges Erstaunen. Es war im Jahre 1768, als Vater Mozart mit seinem Sohne in Wien war und es durchzusehen suchte, daß von diesem bereits eine Oper (sie hieß: „La finta semplice“) zur Auführung kommen sollte. Und der dreizehnjährige Wolfgangers sollte sie auch selbst dirigiren! Das allzu kühne Unternehmen des eifrigen Vaters scheiterte an verschiedenen Umständen, vor Allem wohl an der zu großen Jugend des Componisten. Zu einer Oper gehörte denn doch außer dem merkwürdigen musikalischen Genie etwas mehr Erfahrung und größere Reife des Verstandes. Aber der gute Vater hatte durch das Glück über sein Wunderkind, wohl auch durch seinen erklärlichen Wunsch, seine Lebensverhältnisse etwas zu verbessern, in diesem Falle die Objectivität des Urtheils eingebüßt, die ihn in späterer Zeit so sehr auszeichnete. Er war wüthend über alle die Hindernisse und Intriguen,

die der Laufbahn seines Wolfgangers sich entgegenstellten, bis endlich die Sache definitiv aufgegeben wurde. Des Vaters Briefe aus dieser Zeit* sind voll bitterer Klagen und voll Anschuldigungen gegen die Hauptbetheiligten. In dem einen dieser Briefe — er ist vom 11. Mai 1768 aus Wien datirt — kommt ein sehr sonderbarer Satz vor. Er erwähnt darin die Aussichten, die ihm gemacht waren, mit dem Wolfgangers eine Reise nach Italien zu machen, und fährt dann fort: „Oder sollte ich vielleicht in Salzburg sitzen, in leerer Hoffnung nach einem besseren Glücke seufzen, den Wolfgangers groß werden und mich und meine Kinder bei der Nase herumführen lassen . . . bis der Wolfgangers in die Jahre und das Wachsthum kommt, die seinen Verdiensten die Verwunderung entziehen?“

Wenn damals der Blick des Vaters, der mühselig genug für das materielle Wohl seiner Familie zu sorgen hatte, noch nicht über das „Wunderkind“ hinausreichte, so tritt doch in seinen späteren Briefen seine Einsicht und Urtheilskraft immer bedeutender hervor. Ganz besonders gilt das von jenen Briefen, die er Ende des Jahres 1780 nach München schrieb, eben in jener Zeit, als Mozart dort zur Einstudirung seiner ersten Oper war, welche in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat. Während ist es, wie der Vater von Salzburg aus ihm stets berichtet, wer Alles sich lobend über das Werk schon ausgesprochen, ja endlich, wie die ganze Stadt schon voll davon sei. Aber daneben vergißt er nicht, aus seinen Lebenserfahrungen allerlei gute Rathschläge und Ermahnungen für den Sohn einzupacken. So erinnert er ihn am 11. December, er möge bei seiner Arbeit nicht einzig und allein an das musikalische, sondern auch an das unmusikalische Publikum denken: „Du weißt, es sind hundert Unwissende gegen zehn wissende Kenner; vergiß also das sogenannte Populäre nicht, das auch die langen Ohren kitzelt.“ Und zwei Wochen später ermahnt er ihn, er möge nur ja das Orchester bei guter Laune zu

* Die darauf bezüglichen Briefe von Leopold Mozart sind sehr vollständig in L. Nohl's Buch: „Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen“ (Leipzig 1880), enthalten.

erhalten suchen und die Musiker durch Lobeßerhebungen sich geneigt erhalten: „Jeder, auch der schlechteste Bratschist ist aufs empfindlichste gerührt, wenn man ihn tête à tête lobt, und wird dadurch eifriger und aufmerksamer, und so eine Höflichkeit kostet dir nichts als ein paar Worte.“

Die Proben der Oper „Idomeneus“ begannen actweise, noch lange Zeit, bevor das Ganze fertig war. Am 1. December 1780 schreibt Mozart über die erste Orchesterprobe, welche „außerordentlich gut ausgefallen“ war, und erst im Januar des neuen Jahres zeigte er an, nachdem der zuvor bestimmt gewesene Tag für die Aufführung hinausgeschoben worden war, daß nun die Hauptprobe am 27. Januar und die Aufführung am 29. sein solle.

Doch nach diesen beiläufigen Notizen über Mozart's erste Oper haben wir zum eigentlichen Gegenstande dieser Betrachtungen, zu seinen Bildnissen, zurückzukehren, und zwar zu derjenigen Gruppe, welche aus seinen letzten Lebensjahren herrührt. Das Salzburger „Mozarteum“ besitzt auch das gute, aber unvollendete Bildniß, welches nur wenige Monate vor dem Tode Mozart's von seinem Schwager Lange gemalt wurde. Josef Lange, welcher Aloysia Weber, die Schwester von Mozart's Frau, geheirathet hatte, war Hofchauspieler, dilettirte aber auch als Maler. Sein Mozart-Bild gehört jedenfalls zu den angenehmsten Bildnissen des großen Künstlers. Der Kopf, ganz im Profil, ist offenbar etwas verschönt, aber mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführt. Mozart sitzt am Flügel, mit den Händen die Tasten berührend; aber diese ganze untere Partie des Bildes ist unausgeführt geblieben. Von diesem Bildniß, welches jedenfalls das letzte aus des Künstlers Lebenszeit war, existirt eine sehr gelungene Lithographie von Ed. Lehmann.

Einige Jahre vorher wurde Mozart noch zweimal porträtirt, einmal von Tischbein und ein andermal von Doris Stöck in Dresden. Das Tischbein'sche Porträt (im Besitze von André in Frankfurt a. M.) ist in neuerer Zeit in gutem Stich erschienen, aber es macht am wenigsten den Eindruck der Ähnlichkeit. Die Züge sind viel zu bestimmt, die Formen des Gesich-

tes zu scharfkantig. Es widerspricht sowohl den anderen anerkannt ähnlichen Bildnissen, wie auch den Beschreibungen, die wir von Mozart's Persönlichkeit erhalten haben.

Offenbar viel mehr der Wahrheit entsprechend ist die reizende Zeichnung, welche im Jahre 1789 (also zwei Jahre vor seinem Tode) Doris Stöck bei Mozart's damaliger Anwesenheit in Dresden machte. Wir haben von dieser feinkünstlerischen Arbeit auch einen ihrem Werth entsprechenden vorzüglichen Stich von Ed. Mandel, welcher vor längerer Zeit in dem Schröderschen Kunstverlag in Berlin erschienen ist. Dies kleine Bildniß besticht nicht allein durch die anmuthige und künstlerische Zeichnung, sondern auch durch den vollkommen geistigen Ausdruck, der diesen Kopf belebt. Ich glaube, daß die in neuerer Zeit am meisten verbreitete Büste Mozart's, mit aufstehendem Kragen, das hinten herabfallende Haar leicht zusammengeschlungen, hauptsächlich auf diese Zeichnung von Doris Stöck gegründet ist. Eine ältere Mozart-Büste stimmt mehr mit dem späteren der von Posch gefertigten Reliefbildnisse überein.*

Hiermit kommen wir endlich zu den verschiedenen Relieffporträts und damit zu dem eigentlichen Anlaß dieser Mittheilungen: zu dem bisher noch unbekannt gebliebenen Medaillonrelief, von welchem hier eine etwas vergrößerte Copie beige-fügt ist. In allgemeinen Aeußerlichkeiten, in Haltung und in der Tracht, stimmt dies Porträt wohl am meisten mit dem ersten, im Jahre 1789 von Posch gefertigten Reliefbild in Buchsbaum überein, ist aber jedenfalls eine durchaus selbständige Arbeit, und das Original stammt zuverlässig aus Mozart's Lebenszeit. Er hatte diese reizende Arbeit seiner Frau Constanze als Schmuck geschenkt, und sie trug das auf dunklem Stahl befestigte Bild an ihrem Gürtel.

Gegenwärtig — und zwar seit drei- undzwanzig Jahren — ist es im Besitze der ehemaligen ausgezeichneten Sängerin

* Jene alte Büste, in antiker Auffassung gleich dem erst im Jahre 1820 von Posch gearbeiteten zweiten Medaillonrelief, kenne ich aus einem Exemplar im Besitze des jüngst verstorbenen Freiherrn M. v. Weber, dessen Vater mit Mozart's Gattin, Constanze Weber, verwandt war.

Frassini-Gehborn, jetzigen Frau v. Grünhof, bei Koburg. Die Dame, welche später mit dem nunmehr verstorbenen Herzog Ernst von Württemberg verheirathet war, hatte 1857 in Mailand viel in dem Hause von Karl Mozart, dem ältesten Sohne, verkehrt, welcher dort als Beamter 1859 gestorben ist. Mit ihm und mit ihren Eltern (ihr Vater Gehborn war Capellmeister, ihre Mutter ebenfalls eine bedeu-

nsvollen Künstlerin bleiben möge. Später, damit die Echtheit dieses Porträts von Niemandem angezweifelt werden könne, fügte er noch eine ausdrückliche Certification hinzu, worin es wörtlich heißt: daß dies Bild „unter allen ohne Ausnahme der vielen und verschiedenartigen Abbildungen meines Vaters als die vollkommen ähnlichste von sämmtlichen seinen Angehörigen und Bekannten sowohl als auch



Mozart im Alter von zweiunddreißig Jahren.
Vergrößerung nach dem in Koburg befindlichen Medaillonrelief.

tende Sängerin) hatte sie nach und nach die sämmtlichen Opern Mozart's durchgesungen und damit dem damals schon dreiundsiebzigjährigen Manne eine unsägliche Freude bereitet. Zum Dank übergab ihr Karl Mozart bei ihrem Abschied von Mailand dies köstliche Bildniß, das er seit dem Tode seines Vaters besessen hatte. Er fühlte sich schwach und kränklich und wollte, daß nach seinem Tode dies Bildniß im Besitz einer so ausgezeichneten und für die Größe seines Vaters so verständ-

von ihm selbst anerkannt war, insofern dessen mein Vater dieses Bildniß, wie aus dessen stählerner Einfassung ersichtlich ist, als Fermaille zu einer Leibceinture nach damaliger Mode für seine Frau, meine verewigte Mutter, verwendete."

Die gegenwärtige Besitzerin des Medaillons hat auch in der That im Hause Karl Mozart's in Mailand auf einem großen Porträt von Constanze Mozart dies Bild als Gürtelschmuck mit abgebildet gesehen. Wenn des Sohnes Angabe

genau ist, daß sein Vater damals im Alter von zweiunddreißig Jahren gewesen sei, so würde dies Bild noch um ein Jahr älter sein als jenes im Jahre 1789 von Bosch in Buchsbaum geschnittene Relief.* Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so würde Jedermann leicht erkennen, daß eine so ungleich künstlerischere Arbeit, bei so ganz individuellem Ausdruck des Kopfes, keine Nachbildung nach einem viel schlechteren Bildniß sein kann.

Das Profil des Bildes von Bosch ist wohl am häufigsten nachgebildet worden und hat deshalb für alle späteren Mozart-Bilder die Züge im Allgemeinen festgestellt. Aber auch die älteste und beste Nachbildung, ein aus dem nämlichen Jahre herrührender Stich von J. G. Mansfeld, ist nur noch selten zu haben. Obwohl von dem in Koburg befindlichen Reliefbild unser oben beigelegter, etwa um das Doppelte vergrößerter Holzschnitt, auf welchem nur die Stahleinfassung weg-

gelassen ist, bei weitem nicht die Zartheit und künstlerische Schönheit des aus einem Kitt von Wachs und Gips bestehenden Originals anzudeuten vermag, so wird man doch aus einer Vergleichung beider Bildnisse die Uebereinstimmungen sowohl wie die Abweichungen einigermaßen beurtheilen können.

Sowohl nach den verschiedenen Bildnissen wie auch nach den schriftlichen Mittheilungen über den kleinen blassen Mann mit etwas großem Kopf und starker Nase mag sich ein Jeder ein ganz bestimmtes Bild construiert haben, das er in sich fest aufgenommen hat. Ich glaube aber, eines Jeden Vorstellung von der Persönlichkeit Mozart's würde durch das Original des von uns hier mitgetheilten Koburger Bildes oder durch eine die Zartheit des Originals noch treuer wiedergebende Copie ihre Bestätigung und zugleich Bervollkommnung finden. Das liebe Gesicht zeigt uns deutlich, daß des braven Vaters Befürchtung, das „Wunderkind“ würde zu schnell groß werden, grundlos war. Mozart ist in gewissem Sinne das Wunderkind bis an sein Ende geblieben: ein Kind an Herz und Gemüth und ein Wunder für alle Zeiten.

* Außer den beiden Medailonporträts von Bosch von 1789 und 1820, von denen ersteres sich ebenfalls im Salzburger „Mozarteum“ befindet, existirt noch ein drittes (aus Wachs gearbeitetes) Reliefbild von J. Schmidt, welches sich in Wien befinden soll.





Reise-Erinnerungen.

Von

Rudolf Lindau.

VII.

Reise von Nagasaki nach Sakodate.

Der amerikanische Schraubendampfer „Saint Louis“, auf dem ich von Nagasaki aus am Sonnabend, dem 26. October 1861, in Gesellschaft seines Eigenthümers, Thomas Walsh, die Rundreise um Japan antrat, war ein schönes, schnelles Schiff, in dessen geräumiger und mit Eleganz ausgestatteter Kajüte wir uns auf das bequemste einrichten konnten. Die aus allen Welttheilen zusammengewürfelte Mannschaft von vierzig Matrosen wurde von einem alten erfahrenen Schiffscapitän, dem Commandanten Robinet, befehligt; der Koch, eine sehr wichtige und angesehene Persönlichkeit, war ein Neger aus Amerika, ein gutmüthiger, schwatzhafter Bursche und einer der eitelsten Menschen und größten Lügner, die mir in meinem Leben begegnet sind. Er verbrachte beinahe ebenso viel Zeit vor dem Spiegel wie vor dem Herde und besaß einen wahren Schatz von car-

rirten Beinkleidern, seidenen Westen, buntfarbigen Cravatten und erstaunlichen Tuchnadeln mit Steinen so groß wie der Kohlnur. Die Geschichten, die er von seinen Heldenthaten erzählte, waren überraschend. Er schreckte vor keiner Unwahrscheinlichkeit zurück, wenn er von seiner Tapferkeit und Kraft sprach; dabei konnte ihn der jüngste Schiffsjunge an Bord in Todesangst versetzen, wenn er ihm mit der Faust drohte; — aber er kochte gut, und man bereitete ihm eine große Freude, wenn man eine besonders schwer zuzubereitende Speise bei ihm bestellte. Walsh war deshalb auch zufrieden mit ihm und schmeichelte ihm gern, indem er gelegentlich den eleganten Schnitt seiner Kleider bewunderte. Der Capitän, weniger rücksichtsvoll, nannte ihn selten anders als „Beauty“ — Schönheit —, worüber der Koch sich regelmäßig ärgerte und gewöhnlich würdevoll erwiderte: „Mein ehrlicher christlicher Taufname ist Samuel, Herr!“

Aber Capitän Robinet ließ sich nicht belehren.

Wir hatten die Anker gleich nach Tagesanbruch gelichtet. Der Morgen war frisch, fast kalt; und nachdem wir Tsusima passirt hatten, blies uns ein starker Nordostwind so unjaunzt entgegen, daß wir das Deck verließen und uns in die Kajüte zurückzogen, wo wir mit nur kurzen Unterbrechungen während des ganzen Tages verweilten. — Mittlerweile bahnte sich der „Saint Louis“ seinen Weg durch den Meeresarm, welcher die Inseln Kjusiu und Gotto von einander trennt und in dem sich eine große Anzahl kleiner freundlicher Inseln befindet, deren harmlose Bewohner — Ackerbauer und Fischer — von der ganzen Welt so gut wie nichts wissen und von denen die Außenwelt nur wenig weiß. Gegen vier Uhr Nachmittags hatten wir diesen Theil unserer Reise, der die ganze Aufmerksamkeit des Capitäns in Anspruch genommen hatte, zurückgelegt. Wir hatten nun breites, sicheres Fahrwasser vor uns und steuerten, von einem günstigen Winde rasch vorwärts getrieben, der japanischen Insel Tsusima zu.

Tsusima, am Eingange des japanischen Meeres zwischen Korea und Japan gelegen, ist sechsundzwanzig englische Meilen lang und ungefähr drei englische Meilen breit. Ein enger Meeresarm theilt die Insel in zwei Theile. Die östliche Ausfahrt dieses Canals ist jedoch so leicht, daß sie selbst von kleinen Booten nur bei Hochwasser passirt werden kann. Dort liegt die Hafenstadt Fatschu, in der ein nicht unbedeutender Handel getrieben wurde, da Tsusima damals noch das Monopol des kaufmännischen Verkehrs zwischen Japan und Korea besaß. Tsusima ist ein bergiges, gesundes und überaus anmuthiges Land. Die Anzahl seiner Bewohner wird auf zwanzigtausend geschätzt. — In dem ungeheuren Reiche von China hört man immer nur von Provinzen und Städten sprechen, in denen die Menschen millionenweise zusammengeschart leben; in dem kleinen Japan hat Alles bescheidene Verhältnisse. Dort nennt man eine Insel mit zwanzigtausend Einwohnern schon eine „große“ Insel.

Die Westküste von Tsusima, der wir uns am Tage unserer Abreise bis auf eine unbedeutende Entfernung näherten,

ist durch eine ununterbrochene Reihe bewaldeter und cultivirter Hügel gebildet. Hinter diesen Hügeln erhebt sich eine imposante und malerische Bergkette. Russische und englische Kriegsschiffe haben die Küste von Tsusima untersucht; aber in das Innere der Insel, von der die Japaner die verlockendsten Beschreibungen machen, ist noch kein Fremder gedrungen.

Gegen Abend hatten wir Tsusima im Süden gelassen, und am nächsten Morgen befanden wir uns auf dem japanischen Meere, das von den Inseln Saghalin, Jesso, Nippon, Kjusiu, von der koreanischen Halbinsel und der russisch-ostasiatischen Küstenprovinz so eng eingeschlossen wird, daß es einem großen Binnenmeere gleicht. Wir brachten fünf Tage auf demselben zu und erreichten am 1. November den russischen Hafen von Wladiwostok, an der Südspitze einer kleinen Halbinsel gelegen, die von den Engländern den Namen „Albert Peninsula“ erhalten hat.

Wladiwostok.

Die Einfahrt zum Hafen von Wladiwostok wirkt überraschend durch die felsig zerklüfteten Felsenwände, welche einen Theil derselben bilden. Der Hafen selbst ist drei englische Meilen lang und dreiviertel Meilen breit und gegen alle Winde geschützt. Er ist von Hügeln umgeben, die sich an einigen Stellen dreihundert Fuß hoch über den Meeresspiegel erheben und die mit Laub- und Nadelholz spärlich bedeckt sind. Im Sommer, wenn Alles grünt und blüht, muß Wladiwostok einen freundlichen Anblick gewähren; im Herbst und Winter sieht es dort traurig und öde aus. Unter allen Umständen erscheint mir das Los der kleinen russischen Garnison von Wladiwostok als ein beklagenswerthes. — In den Vertragshäfen von China und Japan lebt man so zu sagen noch an dem breiten schnellen Strom des civilisirten Lebens; man erfährt dort zwar einige Wochen später als in London, Paris, Berlin und New-York, was in der „Welt“ vorgeht, aber man erfährt es in regelmäßigen Zwischenräumen, gleichsam als lebe man nach einem Kalender, der sechs oder acht Wochen nachgeht. Jedes bedeutende politische Ereigniß wird in Shanghai oder Yokohama mit demselben Eifer dis-

cutirt, mit demselben Interesse erwogen wie in einer beliebigen europäischen oder amerikanischen Stadt; alle Fluctuationen der Märkte von London, New-York, Lyon u. s. w. werden in den chinesischen und japanischen Häfen unmittelbar nachempfunden und machen das geschäftliche Treiben daselbst zu einem lebhaften und aufregenden. Die fremden Kaufleute, die sich in Ostasien niedergelassen haben, entbehren viele der Vergnügungen und Zerstreuungen, deren sich ihre Genossen in der Heimath erfreuen können; aber über Langeweile haben sie, im Allgemeinen wenigstens, nicht zu klagen. Das Leben in den Handelsstationen des „fernen Ostens“ ist kein leichtes und noch weniger ist es ein leeres. — Ganz anders aber verhält es sich mit den Bewohnern der ostasiatischen russischen Ansiedelungen. Diese vegetiren in trauriger Verbannung, in tiefer Ruhe und Einsamkeit, und nur in langen und unregelmäßigen Zwischenräumen dringt ein schwacher Widerhall des geräuschvollen Lebens der Welt an ihr Ohr.

Die russische Ansiedelung von Wladivostok bestand im Jahre 1861 aus neun hölzernen Häusern, in denen zwei Offiziere und siebzig Soldaten untergebracht waren. Das Haus des Gouverneurs war an der russischen Flagge, die über demselben wehte, erkennbar. Walsh und ich beschloßen, dort einen Besuch zu machen. Als wir ans Land gestiegen waren, kam uns ein noch junger Seeoffizier entgegen, der uns mit großer Liebenswürdigkeit begrüßte, sich als den Oberstcommandirenden der kleinen Colonie zu erkennen gab und uns bat, in sein Haus treten zu wollen. — Am Eingange desselben wurden wir von einem dickfäustigen, gutmüthig aussehenden Soldaten empfangen, der militärisch grüßte und sich sodann beeilte, die Thür des Wohnzimmers vor uns zu öffnen. — Es war ein großes, weißgetünchtes, stark geheiztes Gemach, in das wohl seit Beginn des kalten Wetters kein frischer Luftzug mehr gedrungen war. Es roch dort stark nach fetter Küche und nach türkischem Tabak. Die festverschlossenen Fenster waren mit Papier verklebt. Auf den Fensterbrettern lagen Tabaksbeutel, Reitpeitschen, lose Cigarren und Pappros, einige abgegriffene Bücher und verschiedene, keineswegs elegante Toilettengegenstände.

In der Mitte des Zimmers stand ein großer runder Tisch, der mit leeren Tassen und Gläsern, Cigarrenkisten und zerknitterten Zeitungen bedeckt war. Auch ein aufgeschlagenes Buch sah ich dort: einen französischen Roman. In der einen Ecke des Zimmers befand sich ein kleiner, ordentlich aussehender, allem Anschein nach wenig benutzter Schreibtisch, unter dem ein großes Bärenfell lag, und auf diesem Tisch bemerkte ich einen Gegenstand, der mit seiner unschönen Umgebung gar nicht in Einklang stand. Es war ein höchst elegantes, längliches, verschlossenes Kästchen aus gepreßtem Leder, dessen Deckel durch eine klare Krystallscheibe gebildet wurde. Das Innere des zierlichen Möbels war mit rother Seide gefüttert und enthielt einen langen, schmalen Handschuh mit vielen Knöpfen, der nur einer kleinen Damenhand als Bedeckung gedient haben konnte. — Neben dem Arbeitstische stand ein sehr abgenutztes Sopha. An den Wänden hingen die weitverbreiteten Lithographien der Mitglieder der kaiserlichen Familie, über dem Sopha einige Photographien von Verwandten und Freunden des Wirthes, an dem Fenster ein Barometer und ein Thermometer. — Es war eine warme, schmucklose, unordentliche Junggesellenwohnung. Man sah ihr an, daß dort nie eine weibliche Hand gewaltet hatte, daß kein weibliches Wesen dort erwartet wurde. — Der Handschuhkasten? — Der war jedenfalls fern aus dem Westen nach Wladivostok gekommen.

Unser Wirth machte die Honneurs seiner traurigen Wohnung mit möglichster Liebenswürdigkeit; aber man merkte, es wurde ihm schwer, sich mit uns zu unterhalten. Er wußte so gut wie nichts von dem, was seit Jahr und Tag in der Welt vorgegangen war; und es kam mir vor, als schämte er sich seiner unverschuldeten Unwissenheit und wagte deshalb nicht, nach vielen Dingen zu fragen, die ihn wahrscheinlich lebhaft interessirten. Er machte auf mich den Eindruck eines niedergeschlagenen, resignirten Mannes. Er wurde etwas redseliger, als wir ihn über Wladivostok ausfragten. Er erzählte uns von den „Manja“, Flüchtlingen aus den angrenzenden chinesischen Militär- und Straßcolonien, die ohne Hab und Gut, ohne Weib und Kind nach der russischen Man-

dschurei kommen und dort ein elendes Dasein durch Ackerbau und Fischfang fristen. Obgleich verwildert und halb verthiert, sind sie doch noch von dem Handelsgeiste bejeelt, der die Chinesen auszeichnet. Sie verkaufen den Russen Pelzwerk und Ginsingwurzeln und suchen auf jede mögliche Weise Geld zu verdienen. Es sind große, starkgebauete Nordchinesen, die mit zäher Ausdauer und Duldungskraft ausgestattet sind und die wahrscheinlich in kurzer Zeit wohlhabende und verhältnißmäßig glückliche Gemeinden bilden würden, wenn die Manfa-Gesellschaft nicht ausschließlich aus Männern bestände.

Ich fragte unseren Wirth, wie er seine Zeit verbrächte. Er rieb sich nachdenklich die Stirn, und dann antwortete er mir: „Ich habe Manches zu thun. Ich überwache den Bau der neuen Häuser, die Cultur unseres Gartens und unserer kleinen Felder, das Betragen der Leute. Wenn die Jahreszeit es erlaubt, so gehe ich auf die Jagd. Es giebt hier Tausende von Rebhühnern, Enten, Schnepfen und Fasanen. Wir finden auch Hirsche, Hasen, Zobel, Füchse und, wenn das Glück gut ist, einen Bären. Einer meiner Borgänger hat sogar einen prachtvollen Tiger erlegt, der aus seiner indischen Heimath in das Amurland gewandert und bis in die unmittelbare Nähe unserer Baracken vorgeedrungen war. — Im Winter ist es sehr kalt und das ganze Land mit tiefem Schnee bedeckt. Dann bleibe ich im warmen Zimmer, wo mir mein jüngerer Kamerad Gesellschaft leistet. Den Tag füllen wir aus, indem wir rauchen, lesen, Schach spielen und unsere Mahlzeiten nach Möglichkeit ausdehnen. Die Nächte sind lang, wir schlafen viel. Ein Tag vergeht wie der andere. Man merkt kaum, daß Wochen und Monate schwinden. Da wir von Niemandem Nachrichten erwarten können, sind wir auch nicht ungeduldig. Eines Morgens sieht man die Frühlingssonne durch die Fenster scheinen; dann geht man ins Freie und freut sich seines Lebens — bis es wieder kalt und dunkel wird. Wenn ich mir die Sache recht überlege, so ist es bei uns beinahe ebenso amüsant und kaum trauriger als irgendwo anders in der Welt.“

Wir leisteten dem resignirten Manne zwei Tage lang Gesellschaft, und wenn-

schon wir nach gewöhnlichen Begriffen nichts thaten, um ihm Freude zu machen, so darf ich doch annehmen, daß er aufrichtig war, als er uns beim Abschied sagte, er werde die Tage, die der „Saint Louis“ in Wladivostok zugebracht habe, nicht vergessen und rechne sie zu den angenehmsten, die ihm während seines Lebens dort beschieden worden seien. Er bestand darauf, mir zum Abschied ein Geschenk zu machen. Es war eine von ihm selbst gefertigte Arbeit, die Arbeit eines Gaserensclaven: ein Schachspiel, dessen plumpe Figuren aus hartem Holze mit einem Federmesser geschnitten waren.

Olgabay und Sakodate.

Hundert englische Meilen östlich von Wladivostok liegt eine andere russische Militärcolonie, Olgabay genannt. Während der kurzen Fahrt dahin verloren wir die tatarische Küste nicht aus den Augen. Sie ist unbebaut und erscheint unfruchtbar. Die rauhen Felsen, die sich am Ufer erheben, sind hier und da mit einer ärmlichen gelben Moosdecke überzogen und mit Wäldern von verkümmerten Fichten, Birken und Eichen bedeckt. — Kleinere und größere Buchten, die Fischerbooten sicheren Schutz gewähren würden, trifft man häufig an; aber nirgends ist ein Dorf, ein Boot, ein menschliches Wesen zu erblicken. Alles ist ungastlich, kalt und öde.

Olgabay ist ungefähr zwei englische Meilen lang und ebenso breit. Im nordöstlichen Theil der Bai findet man einen kleinen inneren Hafen. Dort hat die russische Garnison, aus einigen fünfzig Mann bestehend, ihre Baracken aufgeschlagen. Ich machte die Bekanntschaft des Gouverneurs. Er war der moralische Zwilling Bruder seines Kameraden von Wladivostok. — Im Hafen von Olgabay traf ich auch den russischen Kriegsdampfer „Japonik“, der seit vier Jahren den Postdienst auf der ostasiatischen Küste versah und in unregelmäßigen Zwischenräumen die Häfen von Castris, Imperatorbay, Dui, Koussonay, Olgabay, Wladivostok, Passiatbay und Nikolajewsk besuchte, um dort Briefe einzusammeln und nach Shanghai oder Nagasaki zu bringen.

Zwischen Olgabay und Hakodate wurden wir von einem heftigen Sturm überfallen. Der „Saint Louis“ erlitt erhebliche Beschädigungen, und als wir den Hafen von Hakodate endlich erreicht hatten, erklärte der Capitän, daß er mehrere Wochen gebrauchen würde, um das Schiff wieder in Stand zu setzen. — Walsh und ich verließen darauf den „Saint Louis“ und suchten am Lande Unterkommen, das wir auch, bei den gastfreundlichen Sitten der dort ansässigen Fremden, leicht fanden. Walsh stieg bei einem seiner Landsleute, dem Capitän Fletcher, ich selbst bei einem mir bekannten französischen Missionär, dem Abbé Mermet de Cachon, ab. Wir verweilten in Hakodate nahe an sechs Wochen, die ich dazu benutzte, um meine Gesundheit, die sich während der Seereise bereits erheblich gebessert hatte, ganz wieder herzustellen und um Ausflüge an der Küste und in das Innere von Jesso zu machen. Ich lernte bei dieser Gelegenheit einige japanische Ortschaften und den merkwürdigen Menschenschlag der Aino kennen. Auch traf ich in Hakodate wieder mit einem Engländer zusammen, der mir von meinem ersten Besuche in Yokohama her bekannt war und den ich als die sonderbarste Persönlichkeit unter den in Japan ansässigen Fremden bezeichnen möchte. Seine Arbeiten sind Tausenden von Amerikanern und Europäern zu Gesicht gekommen; er selbst dürfte aber nur wenigen Menschen außerhalb Japans bekannt sein.

Charles Wirgman kam im Jahre 1860 zum ersten Mal nach China, und zwar im Auftrage einer großen englischen Zeitung, der „Illustrated London News“. Er veröffentlichte damals in dem genannten Blatte eine Reihe vorzüglicher Zeichnungen aus China, welche ihn in kurzer Zeit zu einem bekannten und beliebten Correspondenten machten. Aber China erregte Herrn Wirgman's Mißfallen. Er erklärte, das Land wäre zu flach, das Meer zu gelb, die Luft zu schwer. Die Chinesen schienen ihm häßlich und unliebenswürdig; das in den Straßen zur Schau getragene furchtbare Elend der chinesischen Bettler und Krüppel, sowie auch der wackelnde Gang der Chinesinnen beleidigte sein Schönheitsgefühl. Er verließ Shanghai und begab

sich nach Japan, das ihm, im Gegensatz zu China, über alle Maßen gefiel, und wo ich ihn bald nach seiner Ankunft kennen lernte. Wirgman mochte damals fünfundzwanzig Jahre alt sein; er war ein mittelgroßer, wohlgebauter Mann mit dichtem, braunem Haar, offener Stirn, klugen, hellen Augen, lachendem Munde und großer Nase und erschien mir, nach seinem ganzen Wesen zu urtheilen, wie ein vollendeter Typus liebenswürdiger, leichtlebiger Sorglosigkeit. Ich habe in dieser Beziehung unter vernünftigen und gebildeten Menschen überhaupt seines Gleichen nicht wiedergefunden. Wirgman überraschte mich auch durch seine Sprachkenntnisse; denn Engländer von Geburt und Erziehung, sprach er Deutsch wie ein Deutscher und Französisch, als stammte er aus Paris. Italienisch, Holländisch und Japanisch waren ihm ebenfalls vollständig geläufig, und zur Noth konnte er sich auch noch auf Spanisch, Portugiesisch, ja sogar auf Chinesisch verständlich machen. Auffallend war seine unglaubliche Anspruchslosigkeit; er schien die meisten der Bedürfnisse eines civilisirten Menschen gar nicht zu kennen und stets vollständig mit dem zufrieden zu sein, was sich ihm gerade darbot. Sein Anzug war im Winter wie im Sommer derselbe. Wurde es empfindlich kalt, so zog er einen seidenen, dickwattirten japanischen Talar an, denselben, der ihm in der Nacht als Decke diente; im Sommer konnte man ihn in seiner Wohnung — in der nach japanischer Manier keine Möbel standen — halb nackt vor seiner Staffelei arbeiten und auf der Straße ohne Halsbinde und ohne Weste spazieren gehen sehen. Für Vorurtheile jeglicher Art hatte Wirgman so wenig Gefühl und Verständniß, daß er deswegen bei einigen seiner „stricten“ Landsleute im Rufe eines cynischen Menschen stand. — Die Japaner, auf welche die meisten Fremden wie auf geistig untergeordnete herablickten, behandelte Wirgman wie Ebenbürtige und konnte sich mit ihnen köstlich amüsiren. Er hatte in kurzer Zeit die beliebtesten japanischen Volkslieder gelernt; auch wußte er auf dem Samisin, der dreisaitigen japanischen Guitarre, zu spielen, und es machte ihm anscheinend das größte Vergnügen, des Abends in

ein japanisches Theehaus zu gehen und dort bis tief in die Nacht hinein mit japanischen Kaufleuten und Offizieren zu poculiren und zu lärmen. — Die meisten Europäer spielten bei solchen Gelegenheiten die Großmüthigen, indem sie die ganze Beche für sich und die japanische Gesellschaft bezahlten. Nicht so Wirgman. Er prüfte die Rechnung aufmerksam und zahlte sein Theil davon: nicht weniger, aber auch nicht mehr. — Die Japaner hatten ihn lieb gewonnen und waren vertrauter mit ihm als mit irgend einem anderen Fremden. Jedermann in Yokohama und in der Umgegend kannte „Gafafijan“ — den Herrn Maler —, und man begrüßte ihn freundlich, wo immer man ihn antraf. Wirgman war deshalb auch während der Jahre von 1860 bis 1870 der einzige Europäer, der bei Tag und bei Nacht, in Yokohama sowohl wie auf dem Lande, unbewaffnet einherzugehen wagte, wiewohl er, wie er unverhohlen erklärte, eine principielle Abneigung gegen jede Lebensgefahr hatte.

Im Jahre 1862 wurde Wirgman von der Redaction seines Blattes nach England zurückberufen. Der glückliche Mensch besaß ein so leichtes Herz, daß ihm der Abschied von Japan, wo er sich köstlich amüsiert hatte, wo ihm Alles gefiel: Land, Leute und Leben — daß ihm dieser Abschied nicht einmal schwer wurde. — Aber in England bekam er Heimweh nach der ungebundenen Freiheit, deren er in Japan genossen hatte. Eines Tages, als er trübselig und in sich gekehrt im Hyde-park spazieren ging, begegnete ihm William Macdonald, der zweite Secretär der englischen Gesandtschaft in Jeddo. Die Beiden kannten sich von Japan her. Macdonald erzählte seinem Freunde Charles, daß er in wenigen Stunden nach Paris abreise, um von dort aus über Marseille und Suez nach Japan zurückzukehren.

„Sie sollten mich nach Paris begleiten,“ sagte Macdonald. „Wir würden uns dort zwei Tage gut unterhalten.“

Wirgman erwiderte, er habe nur fünf Pfund in der Tasche, und es sei seine Gewohnheit, stets sein ganzes Vermögen bei sich zu tragen; er müsse deshalb zu seinem Bedauern auf das Vergnügen verzichten, eine Reise anzutreten.

„Das macht nichts aus,“ antwortete

Macdonald. „Ich borge Ihnen gern, was Sie gebrauchen, um wieder nach London zurückzukehren; und Sie können, was Sie mir schuldig werden, später bei meinem Bankier einzahlen.“

Dies leuchtete Herrn Wirgman vollkommen ein. Die Beiden begaben sich in einen Laden in Piccadilly, und Wirgman kaufte dort mit dem Gelde seines Freundes die nothwendigste Leibwäsche und einige Toilettengegenstände, um während weniger Tage außerhalb seines Hauses anständig auftreten zu können. Darauf schrieb er zwei Zeilen an seinen Bruder, bei dem er wohnte, und benachrichtigte ihn, daß er vor Ende der Woche wohl nicht nach Hause zurückkehren werde. — Er reiste sodann am selben Abend mit dem Dover-Calais-Express nach Paris ab.

In Paris entpuppte Wirgman sich als ein außerordentlich liebenswürdiger Reisegesellschafter.

„Begleiten Sie mich nach Marseille,“ bat Macdonald.

Wirgman war dazu bereit. Er kaufte einige Hemden, Strümpfe und Taschentücher mehr; die kleine Londoner Reisetasche wurde gegen eine etwas größere umgetauscht, und die Beiden begaben sich nach Marseille. — Dort, und später in Malta, Suez, Ceylon, Hongkong, wiederholte sich dieselbe Scene mit wenigen unwesentlichen Variationen, bis Wirgman, acht Wochen nach dem zufälligen Zusammentreffen mit Macdonald im Hydepark, wohlbehalten und seelenvergnügt in Yokohama anlangte. Er hatte noch immer die fünf Pfund in der Tasche, die in London sein Vermögen ausgemacht hatten, und sprach mit Stolz von der unglaublichen Anzahl von Hemden, Strümpfen und Taschentüchern, die sein Eigenthum seien und die er successive in London, Paris, Malta, Aegypten, Indien und China eingekauft hatte. Seinem Cassirer Macdonald händigte er einen „I. O. U.“ über den nicht unbedeutenden Betrag aus, welchen dieser während der Reise für ihn vorausgab hatte und den er im Laufe der Zeit bis zum letzten Cent zurückerstattete.

Während eines Jahres pflegte Wirgman noch in unregelmäßigen Zwischenräumen zu versichern, daß er nach London zurückkehren müsse und wolle; in seinem Zimmer dajelbst befanden sich angefangene

Skizzen, unbeantwortete Briefe und viele andere Sachen, die der persönlichen Erledigung dringend bedürften. Mehrere Male nahm er von seinen Freunden Abschied, ließ dieselben bei festlichen Mahlzeiten auf seine Gesundheit trinken und machte sich ganz bereit, am nächsten Tage zu reisen; aber immer kam wieder etwas dazwischen, was ihn in seinem geliebten Japan festhielt. Das Schiff ging zu früh ab, oder das Wetter war zu stürmisch, zu heiß oder zu kalt; oder auch: er hatte sich im letzten Augenblicke entschlossen, den „nächsten“ Steamer abzuwarten, weil er dann mit einem guten Freunde, einem zweiten Macdonald, reisen konnte. Schließlich gab er den Gedanken, nach Europa zurückzukehren, definitiv auf und erklärte, er habe sich entschlossen, bis an das Ende seiner Tage in Japan zu bleiben. Japan sei das schönste Land der Erde, die Japaner die liebenswürdigsten, anspruchslosesten Menschen; nirgends lebe sich leichter, sorgenloser, freier als in Yokohama, und es sei gar kein vernünftiger Grund vorhanden, weshalb er wieder nach London gehen, einen hohen schwarzen Hut tragen und sich langweilen sollte. — Seitdem sind nahe an zwanzig Jahre dahingegangen. William Macdonald, Wirgman's Reisebegleiter, ist im Jahre 1865 in Yokohama an einem Sonnenstich gestorben; aber der „Efakisan“ lebt noch immer in Japan. Er ist der älteste „Resident“ von Yokohama und wird aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder nach Europa zurückkehren. Er hat eine Zeitung gegründet: „The Japan Punch“, die, wie der alte Prospectus es ankündigte, „in unregelmäßigen Zwischenräumen, je nach dem Humor und den Geldbedürfnissen des Verfassers erscheint.“ — Dieses Blatt, das auf japanischem Papier mittelst Holzplatten gedruckt wird und heutzutage vielleicht einzig in seiner Art ist, hat eine gewisse Anzahl alter Abonnenten, die ihm seit seiner Gründung getreu geblieben sind und dem Herausgeber ein bescheidenes Einkommen gewähren, von dem der anspruchslose Mann sorglos und vergnüglich lebt. Er hat jetzt graue Haare bekommen; aber Reisende, die ihn noch kürzlich gesehen und mir Grüße von ihm gebracht haben, versicherten, er sei noch immer jugendlich heiterer Laune wie

vor zwanzig Jahren; er bilde gewissermaßen einen Bestandtheil von Yokohama, und man könne sich das „Settlement“ ohne ihn gar nicht denken. — Von dem „Japan Punch“ will ich hier noch zur Charakteristik seines Herausgebers erwähnen, daß ich nie ein Blatt gesehen habe, welches so wenig Rücksicht auf seine Leser nimmt wie dieses. Wirgman scheint in demselben stets zu monologisiren. Ich erinnere mich, eine Reihe von Artikeln im „Japan Punch“ gesehen zu haben, die mir und allen anderen Lesern ganz unverständlich waren. Sie bestanden aus wohlklingenden, sinnlosen Phrasen, die seitenlang an einander gereiht waren.

„Was soll das bedeuten?“ fragte ich Wirgman.

„O,“ antwortete Efakisan, „ich wollte mein Ohr erfreuen, ohne meinem Geist eine unnütze Anstrengung zu verursachen, und da habe ich diese Artikel geschrieben. Sie werden zugeben, daß dieselben wie Musik klingen. Die englische Sprache ist in der That sehr harmonisch.“

„Und das wagen Sie Ihren Lesern aufzutischen?“

„Warum nicht? Haben Sie einen angetroffen, der mir deshalb böse wäre?“

Thatsache ist, daß Wirgman Vieles gestattet war, was kein anderer Journalist sich ungestraft hätte erlauben dürfen. — Als ich ihn in Hakodate antraf, war er damit beschäftigt, so behauptete er wenigstens, die Sitten und Gebräuche der Aino zu studiren. Ich glaube aber nicht, daß er viel von diesen sah; denn während der Zeit, wo ich ihn beobachten konnte, war er fortwährend nur in Gesellschaft von Europäern. Er sagte mir, die Eingeborenen von Hakodate seien viel ungeschliffener als die von Yokohama, und er könne sich nicht mit ihnen befreunden. Wirgman liebte es, in Aphorismen zu sprechen, und ich erinnere mich dunkel einiger kühner Lehrsprüche, die er damals über die Gefahr, mit rohen Menschen zu verkehren, zum Besten gab.

Die Japaner von Jesso sind im Allgemeinen größer, stärker und unmanierlicher als ihre Landsleute aus den Südprovinzen. — Was die Aino, die ich sah, angeht, so machten sie in ihrer ängstlichen Unterwürfigkeit einen kläglichen Eindruck. Ueber dem Ursprung dieses unterdrückten

Menschen Schlages liegt ein dichter Schleier. Einige Forscher lassen die Aino aus Süd-asien, andere aus der Mongolei stammen. Sie selbst wissen nichts von ihrer Abkunft; aber sie erzählen tausendjährige Fabeln, die eine wenn schon entfernte, so doch unverkennbare Aehnlichkeit mit den alten Kunden haben, wie sie die Völker des Westens aus der Urzeit der Menschheit bewahren.

Um die Aino kennen zu lernen, muß man in das Innere von Jesso eindringen. Dort leben sie in patriarchalischer Einfachheit in kleinen Gesellschaften von zwei bis zwanzig Familien. Sie sind untersehter Statur und von großer Körperkraft. Ihre Hautfarbe ist röthlichbraun; von den Japanern und Chinesen unterscheiden sie sich besonders durch ihre breiten, offenen Stirnen und ihre gutmüthigen schwarzen, nicht geschlitzten Augen. Ganz außerordentlich, wahrhaft befremdlich ist ihr starker Haar- und Bartwuchs.

Die Aino sind geschickte Fischer und kühne Jäger; aber sie vernachlässigen den Ackerbau und müssen deshalb alle vegetabilischen Nahrungsmittel von den Japanern kaufen. Sie lieben geistige Getränke; ihre große Armuth zwingt sie jedoch zur Mäßigkeit. Ihre Kleidung, ein Schnitte der der Japaner ähnlich, besteht aus groben Stoffen, die sie in Hakodate und in Matsmai, einer anderen japanischen Stadt von Jesso, einkaufen. Im Winter bekleiden sie sich mit Fellen. Ihre Religion ist ein grober Götzendienst. Ihre Hauptgottheit ist der Bär „Hokjokamui“, den sie aber auf der Jagd unbarmherzig verfolgen.

Vor Jahrhunderten bildeten die Aino einen großen Stamm, der Japan und einen Theil der chinesischen Küste bewohnte. In den ältesten Zeiten, 600 v. Chr., erscheinen sie in unverbürgten Mythen als Herren der nördlichen Provinzen von Japan. Sie waren damals ein kriegerisches und gefürchtetes Volk; aber ihre wilde Mannheit verlor sich im Verkehr mit den feineren Japanern. Viele von ihnen heiratheten japanische Weiber und gingen nach und nach in der eingewanderten Völkerschaft auf; Andere wurden in langen Kämpfen aus Nippon verjagt und über die Straße von Tsugar nach Jesso und den Kurilen getrieben; aber auch

dort wurden sie von den erobernden Japanern angegriffen und im vierzehnten Jahrhundert gänzlich unterworfen. — Sie haben nicht die Kraft gehabt, sich von dem schweren Joch, unter das die Japaner sie beugten, wieder zu befreien. Der Druck, der seit Jahrhunderten auf ihnen lastet, hat jeden Fortschritt bei ihnen gehemmt; und sie bieten heute noch das Bild eines Volkes, das auf den untersten Stufen der Cultur steht. Aber die Knechtschaft hat sie nicht schlecht gemacht. Es sind stille, bescheidene Menschen, und sie steigen nun, unnütz und schwach, aber nicht verdorben, in das große Völkergrab hinab, worin sie neben ihren Nachbarn und Leidensgenossen, den Kamtschadalen und den nordamerikanischen Indianern, ruhen werden.

* * *

Am 20. December 1861, nachdem unser Aufenthalt in Hakodate länger als sechs Wochen gedauert hatte, theilte Walsh mir mit, daß der „Saint Louis“ nun wieder in See gehen könne und am folgenden Tage die Fahrt nach Yokohama antreten werde. Ich hatte den Plan, die Rückreise nach Europa über Sibirien anzutreten, aufgegeben, und da mich in Hakodate nichts mehr zurückhielt, so nahm ich von den wenigen Bekannten, mit denen ich dort verkehrt hatte, Abschied und schiffte mich am Abend desselben Tages an Bord des „Saint Louis“ ein.

Die Ueberfahrt von Hakodate nach Yokohama war kurz und angenehm. Wir hatten bei hellem Wetter günstige Winde und segelten schnell, ohne je die malerische Küste von Nippon aus den Augen zu verlieren, dem Golf von Jeddo zu.

Am Morgen des vierten Tages, als ich bald nach Sonnenaufgang aus der Kajüte auf das Deck trat, erblickte ich den Fusi-yama, der unmittelbar aus dem Meere bis zu einer Höhe gleich der des Montblanc emporsteigt, alle anderen japanischen Bergspitzen hoch überragt und mir in seiner milden, einfachen und großartigen Schönheit unvergeßlich geblieben ist. — Viele Jahre lang, zu einer Zeit, da ich mehr im Freien lebte als heute, habe ich ihn täg-

lich gesehen und mich an seinem Anblick erfreut. Wenn ich in Gesellschaft junger, frischer Genossen weite Ausflüge durch das schöne Land machte, so verloren wir ihn selten aus den Augen; er war unser Wetterprophet und unser Wegweiser, das Bekannte, Vertraute in dem fremden Lande. Der Fusi-yama ist ein Stück aus meiner Jugend, und seitdem ich nun von Japan fortgegangen bin und mich am anderen Ende der Welt niedergelassen habe, muß ich oftmals mit einer Art Heimweh an ihn zurückdenken, wie an die Verkörperung der freiesten und thatenfreudigsten Zeit meines Lebens.

Yokohama.

Yokohama glich im Jahre 1861 einem großen Dorfe. Die meisten Häuser, die der Eingeborenen sowohl wie die der Europäer, waren im japanischen Stile gebaut. Die fremden Consulate, an den Flaggen kenntlich, die darüber wehten, sahen wie große Schuppen aus. Das Hauptgebäude der Niederlassung, einem japanischen Tempel nicht unähnlich, das sogenannte „Custom-House“, worin die Zollabfertigungen stattfanden und der Gouverneur von Yokohama die fremden Beamten empfing, machte einen stattlichen Eindruck — jedoch wohl nur deshalb, weil in der Umgebung Alles so klein und geringfügig war. Aber der Anblick von Yokohama war ein überaus freundlicher. Seine herrliche Lage an dem großen Golfe von Yeddo, in einem fruchtbaren, durch freundliche, dichtbewaldete Hügel begrenzten Thale, in das der mächtige Fusi-yama gleichsam beschützend herabschaut, lud zur bleibenden Niederlassung gastlich ein. — Die großen breiten Straßen von Yokohama waren im Jahre 1861 nur wenig belebt. Auf dem „Bund“, der Hafenstraße, allein drängten sich die keuchenden „Ninsoko“ (japanische Lastträger), mit dem Laden und Löschern der Kauffahrer beschäftigt, die sich im Hafen auf ihren Anker wiegten. Sie wurden von chinesischen „Godown-men“ (Aufseher der Waarenspeicher) überwacht, die in ihrer Ruhe und Gelassenheit inmitten des schreienden Gewühls wie die Aristokraten dieser ostasiatischen Gesellschaft erschienen. — Die Fremden, die man beritten oder

zu Fuß auf dem „Bund“ erblickte, die meisten von ihnen Amerikaner oder Engländer, machten einen guten Eindruck. Es waren größtentheils junge Leute mit wettergebräunten Gesichtern und klaren kühnen Augen, die in ihrem ganzen Auftreten die eigenthümliche Ruhe und Sicherheit Derjenigen zur Schau trugen, welche in früher Jugend den Kampf um das Dasein begonnen und sich durch eigene Kraft eine Stellung in der Gesellschaft erworben haben, die sie bereit sind gegen Jedermann „against all comers“ kämpfend zu behaupten.

In den Jahren 1859 bis 1869 hatte der junge Kaufmann von Yokohama nur wenig mit seinem europäischen Berufs-genossen gemein. Er war nicht so „ehrbar“ und „solide“, wie viele von diesen es sind; dagegen fand man auch keinen Geldproß, nichts Geckenhaftes und im Allgemeinen nur wenige derjenigen Eigenthümlichkeiten bei ihm, welche viele junge Kaufleute der amerikanischen und europäischen Großstädte charakterisiren und den sogenannten „Handlungsbesessenen“ zu einem nicht gerade sympathischen Typus der Gesellschaft machen. — Der europäische und amerikanische Kaufmann von Yokohama, der jüngere Bruder der „Merchant Princes“ von China und Indien, war wie diese emsig bemüht, Geld zu verdienen — aber nicht von seiner nächsten, weißen Umgebung, mit der er nur in den seltensten Fällen in geschäftlichen Conflict gerieth, — sondern auf Kosten der Eingeborenen, denen er eine gesellschaftliche Gleichstellung nicht zuerkannte und die in ihrem Herzen, trotz aller zur Schau getragenen Freundlichkeit, einen Gegner in ihm erblickten, den es erlaubt war auszuplündern, wenn dies ohne Gefahr geschehen konnte. — Es ist auch zu bemerken, daß das Geschäft in Japan damals noch neu war und daß ein nicht geringer Grad von „Zindigkeit“ dazu gehörte, es auszubeuten. Es handelte sich darum, den Reichtum des Landes zu studiren, in den Producten desselben Artikel für das Exportgeschäft zu entdecken und auf der anderen Seite die Bedürfnisse der Eingeborenen kennen zu lernen oder ganz neue Bedürfnisse für sie zu schaffen, um dieselben sodann unter möglichst vortheilhaften Bedingungen zu

befriedigen. Selbst das sogenannte „legitime“ Geschäft hatte einen gewissen aleatorischen Charakter, und die jungen Kaufleute, die demselben oblagen, machten alle mehr oder weniger den Eindruck von Spielern, von denen viele verwegener genug waren, um bei jeder neuen Speculation den größten Theil ihrer Habe gleichsam auf eine Karte zu setzen. Zum Glück für die jungen „Pioniere der Civilisation“ war während der Jahre 1859 bis 1869 bei den meisten Geschäften, welche sie gemacht hatten, gut verdient worden; es gab fast nur wohlsituirte Kaufleute in Yokohama, und selbst der jüngste Commis galt für reich genug, um sich, ohne für einen Verschwender zu gelten, ein Reitpferd und einen oder zwei Diener halten zu können.

Wie das Geschäft, so war damals das ganze Leben in Yokohama etwas abenteuerlich und gefährlich. Die Ankunft der Fremden in dem jahrhundertlang von der Außenwelt abgeschlossenen Reich hatte die japanischen Verhältnisse auf das tiefste erschüttert. Es gab eine starke reformfeindliche Partei im Lande, deren Unzufriedenheit sich zunächst in zahlreichen Mordanschlägen auf die fremden Eindringlinge, sodann in aufständischen Bewegungen gegen die Regierung des Taikun und schließlich in einer großen Revolution Luft machte, die das „Taikunat“, das über zweihundertundfünfzig Jahre in Japan allmächtig gewesen war, vollständig beseitigte und dem Mikado oder Tenno, dem legitimen Kaiser von Japan, welchem die Taikune zwar immer große Ehre erwiesen, aber niemals die geringste Gewalt eingeräumt hatten, wieder zur unbestrittenen Alleinherrschaft über Japan verhalf. — Hunderte von japanischen Prinzen, sogenannten Daimio, die unter den Taikunen mit gewissermaßen absoluter Gewalt in ihren kleinen Staaten geherrscht, zahlreiche Armeen unterhalten, bedeutende Revenuen bezogen und Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen gesprochen hatten, mußten bei derselben Gelegenheit auf ihre Souveränität verzichten und ihre landesfürstlichen Privilegien zu Füßen des wiederhergestellten Thrones des Mikado niederlegen. — Die Revolution gebrauchte aber mehr als ein Decennium, um zum Abschluß zu kom-

men. Im Jahre 1861 galt der Mikado, der in Miako residirte, noch für eine Art Schattenkaiser; der eigentliche Herr von Japan war der Taikun, dessen Schloß sich in Jeddo erhob. Die Wuthausbrüche der reformfeindlichen Edelleute, der Samurai, waren hauptsächlich gegen die Fremden gerichtet — und diese Wuthausbrüche waren im höchsten Grade gefährlich.

Die Japaner, wenn sie sich auch nicht an Kühnheit und männlichem Troge mit den europäischen Racen messen können, sind leichter fanatisirt als diese und übertreffen sie an passivem Muth und apathischer Todesverachtung. Das menschliche Leben hat in hochcivilisirten Gesellschaften einen gar nicht mehr zu berechnenden idealen Werth. Bei barbarischen und halbcivilisirten Völkerschaften ist es der Willkür preisgegeben und verhältnißmäßig werthlos. Daher die stoische Ruhe, womit der Asiat einem gewaltigen Tode entgegengeht oder sein Leben aufopfert. Auch in der neuesten Geschichte Japans findet man noch zahlreiche Beispiele dieser eigenthümlichen asiatischen Todesverachtung. Sie klingen dem europäischen Ohr wie Fabeln, beruhen aber in vielen Fällen auf wohlverbürgten Thatfachen. So die berühmte „Geschichte der siebenundvierzig Ronin“, welche aus dem vorigen Jahrhundert datirt.

„Du sollst nicht leben unter demselben Himmelzelte noch auf derselben Erde wandeln mit dem Mörder deines Herrn oder deines Vaters.“ — So lautet das fünfzigste Gesetz Jyehasus.

Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen anderen. Dieser zieht sich in seine Familie zurück und tödtet sich, indem er sich den Bauch aufschlitzt. Seine Freunde und Diener, welche Zeugen seiner ehrenvollen Selbstentleibung gewesen sind, beschließen, ihren Herrn zu rächen, und siebenundvierzig von ihnen unternehmen es, diesen Beschluß auszuführen. Sie dringen bewaffnet, nachdem sie ihren Plan mit vollständiger Selbstverleugnung monatelang heimlich vorbereitet haben, in den Palast desjenigen, der den Tod ihres Herrn verursacht hat, tödten die Männer, die sich ihnen entgegenstellen, und bemächtigen sich der Person ihres Feindes, dem sie in unterwürfigster Weise, da er ein hoher

Beamter ist, zu erkennen geben, daß er sterben muß, und dem sie sodann den Kopf abschlagen. Sie tragen diese blutige Trophäe auf das Grab ihres Gebieters, ziehen sich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und vereinigen sich zu verabredeter Stunde wiederum, um das blutige Werk, das sie unternommen haben, in würdiger Weise zu vollenden. Sie lassen sich um das Grab ihres alten Herrn auf den Knien nieder, richten eine Ansprache an seine Manen und entleiben sich sodann.*

Diese Geschichte, die jedes Kind in Japan kennt und bewundert, gehört der Vergangenheit an; aber die Sitten des heutigen Tages spiegeln sich treu und unverändert in ihr wieder. — Der letzte Regent von Japan, Kiammono-kami, wurde im Jahre 1860 auf offener Straße, inmitten seiner Getreuen, von einer kleinen Bande von Edelleuten überfallen. Sie hatten bei ihrem Leben geschworen, daß sie den Fürsten, der den Fremden Japan geöffnet hatte, tödten würden, und sie hielten ihren Schwur und zahlten dafür mit ihrem Leben. Die meisten starben unter gräßlichen Qualen, indem sie sich angesichts ihrer Verfolger den Bauch aufschlitzten.

Mehrere fremde Beamte und Offiziere sind im Jahre 1862 Augenzeugen einer schrecklichen Selbsthinführung gewesen, die zehn japanische Soldaten, überführt, zwei französische Matrosen getödtet zu haben, an sich vollzogen. Die vollkommene Ruhe dieser einfachen Männer angesichts des qualvollen Todes, der sie erwartete, und noch während des Todeskampfes ist mir von einem Augenzeugen, dem holländischen Consul Herrn v. Polsbroek, als unübertrefflich geschildert worden.

Ich selbst habe oftmals mit Hori-Oribenokami, einem hohen japanischen Beamten, verkehrt, den ich als einen klugen, besonnenen Menschen kennen lernte;

* Dr. F. A. Junker von Longegg giebt in seinem Werke: „Segenbringende Reisähren“, Leipzig 1880, I, p. 18 eine Uebersetzung des Pactes, den die siebenundvierzig Vasallen abschlossen und in dem sie die Gründe darlegten, weshalb sie den Feind ihres Herrn ermorden wollten. Das Original dieser Urkunde befindet sich im Tempelschäze von Sengakuzi in Jeddo.

derselbe nahm sich in seinem Palaste, von Freunden und Verwandten umgeben, in feierlicher Weise das Leben, nur weil seine Politik den Fremden gegenüber von den nächsten Rathgebern des Taikun und von diesem selbst gemißbilligt worden war.

Unter den japanischen Samurai (Edelleuten) von 1861 gab es viele, die bereit waren, ihr Leben preiszugeben für die Genugthuung, einen oder mehrere der verhassten „Todjin“ (Mann des Westens, Fremdling) zu tödten. — Besonders gefährlich waren die Lonin, die „Unstäten“, das heißt adelige Vasallen, welche ihres Lehnverbandes verlustig und herrenlos geworden waren und sich ohne feste Stellung im Lande umhertrieben. Sie waren mit mächtigen Schwertern bewaffnet, man traf sie auf allen Wegen und Stegen, und man mußte stets gewärtig sein, von ihnen ohne jede Provocation überfallen zu werden. — Diese Unsicherheit des Verkehrs verhinderte jedoch keinen der jungen fremden Kaufleute von Yokohama, sich im „Settlement“ wie zu Hause zu fühlen und weite Ausflüge in das fremde Land zu unternehmen. Man ritt dabei lieber in Gesellschaft als allein und hielt sich in der Mitte der Straße; man beobachtete das Terrain und die Leute zur Rechten und Linken des Weges; man hatte den Revolver in Schußbereitschaft und ließ sich, wenn man des Abends ausging oder ritt, von japanischen Dienern begleiten, welche große Laternen trugen und den Pfad beleuchteten — aber Niemand dachte daran, sich aus Furcht vor den Mördern, wennschon deren Existenz stets von Neuem furchtbar zu Tage kam, in seinem Hause wie in einer Festung zu verschließen. Man spielte vielmehr ganz ungezwungen, gleichsam arglos, mit der Gefahr, in der man lebte.

Diese Art des Daseins in der Fremdenniederlassung von Yokohama war mir nicht unbekannt. Ich war im Jahre 1859 mit einem der ersten Dampfschiffe, welche die Reise von Shanghai nach Japan machten, in Yokohama angelangt und hatte dort in bewegten Zeiten ein Jahr lang gelebt. — Unmittelbar vor meiner Ankunft, am 25. August 1859, waren zwei russische Seeoffiziere, die damit beschäftigt waren, in der Hauptstraße von

Yokohama japanische Curiositäten einzukaufen, von Lonin überfallen und niedergehauen worden.

Am 6. November desselben Jahres hatte ein Japaner den Diener des Herrn José Loureiro meuchlings erstochen. Loureiro, ein Portugiese von Geburt, der damals den Posten eines französischen Consuls bekleidete, war mein Nachbar. Ich sehe ihn noch, wie er mit bleichem Gesicht in mein Zimmer trat und mir die Nachricht von dem soeben verübten Verbrechen brachte. Ich half den tödlich verwundeten Diener in das Haus seines Herrn tragen, wo er nach wenigen Minuten verschied.

Am 29. Januar 1860, als ich in Jeddo der Gast des englischen Ministers Sir Rutherford Alcock war, wurde dessen japanischer Dolmetscher, Den-Kuschki, in der Dämmerungsstunde am Fuße des Mastes, auf dem die englische Flagge wehte, von einem Lonin niedergestochen. Ich hatte an jenem Tage mit dem englischen Legationssecretär Abel Gower einen Ritt durch Jeddo gemacht, und Den-Kuschki war wenige Minuten, ehe wir die Gesandtschaft wieder erreichten, getödtet worden. Sir Rutherford Alcock war über die Frevelthat in hohem Grade entrüstet und bot alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, um der Mörder habhaft zu werden. Seine Bemühungen blieben erfolglos. Die japanische Regierung drückte ihr Bedauern über den Vorfall aus, mehrere hochgestellte Beamte wohnten der Beerdigung von Den-Kuschki bei, aber die Verbrecher wurden nicht gefunden oder wenigstens nicht namhaft gemacht.

Auch die Ermordung der holländischen Schiffscapitäne Voß und Decker fällt noch in die Zeit meines ersten Aufenthaltes in Yokohama. Der Tod dieser beiden Holländer und die Ermordung des Amerikaners Heusken und der Engländer Richardson, Baldwin und Bird, die einer etwas späteren Zeit angehören, sind Ereignisse, welche die düstere Seite des Lebens in den Vertragshäfen von Japan während der ersten sechziger Jahren charakterisiren. Ich will sie hinter einander aufzeichnen, um mich später den angenehmen Erinnerungen ungestörter hingeben zu können.

Die Ermordung der holländischen Schiffscapitäne Decker und Voß in Yokohama am 26. Februar 1860.

Das Wetter war schlecht. Seit dem frühen Morgen goß der Regen in Strömen, und es stürmte heftig. Ich hatte mein Zimmer in Yokohama während des ganzen Tages gar nicht verlassen und ruhig und ungestört von früh bis spät an den Briefen gearbeitet, die ich am nächsten Morgen mit dem englischen Dampfsboot „Azoff“ über Shanghai nach Europa befördern wollte. Um sechs Uhr hatte ich gegessen, dann meine Briefe zugesiegelt und um halb acht Uhr meinen Revolver umgeschnallt und den Diener gerufen, damit er mich mit einer Laterne durch die nicht erleuchteten, schmutzigen Straßen nach der Post begleiten möge.

Draußen sah es unfreundlich aus. Die Nacht war schwarz, und der Sturm, der heulend, kalt und naß über die weite Bai gezogen kam, segte durch die breiten, öden Straßen und umkreiste mit lautem Getöse unsere leichten hölzernen Häuser. — Ich drückte mir den Hut fest ins Gesicht, knöpfte mir den Rock zu, trieb den Diener zur Eile an und schritt hastig meinem Ziele zu.

Die Post befand sich damals am westlichen Ende der Hauptstraße von Yokohama. Diese Straße war durch ein starkes hölzernes Thor, an dem japanische Soldaten Wache hielten, in zwei ziemlich gleiche Theile geschieden: auf der Ostseite wohnten die japanischen Kaufleute, auf der Westseite befand sich die Fremdenniederlassung. — Mein Weg führte mich in die Nähe dieses Thores. Aus einer dunklen Gasse tretend, war ich überrascht, vor mir eine große Anzahl von Fackeln und Laternen zu sehen, die sich alle in großer Eile nach einem Punkte des Ostendes hin bewegten. Ich blieb einen Augenblick stehen, unschlüssig, ob ich meinen Weg nach der Post fortsetzen oder der entgegengesetzten Richtung folgen sollte. Ein vorübereilender Japaner rief meinem Diener einige Worte zu, die ich nicht verstand.

„Was giebt's?“ fragte ich.

In demselben Augenblick kam ein junger Holländer, den ich genau kannte, Herr Eduard Schnell, dahergelaufen. Er trug in der einen Hand eine Laterne, in der

anderen einen Revolver und sah verstört aus.

„Es ist ein schrecklicher Anblick, und Niemand kann mehr helfen!“ rief er mir zu. „Man hat sie zerhackt. Jeder von ihnen trägt viele Todeswunden!“

„Wer ist ermordet worden?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Schnell.

„Ich ging soeben zufälligerweise an der Stelle vorbei, wo die That verübt worden ist; aber ich sah mich ganz allein unter vielen Japanern und ging deshalb wieder meiner Wege, um mir einen Begleiter zu suchen.“

Da ich unter den Einwohnern von Yokohama zahlreiche gute Bekannte hatte, so wollte ich in Erfahrung bringen, wem ein Unglück zugestoßen sei. Ich folgte also den voraneilenden Laternen, und Schnell gesellte sich zu mir.

Das hölzerne Thor, von dem ich oben gesprochen habe, war verschlossen. Die Soldaten, die dort Wache hielten, öffneten es jedoch ohne Widerrede, als wir uns durch einen dichten Haufen von Japanern gedrängt hatten und Einlaß beehrten.

Einige hundert Schritte hinter der Barriere hatte man in der Mitte der Straße ein großes Feuer angezündet; um dasselbe standen japanische Soldaten. Einige von ihnen trugen die an einer hohen Stange befestigten Laternen des Gouverneurs von Yokohama. Es ging daraus hervor, daß dieser oder einer seiner Offiziere bereits am Plage sei. Dicht bei dem Feuer, auf der rechten Seite der Straße, lag inmitten einer Blutlache der Leichnam des einen der Ermordeten. Man hatte eine Bastmatte über ihn geworfen. Ich ließ diese in die Höhe nehmen, und mein Begleiter erkannte in dem Getödteten den holländischen Schiffscapitän Decker. Sein Gesicht war durch vier Wunden, von denen jede tödlich war, schrecklich entstellt, sein ganzer Körper mit Wunden bedeckt. Die linke Hand war ganz abgehakt, und der rechten fehlten vier Finger. — Einige Schritte weiter fanden wir die abgehauene Hand und einen zertretenen schwarzen Hut und ungefähr hundertundfünfzig Schritte davon, auf der linken Seite der Straße, den Leichnam des Schiffscapitäns Boß. Das Gesicht dieses Unglücklichen war ebenfalls durch mehrere tödliche Wunden fast un-

kenntlich gemacht. Der rechte Arm und die rechte Schulter waren ganz vom Leibe getrennt; es sah aus, als ob ein Fleischer mit einer schweren Art den Körper zerhackt hätte. Als ich behülflich sein wollte, den Leichnam auf eine Bahre zu legen, damit er in das Haus des holländischen Consuls geschafft werden könnte, bemerkte ich, daß auch der Leib und der untere Theil des Körpers zerfleischt waren. Der Kopf wies auf der linken Seite eine Wunde, die vom Munde bis an das Ohr ging und Zähne und Kinnbacken gräßlich bloßlegte. Die Mörder mußten zahlreich gewesen sein und hatten ihre blutige That ungestört verüben können; es wurde jedoch später festgestellt, daß sie nichts gestohlen hatten.

Aus der Lage, in der die Leichen gefunden worden waren, und aus den Aussagen zahlreicher japanischer Zeugen sowie eines Chinesen, aus der Erzählung endlich des Gastwirthes vom „Yokohama-Hotel“ wurde es möglich, sich die ganze Mordscene auszumalen.

Decker und Boß hatten um fünf Uhr im „Yokohama-Hotel“ ihre Abendmahlzeit eingenommen. Sie waren darauf in der Dämmerung hinausgegangen, um eine Promenade bis an das Ende der Straße zu machen. Sie waren langsam bis dahin gelangt, hatten dann ihren Rückweg angetreten und gegen sieben Uhr die Mitte des Ostendes der Straße erreicht, als sie plötzlich von hinten angefallen worden waren.

Die Mörder, acht oder zehn an der Zahl, hatten sich mit wüthendem Geschrei auf ihre Opfer gestürzt. Boß war nach dem ersten Schlage, der ihm Arm und Schulter abgehauen hatte, sterbend zu Boden gesunken. Decker hatte zu entfliehen versucht, aber der alte Mann war leicht überholt und dann ebenfalls niedergemetzelt worden. Darauf hatten sich die Mörder in eine Querstraße geflüchtet, die aus der Stadt führte. Sie waren sämmtlich verummmt gewesen, und die japanischen Kaufleute, vor deren Häusern die That begangen worden war, wollten keinen der Mörder erkannt haben.

Unter den Fremden herrschte große Aufregung und Bestürzung. Die Leichen von Boß und Decker waren eine Viertelstunde nach verübter That gefunden worden.

Man hatte sofort die Thore von Yokohama geschlossen, und auf allen Wegen, die zur Stadt führten, wachten Soldaten. Die Mörder befanden sich wahrscheinlich noch in der Stadt, und einige ängstliche Leute fürchteten, daß sie das „Settlement“ während der Nacht überfallen und in Brand stecken würden. Alle waren der Meinung, daß es rathsam sein würde, die in Jeddo residirenden Minister von England, Frankreich und Amerika sofort von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Ich übernahm es, die Botschaft nach Jeddo zu bringen, und verließ Yokohama Nachts um zwölf Uhr, gut beritten, von Schnell und außerdem von einem japanischen Offizier begleitet, den der Gouverneur von Yokohama uns als schützende Begleitung mit auf den Weg gegeben hatte. — Bevor wir noch die Stadt verlassen hatten, passirte uns ein Unfall. Als wir durch die große Straße ritten, wo Bof und Decker ermordet worden waren und in der nun dunklen Nacht und unheimliche Stille herrschten, scheuten unsere Pferde vor den Blutlachen, aus denen man die Leichname der Ermordeten gehoben hatte. Der japanische Offizier fiel vom Pferde und zerbrach dabei die Laterne, die er am Sattel befestigt hatte. Schnell kam mit heiler Haut davon; ich aber prallte mit meinem Pferde so heftig gegen ein Haus, daß ich mir das linke Bein verletzete und meinen Revolver verlor. Es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe sich der Offizier eine neue Laterne verschafft und ich meine Waffe wiedergefunden hatte. — Gleich darauf, als wir das niedrige Stadtthor von Yokohama passirten, bückte ich mich nicht tief genug auf den Hals des Pferdes, und da es stockfinster war, stieß ich mit dem Kopfe so heftig gegen den Querbalken des Thores, daß ich vom Pferde fiel und mehrere Minuten anhalten mußte, bevor ich weiter reiten konnte.

Der Weg von Yokohama nach Jeddo ist gut unterhalten. Er führt jedoch nicht weit von Yokohama und während einer langen Strecke über einen nur wenige Fuß breiten Damm, der von beiden Seiten vom Meere bespült wird. Wir konnten in der Dunkelheit dies Stück Weges nicht anders als im Schritt passiren und langten erst

gegen zwei Uhr Morgens in dem dreiviertel Meilen von Yokohama entfernten Kanagawa an.

Ich stattete dort dem amerikanischen Consul Bericht von dem Doppelmord ab und ruhte mich dann in dem Tempel des holländischen Consuls aus, wo ich mir auch mein Bein verbinden ließ. Gegen fünf Uhr Morgens erst war ich im Stande, die Reise fortzusetzen, auf der mir weiter nichts Erhebliches passirte. Wir ritten bei Tagesanbruch durch das große Dorf Kawasaki, wo man im Theehause bereits alle Einzelheiten der Ermordung kannte, setzten sodann auf einer Fähre über den Fluß Tokungo, der das Gebiet von Jeddo von dem von Yokohama trennt, passirten in scharfem Trabe den Vergnügungsort Omori und die übelberüchtigte Vorstadt Sinagawa und stiegen um sieben Uhr Morgens im Tempel Todenji bei dem englischen Minister ab. Ich erzählte diesem und später seinen Kollegen von Frankreich und Amerika sowie auch dem holländischen Consul, der sich zum Besuch in Jeddo befand, was ich von der letzten Mordthat gesehen hatte und wußte. Der holländische Consul begab sich sofort nach Yokohama, und die fremden Minister hielten eine Versammlung ab und beriethen, welche Maßregeln zu treffen seien, um das Verbrechen zu rächen und fernern Unheil vorzubeugen.

Ich langte am folgenden Abend wieder in Yokohama an. Man hatte Leichenschau über Bof und Decker gehalten und constatirt, daß jeder von ihnen mehr als zwanzig Wunden erhalten hatte, die alle tödlich waren.

Der holländische Consul, Herr von Polsbroek, von seinen Kollegen und den in Jeddo residirenden fremden Ministern auf das energischste unterstützt, ließ nichts unversucht, um die Mörder seiner unglücklichen Landsleute zur Strafe zu bringen; seine Bemühungen blieben ebenso erfolglos, wie es wenige Monate vorher die von Sir Rutherford Alcock gewesen waren, als es sich darum handelte, den Mörder von Den-Kuschi zu entdecken. Die japanische Regierung bequemt sich nach einigem Sträuben, eine nicht unbedeutende Summe Geldes für die Wittwen der Ermordeten auszusahlen. Das war die einzige Sühne für das schwere Verbrechen.

Die Ermordung des amerikanischen Legations-
secretärs Heinrich Heusken in Jeddo am
19. Januar 1861.

Heinrich Heusken gehörte auch zu den „abenteuerlichen Gestalten“, die mir während meiner Reise begegnet sind; — aber er war keineswegs ein unheimlicher Mensch. Er besaß beinahe nur liebenswürdige Eigenschaften, und was in seinem Leben geheimnißvoll und sonderbar erschien, war nicht derart, daß es Mißtrauen erweckt hätte. — Heusken stammte aus einer achtbaren holländischen Familie, hatte eine gute Erziehung genossen und war als junger Mensch — Niemand wußte warum, und er selbst sprach nicht davon — nach Amerika ausgewandert und hatte sich dort naturalisiren lassen. Er mochte, als ich ihn im Jahre 1859 kennen lernte, sechsundzwanzig Jahre alt sein, und ich erinnere mich seiner als eines großen, schweren Mannes mit breiten Schultern, mächtiger Brust und muskulösen Gliedmaßen; aber er vernachlässigte seine Haltung, und wenn er, mit den Händen in den Taschen, gesenkten Hauptes langsam dahergehlehnd kam, machte er den Eindruck eines untersehten mittelgroßen Mannes von einigen dreißig Jahren. Heusken hatte schwarzes Haar und große, ernste blaue Augen. Wie vielen seiner holländischen Landsleute, so waren auch ihm vier Sprachen, nämlich Holländisch, Deutsch, Französisch und Englisch, gleich und vollständig geläufig. Auch sprach er gut Japanisch. Aber trotz aller Mittel des Ausdrucks, die ihm zu Gebote standen, war er ein stiller, ungewöhnlich schweigsamer Mensch, und ich bin oftmals stundenlang mit ihm auf einsamen Wegen in der Umgegend von Jeddo spazieren geritten, ohne daß er den Mund geöffnet hätte. Nur wenn ein schönes landschaftliches Bild sich unerwartet vor uns ausbreitete, äußerte er sein Wohlgefallen daran in kurzen, beredten Worten. Seine größte Freude schien überhaupt die Natur zu sein, und da er deshalb viel im Freien war und ein Fremder in Jeddo sich nicht gut zu Fuß zeigen konnte, so war er beinahe den ganzen Tag über zu Pferde. Er saß schlecht und ungraziös im Sattel und ritt nachlässig mit schlaffen Zügeln, ohne auf den Weg zu achten;

aber er wurde leidlich gut auch mit störrischen und ungehorsamen Pferden fertig und konnte den ganzen Tag über im Sattel bleiben, ohne die geringste Ermüdung zu zeigen.

Heusken hatte in New-York die Bekanntschaft des amerikanischen Ministers, Herrn Townsend Harris, gemacht, und dieser hatte ihn als Secretär mit nach Japan genommen, als Simoda im Jahre 1856 den Amerikanern geöffnet wurde. In Simoda hatten die Herren Harris und Heusken lange Zeit ein ganz einfaches Leben geführt. Sie waren beinahe nur auf sich angewiesen gewesen und hatten bei dieser Gelegenheit eine große Freundschaft zu einander geknüpft. Beide schienen es ganz natürlich zu finden, daß Heusken sich seinem Vorgesetzten gegenüber über viele ungewöhnliche Freiheiten herausnahm; nicht selten geriethen sie in lebhafte Discussion, und gewöhnlich war es dann der Ältere, der Minister, welcher dem Secretär nachgab. Doch war Heusken's Benehmen niemals respectwidrig. Die beiden Sonderlinge — Townsend Harris war ebenfalls ein eigenthümlicher Mensch — behandelten einander wie nahe Verwandte.

In Simoda studirte Heusken Japanisch, und als die Franzosen nach Japan kamen, um dort einen Vertrag abzuschließen, versah der amerikanische Secretär aus Gefälligkeit den Dienst eines Dolmetschers bei der französischen Gesandtschaft. Auch der preussischen Mission wurde Heusken infolge einer freundlichen Uebereinkunft zwischen Herrn Townsend Harris und dem Grafen Eulenburg als japanischer Dolmetscher zugesellt.

Heusken fühlte sich in Jeddo, wohin er mit Herrn Townsend Harris von Simoda übergesiedelt war, wie zu Hause. Er kannte alle Wege und Stege in der Stadt und in der Umgebung und trieb sich tagtäglich allein in den entlegensten wie in den belebtesten und verrufensten Gegenden zu Pferde umher, ohne zu berücksichtigen, daß er sich auf diese Weise fortwährend großen Gefahren aussetzte. Townsend Harris machte ihm darüber ernste Vorstellungen; aber Heusken schlug sie in den Wind und sagte: wenn er in einem Gefängniß leben solle und nicht ins Freie könne, so möge man ihn lieber gleich todtschlagen.

— Nach der Ermordung der holländischen Schiffscapitäne Boß und Decker verlangte die japanische Regierung, Herr Heusken solle ferner nicht mehr allein ausreiten. Sie stellte eine berittene Escorte von vier Mann zu seiner Verfügung, die ihn immer begleiten sollte, um ihn, wenn er überfallen würde, beschützen zu können. Seitdem war Heusken bei seinen Spazierritten stets bemüht, sich von den Begleitern, die man ihm octroyirt hatte, fortzustehlen, und da er besser beritten war als diese und unverzagt über Hindernisse setzte, vor denen die japanischen Reiter rathlos Halt machten, so gelang es ihm häufig, sich seiner Escorte zu entziehen.

Einer der Gouverneure von Jeddo, der bereits genannte Hori-Oribenokami, kam eines Tages in eigener Person zu Heusken, um ihn aufzufordern, auf seine gefährlichen Excursionen zu verzichten. Heusken antwortete nicht „ja“ und nicht „nein“. Er war im Verkehr mit den Japanern ein japanischer Diplomat geworden und wußte einer bestimmten Erklärung aus dem Wege zu gehen. Aber Hori war darauf erpicht, einen Bescheid zu haben und sich Gehorsam zu verschaffen. Er schrieb einen Brief an Herrn Townsend Harris und beklagte sich über Heusken's Benehmen. Die Straßen von Jeddo wären unsicher, sagte er in diesem Schriftstücke, und da man die japanische Regierung für das Leben der Fremden verantwortlich machte, so müßten diese sich von der Regierung für nothwendig erachteten Vorsichtsmaßregeln auch unterwerfen. Er, Hori, verbiete hiermit Herrn Heusken in aller Form, zukünftig allein auszureiten. — Als Herr Townsend Harris seinem Secretär diesen Brief mittheilte, bemerkte Heusken lächelnd: „Der Mann hat ganz Recht!“

Am 10. Januar 1861 nahm Hori-Oribenokami, der der fremdenfeindlichen Partei angehörte, sich selbst das Leben, weil sein Vorgesetzter, der Minister Ando, sich geweigert hatte, gewisse Maßregeln zu billigen, die jener in Vorschlag gebracht hatte, um die „Todjin“ aus Japan zu vertreiben.

Am 15. Januar wurde Ando auf offener Straße von sechs Ronin überfallen. Der Angriff war ungeschickt ausgeführt

worden und mißlang. Die Ronin, die es auf das Leben Ando's abgesehen hatten, wurden von diesem selbst und von seinen Leuten niedergehauen. Man erkannte in ihnen ehemalige Vasallen des verstorbenen Gouverneurs Hori.

Dies ereignete sich, als Graf Eulenburg in Japan war, um den Vertrag zwischen Preußen und Japan abzuschließen. Heusken pflegte die Mitglieder der preussischen Mission, mit denen er auch geschäftlich als Dolmetscher zu thun hatte, fast täglich zu besuchen; nicht selten aß er bei ihnen zu Nacht und blieb dann bis zu später Stunde mit ihnen zusammen. — Die Entfernung zwischen dem Tempel, in dem die preussische Mission ihren Aufenthalt genommen hatte, und der amerikanischen Gesandtschaft, wo Heusken wohnte, war nicht unbedeutend. Heusken legte dieselbe nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die Straßen sich geleert hatten, stets im Galopp zurück. Er meinte, auf diese Weise vor jedem Angriff sicher zu sein. Seine japanische Escorte kam gewöhnlich erst fünf oder zehn Minuten nach ihm in der amerikanischen Gesandtschaft an.

Am 19. Januar, neun Tage nach dem Tode Hori's und kurz nach dem mißlungenen Anfall auf den Minister Ando, war Heusken wieder einmal bis spät Abends bei den Mitgliedern der preussischen Gesandtschaft geblieben. Die Nacht war finster, es fror und die Straßen waren mit Glätteis bedeckt. Heusken, unbekümmert darum, sprenkte im Galopp davon. Zwei berittene japanische Offiziere, die ihn an jenem Abend begleiteten, folgten in langsamerer und vorsichtigerer Gangart und verloren ihn in der Dunkelheit bald aus den Augen. Plötzlich hörten sie einen wilden Schrei. Schlimmes ahnend, setzten sie ihre Pferde in Galopp, bis sie an eine stark gewölbte hölzerne Brücke kamen, die so glatt war, daß die Pferde im Schritt hinübergeführt werden mußten. Unmittelbar hinter der Brücke sahen die Offiziere beim Licht ihrer Laternen einen großen dunklen Körper, der bewegungslos mitten auf der Straße lag. Es war Heusken's Pferd. Zwei furchtbare Hiebe, der eine am Widerrist, der andere über das Kreuz, hatten das Thier todt zu Boden gestreckt. — Wenige

Schritte davon, den Rücken gegen die Wand eines Hauses gelehnt, einen Revolver in der schlaff herabhängenden Hand, verglasten Auges um sich starrend, saß Heusken in einer Blutlache.

„Reitet schnell nach Dsen-Tudsi (dem amerikanischen Gesandtschaftshotel) und schafft Hilfe,“ murmelte er.

Die Offiziere führten den Auftrag des sterbenden Mannes getreulich aus; und Heusken wurde bald darauf auf einer aus einer japanischen Fensterlade improvisirten Bahre in seine Wohnung getragen. Townsend Harris erwartete ihn dort.

„Ich bin ein tochter Mann,“ sagte Heusken mit schwacher Stimme; und nach einer kleinen Weile setzte er mit seinem alten milden Lächeln hinzu: „Hori hatte Recht . . . ich werde es ihm sagen, wenn ich den Heiden dort drüben antreffen sollte.“

Herr Townsend Harris hatte sofort nach der preussischen Gesandtschaft geschickt und von dort ärztlichen Beistand erbeten. Herr Dr. Lucius — der jetzige Staatsminister — ein Mitglied der preussischen Mission, eilte unverzüglich herbei; aber menschliche Hilfe war nicht mehr möglich. Heusken verblutete aus zwei tödlichen Wunden: die eine auf der rechten Seite hatte ihm den Leib vom Brustknochen bis zum Hüftbein geöffnet; die andere, eine Stichwunde auf der linken Seite der Brust, hatte ebenfalls edle Theile unheilbar verletzt. Heusken war noch bei Besinnung, aber schon ohne Puls. Während Dr. Lucius bemüht war, die Blutung zu stillen, sprach der Sterbende noch von seiner Mutter und bat, man möchte ihr seinen Tod schonend mittheilen. Dann reichte er Townsend Harris, der fast bewußtlos vor Schmerz neben ihm stand, die Hand, rechte die Glieder und verschied.

Aus der Lage, worin man Heusken und sein Pferd gefunden hatte, wurde geschlossen, daß er zum wenigsten von vier, wahrscheinlich aber von sechs oder acht Lonin überfallen worden war. Sie hatten ihm, da sie seine Gewohnheiten kannten, an der Brücke aufgelauert, die er auf dem Wege von der preussischen Legation nach der amerikanischen im Schritt passiren mußte. Die Mordthat war aller

Wahrscheinlichkeit nach wohl überlegt und sodann planmäßig ausgeführt worden. Die Bande hatte sich in zwei Theile getheilt und zur Rechten und Linken der Brücke aufgestellt. Zwei der Lonin hatten auf das Pferd eingehauen und zwei andere ihre Hiebe gegen Heusken geführt; dann, gewärtig, von den schnell nahenden Begleitern Heusken's überrascht zu werden, hatten sie sich in den engen, dunklen Gassen von Jeddo zerstreut und waren dort spurlos verschwunden. Die ganze Handlung mochte das Werk weniger Secunden gewesen sein.

Alle Nachforschungen nach den Mördern blieben erfolglos. Allgemein nahm man an, es seien Freunde oder Diener von Hori gewesen, die an dem unglücklichen Heusken den Tod des japanischen Patrioten gerächt hätten. Heusken wurde allgemein betrauert. Ich selbst verlor in ihm einen sympathischen Genossen, dem ich viele angenehme Stunden und besonders auch das noch verdankte, Jeddo in drei Monaten so genau kennen gelernt zu haben, als ob ich dort jahrelang gewohnt hätte.

Die Ermordung Lenox Richardson's auf dem Tokaido am 14. September 1862.

Herr Lenox Richardson, ein Schotte aus angesehenen Familie, hatte das Glück gehabt, die „gute Zeit“ in China ausnutzen zu können und während eines langjährigen Aufenthaltes daselbst ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben. Er hatte darauf sein Geschäft in Shanghai liquidirt und die Rückreise nach Europa angetreten. Seine Absicht war, die Reise um die Welt zu machen, und da er über Aegypten und Indien „hinausgegangen“ war, so wollte er nun über Japan und Amerika heimkehren. Er langte am 10. September in Yokohama an, wo er bei seinem Freunde und Landsmann Eduard Macpherson abstieg. Durch diesen machte er unter Anderem die Bekanntschaft von Herrn und Frau Marschall, von Frau Bourradeal, der Schwester der Frau Marschall, und von Herrn Clark, einem jungen englischen Kaufmann, der sich als Seideninspector in Yokohama etablirt hatte.

Richardson hatte lange Jahre in China

gelebt, die Taiping kennen gelernt und sich an das etwas abenteuerliche Leben gewöhnt, welches die Fremden in China und Japan damals führten. Es kam ihm deshalb auch nicht in den Sinn, zu erwägen, daß eine Promenade in der Umgegend von Yokohama irgendwelche Gefahren darbieten könnte; und er selbst schlug bei einem Frühstück in Marschall's Hause einen Ritt nach Kawasaki vor, einer Ortschaft am Flusse Tokunago gelegen, der damals die Grenze des Gebietes bildete, in dem es den Fremden vertragsmäßig gestattet war, sich ungehindert zu bewegen. Macpherson fand sich behindert, an der Promenade theilzunehmen, auch Frau Marschall zog vor, zu Hause zu bleiben. Die kleine Gesellschaft, die sich am 14. September zu Pferde nach Kawasaki begab, bestand aus den Herren Lenox Richardson, Clark und Marschall und aus Frau Bourradeal. Sie passirte Yokohama und die nächste Ortschaft Kanagawa und erreichte den Tokaido, die große Landstraße, welche ganz Japan durchschneidet und namentlich in der Nähe von Jeddo zu jeder Jahres- und Tageszeit sehr belebt ist. Hinter Kanagawa begegneten die vier Reiter einer großen Anzahl japanischer Soldaten, die ihnen in zerstreuten Banden von zehn bis dreißig Mann entgegenkamen. Die Fremden ritten an zwei- bis dreitausend dieser Leute ungestört vorüber und befanden sich plötzlich, unglücklicherweise an einer Stelle, wo der Weg auf beiden Seiten von Reisfeldern eingeengt war, vor einem stattlichen feierlichen Zuge, der sich in fester Ordnung langsam vorwärts bewegte. Wohlbewaffnete Männer marschirten auf beiden Seiten des Weges, und in der Mitte der Straße wurde eine kolossale Sänfte, ein sogenannter Norimono, getragen, dessen Gleichen sich nur Fürsten und die höchsten Staatswürdenträger auf ihren Reisen bedienen dürfen. — Die Europäer ritten dem Zuge ohne Mißtrauen entgegen und lenkten ihre Pferde seitwärts, um seine Ordnung nicht zu stören. Da trat ihnen ein Japaner entgegen, stellte sich vor die Pferde des Herrn Richardson und der Frau Bourradeal und richtete einige von lebhaften Gesticulationen begleitete Worte an die Beiden. Richardson, der kein Wort Japanisch verstand, wandte sich um und

fragte, was er thun solle, da man ihn verhindern zu wollen scheine, weiterzureiten.

„Umkehren!“ rief Marschall, ein alter Einwohner von Yokohama und deshalb mit der Gefahr eines Zusammentreffens mit bewaffneten Japanern bekannt.

Richardson und Frau Bourradeal lenkten vorsichtig um, konnten es aber trotzdem nicht vermeiden, einige Unordnung in den Reihen der marschirenden Japaner hervorzubringen. Da ertönte aus der Sänfte eine zornige Stimme, die Stimme des Fürsten. In demselben Augenblick hatte auch schon der Japaner, der zuerst die Pferde angehalten, sein bauschiges Gewand, das ihm den Oberkörper bedeckte, abgeworfen, nackt bis an den Gürtel seinen Säbel gezogen und mit furchtbarem Streiche Richardson, der ihm den Rücken kehrte, getroffen. Darauf stürzte er auf Frau Bourradeal los, ohne sie jedoch zu verletzen. Der Hieb, der ihr bestimmt war, schwirrte dicht über ihrem Kopfe vorbei und schnitt ein Stück von ihrem Hute ab.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Aber schon erbehte die Luft von wildem Geschrei, und überall sah man Waffen blitzen. Die vier Bedrohten eilten im Galopp davon. Einige Japaner, die ihnen den Weg versperren wollten, wurden von den scheuen Pferden niedergerissen. Die Reiter konnten jedoch nicht allen Hieben, die auf sie geführt waren, ausweichen. Richardson, durch den ersten Hieb bereits tödlich verletzt, erhielt noch viele andere schwere Wunden, Marschall einen Stich in die Seite; Herrn Clark wurde der Arm zerschlagen — die Pferde jagten weiter und hatten die Spitze des Zuges bald hinter sich gelassen.

Marschall rief seiner Schwägerin und Clark, der sich an ihrer Seite befand, zu, sich durch schnelle Flucht zu retten; darauf wandte er sich zu Richardson, auf dessen Gesicht der Tod geschrieben stand.

„Mit mir ist es aus,“ sagte der Unglückliche. Er ritt noch einige Schritte weiter; dann aber fielen ihm die Zügel aus den verstümmelten Händen, und er glitt langsam und schwer zur Erde. Rettung war nicht mehr möglich. Neuchlings von hinten angegriffen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich zu vertheidigen,

starb Richardson wie Heusken, wie die Capitäne Boß und Decker, wie alle Diejenigen, die in den letzten vier Jahren von den Japanern ermordet worden waren. — Marschall sah ein, daß ihm nichts zu thun übrig bleibe, als an seine eigene Rettung zu denken. Er ergriff die Zügel des herrenlosen Pferdes, gab dem seinen die Sporen und gelangte bis nach Kanagawa. Dort verließen ihn seine Kräfte, denn er verlor viel Blut aus der Stichwunde, die ihm beigebracht worden war, und nur mit Mühe erreichte er noch das amerikanische Consulat, wo ihm die erste Pflege zu Theil wurde. Inzwischen setzte Madame Bourradeal allein die Flucht nach Yokohama fort. — Clark war in Kanagawa geblieben, um Marschall's Ankunft abzuwarten. — In Yokohama begegnete Frau Bourradeal Herrn Gower, einem Mitgliede der englischen Gesandtschaft, dem sie in kurzen Worten erzählte, was sich zugetragen habe. Herr Gower verbreitete die Schreckensnachricht im „Settlement“, und eine Viertelstunde später war auch schon die Straße nach Kanagawa mit mehr als hundert Reitern bedeckt, die den Leichnam des unglücklichen Lenox Richardson auffuchen und womöglich seinen Tod rächen wollten. Der Zug des Fürsten war nicht mehr zu erblicken; man fand die Stelle, wo Richardson gefallen, aber die Leiche selbst war verschwunden. Ein Kind zeigte den Suchenden jedoch den Platz, wohin man sie geworfen hatte: auf ein Reisfeld, einige Schritte vom Wege. Man schaffte den Leichnam nach Yokohama und constatirte dort in amtlicher Weise, daß „Lenox Richardson, englischer Unterthan, im Consular-district von Yokohama, auf der großen Landstraße, die von Yokohama nach Kawasaki führt, von Japanern, die mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren und deren Namen noch nicht ermittelt werden konnten, ermordet worden sei.“

Diesmal konnte die japanische Regierung nicht vorgeben, daß es ihr unmöglich sei, der Mörder habhaft zu werden. Der Daimio, auf dessen Befehl die vier Reiter angefallen worden waren, war eine mächtige und bekannte Persönlichkeit. Das Verfahren gegen ihn fand jedoch vor ausschließlich japanischen Behörden statt, und wenn schon die japanische Regierung dem

englischen Minister später die Mittheilung machte, daß der schuldige Daimio in die Verbannung geschickt worden und zwei seiner Leute die Todesstrafe erlitten hätten, so schweben doch noch immer Zweifel darüber, ob der Mord Lenox Richardson's wirklich gefühnt worden ist. Als Erklärung desselben wurde angeführt, daß es nach japanischen Gebräuchen ein schweres Verbrechen sei, die feierliche Ordnung eines fürstlichen Zuges zu stören. Die Diener des Daimio, welche die vier englischen Reiter angefallen, einen von ihnen getödtet und zwei verwundet haben, hätten die Tragweite ihrer Handlung gar nicht ermessen können, sondern wären der Meinung gewesen, daß sie eine ihrem Herrn zugefügte Beleidigung gerächt hätten.

Die Mitglieder des „Settlement“ hatten im Verlaufe weniger Jahre viele ihrer Landsleute ermorden sehen; sie richteten auch diesmal wieder die übliche Petition an die fremden Minister in Jeddo, um zu bitten, man möge energische Maßregeln zum Schutze ihres bedrohten Lebens ergreifen; darauf wohnen sie der Beerdigung von Lenox Richardson bei und gaben sich sodann wieder ihren alten Beschäftigungen und Zerstreuungen hin, dem Anschein nach unbekümmert darum, daß das Schicksal des unglücklichen Lenox Richardson auch sie jeden Tag erreichen konnte.

Die Ermordung der englischen Offiziere Major Baldwin und Lieutenant Bird in Kamakura im November 1864.

Das tragische Ereigniß, mit dem ich die Aufzählung der Ermordungen, die mir von meinem Aufenthalt in Japan her im Gedächtniß geblieben sind, schließen will, ereignete sich im Monat November 1864. Ich habe den Vorfall schon einmal erzählt und veröffentlicht,* und wenn schon den meisten meiner heutigen Leser die kleine Arbeit, welche aus dem Jahre 1871 datirt, unbekannt sein wird, so darf ich mir doch nicht gestatten, hier einfach zu wiederholen, was ich bereits vor zehn Jahren niedergeschrieben hatte. Ich werde deshalb den Inhalt meiner älteren Erzäh-

* „Erzählungen und Novellen aus Japan.“
Von K. Lindau. Berlin 1871.

lung kurz zusammenfassen, dieselbe an einigen Stellen ergänzen und nur das Bekenntniß des Mörders Schimidso Sedsch, welches besonders charakteristisch für die früheren Verhältnisse in Japan ist, mit einiger Ausführlichkeit wiedergeben.

Unter den Excursionen, welche die Mitglieder der Fremdenniederlassung von Yokohama zu meiner Zeit zu machen pflegten, war der große Auszug nach Inosima über Kanasawa, Kamakura und Daibuts der beliebteste. Es war ein langer Ritt, wenn man ihn in einem Tage machen wollte, und man brach dazu im Sommer schon mit dem Morgengrauen auf; im Winter gebrauchte man zu der Promenade gewöhnlich zwei Tage.

Die Tempelstadt Kamakura, auf der Halbinsel von Sagami gelegen, ist etwas mehr als drei deutsche Meilen von Yokohama entfernt. Der Weg dorthin führt zunächst durch eine große Ebene und überschreitet dann eine niedrige Hügelkette, welche das Thal von Yokohama von dem von Kanasawa trennt. Die Straße ist schlecht unterhalten und so schmal, daß an vielen Stellen zwei Pferde nicht neben einander gehen können. Von der Höhe der Hügel hat man eine selten schöne Aussicht über die japanische Landschaft: auf der einen Seite erblickt man das friedliche, von malerischen Hügeln eingeschlossene Thal von Yokohama; im Hintergrunde die dunklen Berge von Hakoni und hoch darüber den mächtigen Krater des Fusiyama. Auf der anderen Seite: die Ebene von Kanasawa und das azurblaue japanische Meer. — Kanasawa, ein wohlhabendes, reinliches Fischerdorf, in dem sich ein hübscher Tempel und der Palast des Fürsten von Fossokawa befindet, ist zwei Meilen von Yokohama entfernt. Die Fremden, welche Kamakura oder Inosima besuchen wollen, machen dort gewöhnlich in einem hübschen Theehause Halt, um den jungen Betto (Stallburschen), welche neben den Pferden herlaufen und in Kanasawa außer Athem angekommen sind, eine kurze Rast zu gönnen.

Kamakura ist eine alte, berühmte Stadt. Im zwölften Jahrhundert hatte dort der General Yoritomo seine Residenz aufgeschlagen. Er war ein siegreicher Feldherr und ein ehrgeiziger Mann und er-

warb für sich und seine Familie außerordentliche Privilegien, welche von seinen Nachfolgern befestigt und noch vergrößert wurden und schließlich zur Folge hatten, daß die Macht der Mikado ganz in die Hände ihrer Heerführer, der Taikune, überging.

Kamakura wurde im Mittelalter nach einer blutigen Schlacht, die dort geliefert worden war, zerstört. Es ist seitdem nicht wieder in der alten Pracht hergestellt worden; aber es bewahrt unverkennbare Spuren vergangener Herrlichkeit und Größe. — Die Straßen von Kamakura sind so breit wie die schönsten Straßen von Jeddo, einer Stadt, in der für leichte Circulation ebenso gut gesorgt ist wie in europäischen Großstädten. Die Brücken von Kamakura sind aus festen Steinen und haben der Zerstörung und der Zeit widerstanden. Die Tempel gehören zu den größten von Japan, und nirgends im Lande findet man schönere Bäume als die hundertjährigen Baumriesen, die den Tempelhain von Kamakura schmücken und in deren Schatten müßiggängerische Mönche einherwandeln. Unter den Tempeln befindet sich einer, der jährlich Tausende von Pilgern aus allen Theilen des Reiches heranzieht: der hochheilige Tempel des Kriegsgottes Hadzima.

Der „Daibuts“ liegt eine Stunde von Kamakura, halbwegs zwischen dieser Stadt und Inosima. Man bezeichnet mit diesem Namen eine fünfzig Fuß hohe Bronzestatue, welche einen sitzenden Buddha darstellt. Sie ist viele hundert Jahre alt und von überraschender Schönheit. Der unbekannte Künstler, dem man sie verdankt, hat der Gottheit einen wahrhaft imposanten Ausdruck milder erhabener Ruhe gegeben.

Inosima ist eine Insel, die einen Umfang von etwa zwei Kilometern hat und sich dreihundert Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt. Eine schmale Landzunge, so niedrig, daß sie bei Springfluthen nicht selten ganz überschwemmt wird, verbindet Inosima mit dem Festlande. Die hübsche Insel ist regelmäßig kuppelförmig gewölbt und mit Bäumen und Tempeln von oben bis unten dicht bedeckt. Von Weitem sieht man nur die grünen blühenden Bäume: so gleicht Inosima einem kolossalen Blumenstrauß.

— Die Tempel von Inosima werden ebenfalls sehr heilig gehalten. Man feiert dort alljährlich mehrere große Feste (Madzuri) und verkauft während des ganzen Jahres Götzenbilder, Rosenkränze, Medaillen, Korallen, Seesterne, getrocknete kleine fliegende Fische von ganz eigenthümlicher Form etc. Diese Talismane sollen die Kraft besitzen, bestimmte Krankheiten zu heilen und Unheil der verschiedensten Art von den Häuptern ihrer gläubigen Besitzer abzumenden.

Die Promenade nach Inosima bietet sonach so ziemlich Alles, was ein Reisender während eines Spazierrittes in der Umgegend von Yokohama zu finden wünschen darf. — Er sieht ein herrliches Land, eine alte schöne Stadt, berühmte Tempel, ein Wunder der japanischen Kunst und eine sonderbare Insel, die in ihrer Formation und mit ihrer Bekleidung von Bäumen und Tempeln für ein Spielzeug des großen, in Kamakura gefeierten Hadzima gehalten werden kann. Man sagt deshalb auch allen Fremden, die aus China, Amerika oder Europa in Yokohama zum Besuch ankommen: „Sie müssen vor allen Dingen den Ritt nach Inosima machen.“

Ich hatte im Jahre 1864 in Yokohama einen Gast, der seitdem gestorben ist: einen jungen französischen Edelmann, Namens Albert de B. Er war aus vornehmer Familie und hatte volles Anrecht auf den Titel eines Marquis. Er zählte damals sechsundzwanzig Jahre; aber er hatte in seinem jungen Leben schon viele bittere Erfahrungen gemacht und war nach Japan gekommen, um, wie er sich ausdrückte: „recht weit von Paris zu sein.“ Ich war mit Verwandten und Freunden von ihm bekannt und hatte ihn, wie der Gebrauch in der Fremdenniederlassung von Yokohama es erheischte, in meinem Hause aufgenommen. Ich bemerkte kaum, daß er dort wohnte. Er pflegte während des ganzen Tages zu schlafen und sich erst aus dem Bette zu erheben, wenn wir uns gegen sieben Uhr Abends zu Tisch setzten. Dann erschien er in unserer Mitte mit bleichem, müdem Gesicht; aber er theilte sich nur wenig an der Unterhaltung und entfernte sich gewöhnlich bald nach dem Essen, um am Meere spazieren zu gehen oder um sich wieder auf sein Zimmer

zurückzuziehen, wo er dann die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen Thee trank, Cigaretten rauchte und Romane las.

Ich fühlte die Verpflichtung, den anspruchslosen, traurigen Menschen zu zerstreuen, und es gelang mir, ihn mit Wirgman in Verbindung zu setzen, der ihm zu Liebe mehrere Wochen lang ebenfalls während des ganzen Tages schlief und sodann den größten Theil der Nacht mit ihm durchwachte.

Eines Tages zeigte mir Albert de B. an, er beabsichtige, mit Wirgman nach Inosima zu reiten. Sie seien jedoch Beide übereingekommen, sich dabei nicht zu ermüden oder zu übereilen, und sie würden deshalb wohl eine Woche lang von Yokohama abwesend bleiben. Sie wollten in Kanajawa, Kamakura und Inosima übernachten und dann auf einem Umwege über Fufisawa, eine kleine Stadt am Takaido, nach Yokohama zurückkehren.

Wir standen im Monat November; aber das Wetter war noch milde, und ich freute mich, meinen stillen Gast irgend etwas vornehmen zu sehen, wovon er sich Zerstreuung und Vergnügen zu versprechen schien. Wirgman erschien als der beste Begleiter, den ich de B. mit auf den Weg geben konnte: er war mit den japanischen Verhältnissen vertraut, hatte Kamakura und den Daibutsu ein dutzendmal gezeichnet und kannte alle Gastwirthe auf der Straße nach Kanajawa und Inosima; die Gunst endlich, in der er bei den Eingeborenen stand, bürgte mir dafür, daß er überall, wo er sich vorstellte, gute Aufnahme finden würde.

Wenige Tage, nachdem Wirgman und de B. nach Inosima aufgebrochen waren, hatten sich mehrere meiner Bekannten, darunter auch Herr v. Brandt, damals preussischer Consul in Japan, in meinem Hause in Yokohama versammelt. Im Laufe der Unterhaltung erzählte ich, daß Wirgman und de B. am Tage vorher in Kamakura gesehen worden waren.

Es mochte gegen zwei Uhr Morgens sein. Meine Gesellschaft hatte mich seit einer Stunde verlassen, und ich war soeben eingeschlafen, als ich von meinem Diener geweckt wurde. Er sagte mir, daß japanische Beamte im Hause seien,

die mich zu sprechen wünschten: man habe zwei Fremde ermordet.

Ich stand sogleich auf und begab mich zu den Offizieren, die das, was ich erfahren hatte, einfach mit dem Zusatz bekräftigten, das Verbrechen sei zwischen Kamakura und dem Daibuts verübt worden. Die Namen der Ermordeten konnten sie mir nicht angeben. Die Nachricht von dem Vorfall war vor einer halben Stunde erst nach Yokohama gelangt, und der Gouverneur hatte sich zur Pflicht gemacht, die Kunde sofort zu verbreiten. Ich zog mich darauf an und ging nach dem Custom-House. Dort war Alles hell erleuchtet, und ich wurde ohne Verzug in das kleine Audienzzimmer geführt, in dem ich den Colonel Brown, Commandanten des zwanzigsten englischen Infanterieregiments, das zur Zeit in Yokohama stationirt war, und Herrn Lachlan Fletcher, einen der Secretäre der englischen Legation, antraf.

Aber der Gouverneur konnte mir auch nichts Beruhigendes sagen. Ich erfuhr von ihm nur, daß die Leichen der Ermordeten noch auf der Stelle lägen, wo man sie aufgefunden habe: auf halbem Wege zwischen Kamakura und dem Daibuts.

Ich war in großer Sorge um Wirgman und de B. und beschloß, nach Kamakura zu reiten, um mir über ihr Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Ich eilte nach Hause, wo ich meinen Pony gesattelt und meinen Betto, der in vielen Wettrennen Preise als Schnell- und Dauerläufer davongetragen hatte, für die anstrengende Excursion ausgerüstet fand. Obgleich es empfindlich kalt war, so hatte er sich doch aller Kleidungsstücke entledigt und diese hinter dem Sattel meines Pferdes befestigt. Er trug nur um Hüften und Lenden eine schmale Schärpe, in der ein kurzes, dolchartiges Schwert steckte. In der Hand hielt er eine Laterne.

Vor der Thür meines Hauses wurde ich, als ich schon im Sattel saß, von meinem Nachbar, dem bereits genannten Herrn v. Brandt, angehalten. Er theilte meine Unruhe über das Schicksal Wirgman's und de B.'s und bat mich, zehn Minuten auf ihn zu warten, da er mich nach Kamakura zu begleiten wünsche.

Ich hatte bis jetzt keine Zeit verloren; aber die Meldung der japanischen Beamten, mein Besuch beim Gouverneur und die Vorbereitungen zur Abreise hatten doch geraume Zeit in Anspruch genommen, und als Brandt unmittelbar hinter Yokohama, wo wir eine Brücke im Schritt zu passiren hatten, nach der Uhr sah, war es halb vier Uhr Morgens. — Gegen fünf Uhr passirten wir Kanasawa, wo noch Alles in tiefem Schläfe lag, und mit dem ersten Morgengrauen langten wir in Kamakura an. Vor dem großen Theehause daselbst saßen mehrere japanische Offiziere, die auf unsere Fragen antworteten, daß die Leichen am Ende der großen Tempelallee lägen, dort, wo der Weg nach dem Daibuts plötzlich rechts abbiegt. Wir fanden sie dort neben einander gelegt und in üblicher Weise mit einer alten Matte bedeckt. Als ich dieselbe zurückzog, erblickten wir zwei verstümmelte menschliche Körper. Sie lagen auf dem Rücken, die Arme und Beine weit ausgespreizt. Wir erkannten in den Ermordeten zwei englische Offiziere, den Major Baldwin und den Lieutenant Bird, die erst vor Kurzem in Yokohama angekommen waren und die ich wenige Tage vorher beim englischen Minister Sir Rutherford Alcock kennen gelernt hatte.

Die Beerdigung der beiden Unglücklichen fand zwei Tage später in Yokohama statt. Die fremde Gemeinde, das zwanzigste englische Regiment und die höheren japanischen Beamten von Yokohama begleiteten die Leichen nach dem Friedhofe. Sir Rutherford Alcock gelobte angesichts der offenen Gruft, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um den schändlichen Mord zu rächen.

* * *

Ungefähr vier Wochen nach dem Begräbniß von Baldwin und Bird verbreitete sich in Yokohama die Nachricht, daß einer der Mörder der englischen Offiziere verhaftet worden sei. Dies Gerücht wurde bald darauf durch offizielle Bekanntmachungen des englischen Consuls Winchester bestätigt. Der Name des Gefangenen, Schimidso Sedshi, wurde darin genannt und die baldige Veröffentlichung

seines Verhörs, Geständnisses und seines Urtheils angekündigt. Wenige Tage später brachten die Zeitungen von Yokohama die versprochenen Documente.

Man erfuhr aus denselben, daß Sedschî in einem der berühmtesten Theehäuser von Sinagawa, einer Vorstadt von Jeddo, verhaftet worden war, wo er sich in trunkenem Zustande durch aufrührerische Reden verdächtig gemacht hatte. In seinem Verhör hatte er zunächst auf die gewöhnlichen Fragen: woher er komme, wovon er lebe, was er treibe, keinen klaren Bescheid geben wollen; als der Untersuchungsrichter aber gedroht, die Tortur anzuwenden, um Sedschî zu der gebührenden Achtung vor der Gerechtigkeit, das heißt zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen, hatte der Verbrecher ein Geständniß abgelegt und unterschrieben, das bald darauf in Jeddo und in Yokohama in japanischer und englischer Sprache veröffentlicht wurde und, wie folgt, lautete:

„Ich heiße Schimidso Sedschî; ich stamme aus Awomori; ich bin fünfundzwanzig Jahre alt. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht mehr. Sie verließ meinen Vater, als ich kaum drei Jahre alt war, und zog sich in ihre Familie zurück. Ich wurde durch die zweite Frau meines Vaters erzogen. Mein Vater stand damals im Dienste des Fürsten von Awomori und bekleidete eine hohe Stellung. Eines Tages gerieth er mit einem nahen Verwandten seines Herrn in einen heftigen Streit, infolge dessen er seine Stellung verlor und aus Awomori verbannt wurde.

„Als Ronin (Heimathlose) zogen wir nach einer kleinen Stadt der Provinz Sendai. Meine Stiefmutter begleitete uns nicht. Mein Vater hatte vorausgesehen, daß wir in ärmlichen Verhältnissen leben würden, und deshalb angeordnet, daß seine Frau, die an Wohlleben gewöhnt war, zu ihren Verwandten zurückkehre. Sie schrieb ihm regelmäßig und schickte ihm auch von Zeit zu Zeit etwas Geld; aber sie konnte nicht viel für den Abwesenden und in Ungnade Gefallenen thun. Unsere Lage wurde bald eine sehr drückende. Mein Vater verkaufte nach und nach seine Waffen und überflüssigen Kleidungsstücke und behielt zuletzt nur noch zwei Schwerter, von denen er sich

nicht trennen wollte, da sie nach seinem Tode in meine Hände gelangen sollten. Sorgen und Entbehrungen warfen ihn endlich auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Vor seinem Tode gab er mir die beiden Schwerter und erinnerte mich daran, daß ich aus einer guten Familie stamme und daß ich mich bemühen müsse, unserem Namen seinen alten Glanz wiederzugeben.

„Ich war im Waffenhandwerk unterwiesen worden. Nach dem Begräbniß meines Vaters verließ ich Sendai und bot meine Dienste verschiedenen Prinzen an; aber ich konnte keinen Herrn finden und mußte Ronin bleiben. Ueberall hörte ich, daß Japan verarme, daß sein alter Ruhm vergehe, weil Fremdlinge als Herren des Reiches hausten und die Schätze des Landes auf ihren großen Schiffen fortzuschleppten. Die Fürsten waren genöthigt, Anleihen zu machen und Grundbesitz zu verpfänden, um in der Lage zu sein, standesgemäß zu leben; sie konnten nicht daran denken, die Anzahl ihrer Beamten und Soldaten zu vergrößern.

„Ich erfuhr, daß sich im Süden von Japan, im Reiche des Fürsten von Nagato, ein Aufstand gegen die Fremden vorbereite und daß es mir dort leicht werden würde, Beschäftigung zu finden. Ich durchwanderte ganz Japan, um mich an dem Kampfe zu betheiligen; ich litt von Hunger und Kälte während der beschwerlichen langen Reise. Als ich endlich in Simonoseki anlangte, sagte man mir, daß die Patrioten geschlagen seien und daß man den Fürsten von Nagato, den Taikun und sogar den Mikado gezwungen habe, entehrende Verträge mit den fremden Siegern abzuschließen.

„Darauf ging ich mit einigen anderen Ronin nach Jeddo zurück, vergrub meine Waffen vor der Stadt und suchte Beschäftigung als gemeiner Tagelöhner.

„Eines Tages erhielt ich von einem Kaufmann, der mich seit einiger Zeit beschäftigte, den Auftrag, ein Packet nach Yokohama zu tragen. Was ich in dieser Stadt sah, erfüllte mich mit Verwunderung. Niemand zollte den Beamten und Offizieren dort die geringste Achtung; Kaufleute und Handwerker trabten zu Pferde durch die Straßen, als wären sie

geborene Edelleute. — Im Theater, wo ich am Abend eine Stunde zubrachte, sah ich die Fremdlinge auf den ersten Plätzen. Sie lachten und unterhielten sich mit lauter Stimme, sie kamen und gingen, ohne sich um die Vorstellung und um die Zuschauer zu kümmern. Die Japaner von Yokohama waren dermaßen an dies beleidigende Benehmen gewöhnt, daß sie desselben gar nicht zu achten schienen. Ich verließ das Theater in großer Aufregung; wäre ich bewaffnet gewesen, so hätte ich mir Achtung zu verschaffen gewußt.

„Ein Diener des Hauses, in dem ich abgestiegen war, fragte mich, ob ich einen der Paläste der ‚Todjin‘ besuchen wollte. Ich willigte ein, und er führte mich in die Wohnung eines Kaufmanns.

„Das Haus des Fremden war mit außerordentlicher Pracht eingerichtet. Statt der Matten, mit denen sich jeder Japaner begnügt, lagen kostbare Teppiche auf dem Boden; an den Wänden hingen Bilder und Zeichnungen; die Zimmer waren mit Stühlen und Bänken gefüllt, und wo man hinjah, erblickte man werthvolle Gegenstände: Uhren, Bücher, Vasen, Ferngläser, Waffen. In einer der Stuben befand sich eine junge, schöne Japanerin. Sie war reich geschmückt, als wäre sie die Frau eines hohen Beamten; sie grüßte freundlich lächelnd und schien ihre Schmach nicht zu fühlen. Als ich am Abend nach Jeddo zurückkehrte, dachte ich an Alles, was ich gesehen hatte, und an mein eigenes Elend.

„Einige Tage später traf ich in einem Theehause von Sinagawa mit einem jungen Edelmann zusammen. Er war ebenfalls in Yokohama gewesen und erzählte von dem Uebermuth und der Macht der Fremden. Ich sagte, daß ich mich stark genug fühle, einen jeden ‚Todjin‘, der mir in den Weg käme, zu tödten. Wir unterhielten uns darauf über den Zustand von Japan, und ich gab mich als einen Bonin zu erkennen. Darauf schwuren wir uns Freundschaft, unterzeichneten einen Vertrag ‚bis zum Tode‘ und beschloßen, nach Yokohama zu ziehen und dort Fremde zu tödten.

„Mein Freund war ebenfalls ein Bonin und so arm wie ich. Wir mußten Mittel finden, wie Edelleute zu leben. Wir

gingen deshalb eines Abends in das Haus eines Mannes, von dem wir wußten, daß er reich sei, und forderten ihn auf, uns Geld zu geben. Wir waren vermunnt, wir waren bewaffnet und zum Aeußersten entschlossen. Der Mann flehte, wir möchten uns mit hundertfünfzig Rios begnügen (ungefähr dreihundert Thalern), da er am folgenden Tage eine große Schuld zu bezahlen habe. Wir nahmen diese Summe, und er versicherte uns seiner Dankbarkeit und schwur, daß er des Ueberfalles zu Niemand erwähnen und uns nicht verfolgen würde. Darauf verschaffte ich mir meinem Stande angemessene Kleider, grub meine Schwerter aus und begab mich mit meinem Genossen nach Yokohama. Aber die Stadt war streng bewacht; und da wir keine Pässe hatten, wurden wir an allen Thoren und Brücken von den japanischen Wachen zurückgewiesen.

„Wir hielten uns mehrere Wochen in der Umgegend von Yokohama auf. Wir trafen häufig Fremde an; sie zeigten sich jedoch gewöhnlich nur in zahlreicher Gesellschaft, bewaffnet und auf ihrer Hut.

„Darauf gingen wir nach Kamakura, um im großen Hadzima-Tempel unsere Andacht zu verrichten. Auf dem Wege nach Kamakura und in der heiligen Stadt selbst sahen wir wieder viele Fremde; aber es gelang uns noch immer nicht, uns ihnen zu nähern. Am Nachmittage endlich, da wir auf der Mauer umherstreiften, erblickten wir zwei Reiter, die auf dem engen Wege vom Daibuts langsam nach Kamakura geritten kamen. Wir waren Beide entschlossen, sie zu tödten, und wir erschlugen sie, als sie an uns vorbeireiten wollten. — Dies ist wahrlich Alles, was ich zu sagen habe.“

Sedschi wollte anfänglich den Namen seines Helfershelfers nicht nennen. Als der Richter darauf wieder mit der Folter drohte, fügte Sedschi hinzu, daß sein Freund sich Tze-siro genannt und vorgegeben habe, aus der Provinz Owari gebürtig zu sein.

Das Urtheil der japanischen Behörden über Shimidso Sedschi wurde in den Straßen von Yokohama öffentlich ausgerufen und angeschlagen. Es lautete dahin, daß Shimidso an einem bestimmten Tage nach Yokohama gebracht und,

nachdem er zu Pferde durch alle Hauptstraßen der Stadt umhergeführt, auf dem öffentlichen Richtplatze durch das Schwert enthauptet werden solle.

* *

Die Haltung Sedschis während des peinlichen Rittes durch Yokohama und unmittelbar vor seinem Tode zeugte von jener vollkommenen Ruhe, welche die Asiaten und namentlich die Japaner angesichts des unvermeidlichen Todes zu bewahren wissen.

Sedschi saß, als er durch Yokohama geführt wurde, auf einem zwei Fuß hohen Sitze, der an Stelle des Sattels auf der Kruppe eines Pferdes angebracht war. Er konnte von allen Seiten deutlich gesehen werden und nach allen Seiten hinblicken. Er war sauber gekleidet und hatte sein Haupthaar mit großer Sorgfalt geordnet. Er war blaß, von jener eigenthümlich grünlichen Blässe seiner dunklen Rasse, und er schien abgemagert; — aber keine Spur von Furcht oder Erregung war auf seinem scharfgezeichneten, grausamen Gesicht zu lesen. Er kauerte in ungezwungener Haltung auf dem breiten Sattel und wandte sich langsam bald nach dieser, bald nach jener Seite, um die wogende Menge, die ihn umgab, zu mustern.

Von Zeit zu Zeit öffnete er den Mund und sang, die Augen starr in die Ferne gerichtet, mit hoher, lauter Stimme. Der Ausdruck seines Gesichtes blieb dabei unverändert ruhig; der Mund allein mit den geraden schmalen Lippen bewegte sich, während die langgezogenen, klagenden Töne hell und klar die Luft durchzogen.

„Ich heiße Schimidso Sedschis, ich bin ein Ronin, und ich sterbe, weil ich Fremdlinge getödtet habe.“

„Heute Abend fällt mein Haupt, und morgen wird es auf dem Marktplatze von Yokohama ausgestellt sein. Die Fremden werden dann ein Antlitz schauen, das bis zum Tode Furcht vor ihnen nicht gekannt.“

„Es ist ein bitterer Tag für Japan, da ein Edelmann sterben muß, weil er einen Fremdling erschlagen.“

„Starke Muthes würde ich wie ein Edelmann zu sterben gewußt haben. Aber

die Gnade des Herrschers von Japan hat mich den Feinden des Vaterlandes überlassen, und der Tod eines gemeinen Verbrechers erwartet mich.“

„Männer von Yokohama, die ihr mich hört, erzählt den Patrioten von Japan, daß der Ronin Schimidso Sedschis angesichts des Todes nicht gezittert hat.“

Auf dem Richtplatze angelangt, sprang Schimidso elastisch zu Boden, und den Kopf zurückwerfend, schöpfte er einige Male tief Athem. Dann blickte er mehrere Secunden lang, wie in einem stillen Gebete versunken, in die Sonne, und darauf ging er schnellen, festen Schrittes dem Platze zu, wo ihn der Henker erwartete. Ein kaltes Lächeln, ein Lächeln des Hohns und der Verzweiflung, kräuselte seine schmalen Lippen. Als er an der offenen Grube angelangt war, vor der er knien und in die sein Haupt fallen sollte, wechselte er einige Worte mit dem Scharfrichter. Er schien sich zu unterrichten, in welcher Weise die Execution vor sich gehen werde. — Man hatte ihm gestattet, mit unverbundenen Augen zu sterben, und er ließ sich nun langsam, ohne zu zittern, auf den Knien nieder. Darauf machte er eine kurze starke Bewegung mit den Schultern, so daß das weite Gewand, welches bis dahin den unteren Theil seines Nackens noch bedeckt hatte, herabfiel und Hals und Schultern sich nackt zeigten.

„Ist Alles fertig?“ fragte Schimidso den Scharfrichter; und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten hatte, fügte er hinzu: „So gieße heißes Wasser über dein Schwert, damit es gut schneide, und habe wohl Acht, mich mit einem Hieb umzubringen. Ich will jetzt mein Sterbelied singen; und wenn ich mich zu dir wende und sage: ‚Gut!‘ (yoroschi), so will ich gleich darauf meinen Hals vorrecken und bewegungslos bleiben, so daß du ruhig zielen und schlagen kannst.“ — Er verzerrte darauf sein Gesicht in schauerlicher Weise, wie man dies auf japanischen Bildern sehen kann, die den Tod von Helden oder Halbgöttern darstellen, — und sang mit lauter Stimme, aus voller Brust, so daß es weit über den stillen Richtplatz klang: — „Jetzt stirbt Schimidso Sedschis, der Heimathlose; er stirbt ohne Reue, denn einen Barbaren getödtet zu

haben, gereicht dem japanischen Patrioten zur Ehre.“ — Darauf wandte er sich mit noch immer verzerrtem Antlitz nach dem Scharfrichter, blickte ihn einige Secunden starr an und rief mit klarer Stimme: „Yoroschi!“ Und den Hals weit hervorstreckend, dem Raben gleich, der sich zum Fluge erhebt, die Zähne fest zusammengepreßt, empfing er regungslos den Todesstreich.

In den „Illustrated London News“ von 1865 kann derjenige, der sich für Shimidso interessiren sollte, mehrere Zeichnungen von Wirgman finden, welche die Ermordung Baldwin's und Bird's, den Ritt des Mörders durch Yokohama und seine Hinrichtung darstellen.

Der zweite Mörder der englischen Offiziere wurde einige Monate später entdeckt. Die von Shimidso Sedshi über ihn gegebene Auskunft erwies sich als falsch. Sedshi war nicht zum Verräther an seinem Genossen geworden. Dieser nannte sich Mamiya Hadsime, war neunzehn Jahre alt und stammte aus Satzuma. Er besaß nicht die Kraft und Ruhe Sedshi's. Die Gefängnißwärter hatten dies erkannt und ihm, einem japanischen Gebräuche gemäß, kurz vor der Hinrichtung ein stark berauschendes Getränk eingegeben. Zwei Henkersknechte, mit denen er sich mit einem blöden Lächeln und lallender Zunge zu unterhalten ver-

suchte, schleppten ihn zum Richtplatze. Als er den Scharfrichter erblickte, lagerte sich ein Ausdruck kläglicher Angst auf seinem Gesichte, und er machte einen ohnmächtigen Versuch, sich von den Knechten loszureißen. Aber diese zogen ihn ungestüm vorwärts und warfen ihn zu Boden, und einem hilflosen Thiere auf der Schlachtbank gleich empfing er den Todesstreich.

Nach dem Tode von Baldwin und Bird und der Hinrichtung ihrer Mörder verlautete bis zum Jahre 1869 nichts mehr von unprovocirten Angriffen bewaffneter japanischer Lonin auf Mitglieder der Fremdenmiederlassung. — Der Bürgerkrieg wüthete in Japan. Die Lonin hatten sich in die Lager der Aufständischen geworfen und bekämpften den Taikun. Ihre wilde Kampflust fand auf diese Weise Befriedigung, und die „Todjin“ hatten nicht mehr darunter zu leiden. Das Leben in Yokohama wurde ein beinahe harmloses und friedfertiges, und als ich Japan im Jahre 1869 verließ, fühlte man sich dort so sicher, daß die alte Gewohnheit der Fremden, niemals unbewaffnet auszugehen, verschwunden war und die Neuangekommenen mit Verwunderung von den Mordthaten erzählen hörten, die während der Jahre 1859 bis 1865 das Leben in Yokohama zu einem gefährlichen und abenteuerlichen gemacht hatten.





Nordseelust und Nordseehospize.

Von

Prof. Dr. F. W. Bencke.



In seinen „Reden und Aufsätzen“ (Tübingen 1875), S. 360, schreibt Rümelin: „Von hundert Geborenen werden in Mitteleuropa dermalen nur achtzehn Menschen siebzig und nur elf fünfundsiebzig Jahre alt. Die Actien der Menschheit haben also ungefähr den (gegenwärtigen) Cours der spanischen Papiere, und der Historiker wie der Statistiker haben alle Ursache, zu glauben, daß ein höherer Cours in keinem früheren Zeitalter und Volke in weiterem Kreise erreicht worden ist.“

Der Mediciner wird sich voraussichtlich vergeblich bemühen, die Zahl der Langlebigen in irgend erheblichem Maße zu erhöhen, und im Allgemeinen dürfte es kein Unglück sein, daß dem so ist. Denn in der größten Mehrzahl der Fälle ist die menschliche Maschine nach siebzig- bis achtzigjähriger ununterbrochener Thätigkeit so abgenutzt, daß der Werth ihrer Leistungen nicht mehr allzu hoch veranschlagt werden kann. Nur wenige glückliche Naturen bewahren auch noch im höheren Alter eine Frische und Leistungsfähigkeit, welche ihnen selbst und Anderen das Leben werthvoll erscheinen und zur Freude reichen läßt.

Aber eine andere Frage ist es, wie die Papiere in den früheren Lebensdecennien stehen und ob die Erhöhung ihres Courses in diesen nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt; ob es mit anderen Worten nicht ge-

lingen kann, eine größere Anzahl von Leben bis zu einer höheren Anzahl von Lebensjahren hinzuführen und die Summe der zeitweilig vorhandenen gesammten menschlichen Arbeitskraft zu vermehren?

Von 10 000 Lebendgeborenen beiderlei Geschlechts lebten im preussischen Staate in den sechs Jahren 1859 bis 1864 am Schluß des fünften Lebensjahres nur noch 6723; am Schluß des neunten Lebensjahres nur noch 6392; des vierzehnten Lebensjahres: 6237; des neunzehnten: 6075; des neunundzwanzigsten: 5626; des neununddreißigsten: 5069; des neunundvierzigsten: 4382. Es sind dies relativ noch sehr günstige Zahlen. Aber sie sagen uns doch, daß die Hälfte der Geborenen bis zum vierzigsten Lebensjahre schon wieder aus dem Leben geschieden ist, ja daß von hundert Lebendgeborenen im zwanzigsten Lebensjahre nur etwa noch sechzig existiren. — Dem gegenüber ist allerdings die Frage berechtigt, ob solcher Verlust an Menschenleben und Arbeitskraft durch ein unwandelbares Naturgesetz bedingt ist und ob Kunst und Wissenschaft keine Mittel kennen, dem Verluste zu wehren!

Das Heer der Feinde, welches das menschliche Leben von der Wiege bis zur Bahre umlagert, ist verschiedenartig zusammengesetzt. Die medicinische Statistik unterscheidet in ihm ziemlich allgemein fünf Abtheilungen: drei größere und zwei kleinere. Die Stärke dieser Corps, um

das Bild beizubehalten, variirt in einzelnen Ländern beträchtlich. Für die Mehrzahl der Länder fehlt es noch an der genauen Kenntniß derselben. Um aber einen annähernden Begriff von diesen Verhältnissen zu bekommen, mag uns die gut geführte Sterblichkeitsstatistik der Stadt New-York ein Beispiel liefern. In dieser Stadt mit allerdings sehr hoher Kindersterblichkeit gingen in den Jahren 1866 bis 1874 von je hundert Gestorbenen zu Grunde:

an sogen. Infectionskrankheiten (Seuchen u.)	31,7
„ constitutionellen Krankheiten	22,4
„ sogen. örtlichen Krankheiten	35,5
„ Entwicklungskrankheiten, im Wochenbett und an Alterschwäche	6,4
durch Unglücksfälle aller Art	3,9
	99,9

Zu den Infectionskrankheiten zählt man insonderheit die sich epidemisch verbreitenden Krankheiten, wie die Blattern, die Masern, den Scharlach, die Diphtheritis, den Stiekhusten, den Typhus, die Ruhr, die Cholera u. s. w. Zu den constitutionellen Krankheiten gehören die scrophulösen Krankheitsformen, die Schwinduchten, die Krebskrankheiten, die Gicht, die Bluterkrankheit u. s. w. Als örtliche Krankheiten bezeichnet man diejenigen, welche vorzugsweise ein einzelnes Organ befallen, wie die Lungenentzündung, die Gehirn-erweichung, die Unterleibsentzündung, das Beingeschwür, die Nierenentzündung u. s. w. Aber ein großer Theil dieses Corps wird nur von Mannschaften des zweiten Corps, den constitutionellen Krankheiten, gebildet. Er trägt nur besondere Uniformabzeichen. Und zählen wir diesen Theil dem letzteren, wie es geboten ist, zu, so erreicht jenes zweite Corps eine die übrigen entschieden überragende Stärke.

Diese Feinde bedrohen seit jeher und heute noch das menschliche Leben, und welche Masse von Opfern sie zum großen Theil schon in frühen Lebensjahren fordern, geht aus den obigen Zahlen hervor. — Aber wie es scheint, beginnt die Wissenschaft und das rastlose Streben ihrer Vertreter ihre Macht in etwas zu brechen. Könnte man die heutigen Tages von je 10 000 Lebendgeborenen in summa durchlebten Jahre genau mit der Anzahl der vor zwanzig bis dreißig Jahren von ebenfalls je 10 000 Lebendgeborenen durchlebten

Jahre vergleichen, so würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein für die ersteren sehr günstiges Resultat ergeben. — Wie viel kindliche Leben durch die richtigere Ernährung derselben, durch die vortrefflichen städtischen Ruhmilsanstalten u. s. w. erhalten werden, wie viel andere kindliche Leben durch die verdienstvollen Werke der öffentlichen Gesundheitspflege in Schule und Haus vor Krankheit bewahrt bleiben, läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Aber die Thatfache unterliegt kaum einem Zweifel. Durch die verständnißvollere ärztliche Behandlung des Typhus und die Vernichtung seiner Entstehungsherde ist die Zahl der von ihm geraubten Opfer zweifellos herabgesetzt. — Durch die großartigen Fortschritte der Chirurgie und die antiseptische Wundbehandlung, durch die Uebertragung der Principien der letzteren auf das Gebiet der Geburtshülfe werden heutigen Tages Tausende von Leben verlängert, welche noch vor zwanzig Jahren vielleicht rasch geknickt wären. Mit Recht darf sich die Medicin der beiden letzten Jahrzehnte dieser Fortschritte rühmen, und je weiter die Lehren der öffentlichen Gesundheitspflege in Haus und Schule, Werkstatt und Lazareth vordringen, je mehr die Begriffe einer rationellen Diätetik zum Allgemeingut der Aerzte werden, um so größer noch werden diese Fortschritte werden. — Und wie viel Elend und Krankheit würde verhütet werden, wenn jener Grad von sittlicher Tüchtigkeit erreicht wäre, welcher als das höchste Ziel der Edelsten der Nationen ersehnt und erstrebt wird, einer Sittlichkeit, die das Leben des Einzelnen verschönt und die Kraft der Nationen um ein Ungeheures stärkt! In dieser Beziehung ist es nur zu wahr, daß ein Jeder nicht nur seines Glückes, sondern vor Allem auch seiner Gesundheit Schmied ist.

Aber an ein Gebiet jener feindlichen Mächte reichen all' diese Fortschritte der Wissenschaft, alle die segensreichen prophylaktischen Maßnahmen und auch die, so Gott will, zunehmende sittliche Tüchtigkeit der Gesamtheit kaum oder gar nicht heran. Dies ist das Gebiet der constitutionellen Krankheiten. Hier ist die Kunst relativ noch am machtlosesten, und wenn hundertfach der Chirurg das schließliche ungünstige Resultat oder die Nutz-

losigkeit eines operativen Eingriffs beklagt, wenn hundertfach die besten hygienischen Maßnahmen und Verhältnisse die Besserung der Schwächlinge vermissen lassen, in der nicht verstandenen oder nicht beachteten oder auch in der irreparablen Beschaffenheit der Constitutionen liegt der Grund dafür.

Doch auch hier beginnt es zu tagen. — Nur derjenige steht hoffnungslos den genannten Feinden gegenüber, der die deutsche Sprache der Natur nicht versteht oder nicht verstehen will. Gewiß liegt es nicht in der Macht des Arztes, eine große Lunge klein oder ein enges Arterienrohr weit zu machen. Was sich als trauriges Erbtheil von Generation zu Generation fortpflanzt, läßt sich nur langsam und unter dem Einfluß günstiger Eheschließungen in den folgenden Generationen ausgleichen. Aber der Arzt vermag durch verschiedene, wohlbedachte Maßnahmen zu corrigiren, was einer auf solchen anatomischen Fehlern beruhenden Constitution an Verkehrtheiten der Lebenserscheinungen, das heißt Krankheitsercheinungen, entspringt, und nach dieser Richtung hin mehr und mehr ihre Arbeit concentrirend, wird die medicinische Wissenschaft, wenn nicht Alles trägt, schon in nicht ferner Zeit neue Triumphe feiern.

Ganz im Allgemeinen gesprochen, kann man zwei durchaus verschiedene Arten von kranken Constitutionen von einander unterscheiden. Bei der einen Gruppe ist die ganze menschliche Maschine in Folge der relativen Größenverhältnisse oder der anderweitigen Beschaffenheit ihrer einzelnen Theile derart zusammengesetzt, daß das gesammte Arbeitsergebnis derselben hinter der normalen Größe zurückbleibt. Das sind die schwächlichen Constitutionen; und bei ihnen entwickeln sich die verschiedenen scrophulösen Leiden, die Lungenschwindsuchten u. s. w. Allgemeine Leistungsunfähigkeit und große Reizbarkeit sind die begleitenden Erscheinungen dieser Leiden. Die andere Gruppe bilden entgegengekehrt die Constitutionen, deren gesammter Organencomplex vermöge der relativen Größenverhältnisse oder anderweitiger Beschaffenheit der einzelnen Organe mehr zu leisten vermag, als die gesunde Körperbeschaffenheit fordert, selbstverständlich vorausgesetzt, daß einer solchen

Constitution auch das für die Mehrleistung erforderliche Nahrungsmaterial zugeführt wird. Das sind die sogenannten robusten, vollblütigen oder starken Constitutionen; und bei ihnen entwickeln sich die Fettsuchten, die echten gichtischen Erscheinungen, die bösartigen Neubildungen, wie Krebs u. a.

Nun ist es auch wohl dem Laien klar, daß beide dieser Gruppen kranker Constitutionen eine ganz verschiedene Behandlung erfordern müssen. Dort wird man mit allen nur möglichen Mitteln die Leistungsfähigkeit der Maschine heben und stützen, um sie vor dem Verfall zu schützen, hier wird man entziehend, mäßigend die zu große Triebkraft des gesammten Apparats in Schranken zu halten suchen. — Es sind die mächtigen klimatischen Einwirkungen, die rationellen diätetischen Maßnahmen, die Bäder und Heilquellen verschiedenster Art, welcher man sich vorzugsweise zu beiden Zwecken bedient. Mächtige Waffen sind damit in unsere Hände gegeben. Ihr Verständniß aber auch den nichtärztlichen Kreisen zu erschließen, darf um so mehr als eine dankenswerthe Aufgabe betrachtet werden, als dieses Verständniß die wesentlichste Vorbedingung für einen gegenreichen Gebrauch jener Waffen selbst bildet.

Die klimatischen Heilorte, die Stätten der Bäder und Heilquellen, mit denen unser deutsches Vaterland so reich gesegnet ist, sollen nicht nur Stätten des Vergnügens, der Ausspannung, der Erholung sein. Sie sind vor Allem die wahren Heilstätten für constitutionelle Krankheiten, für chronisches Siechthum, und haben als solche eine sehr ernste Bedeutung. Diese Bedeutung erfordert wieder und wieder eine nachdrückliche Betonung. Aus dem theilweisen Verfall zu Stätten der Speculation, des übertriebensten Luxus und der rauschenden, die Gesundheit eher schädigenden als fördernden Vergnügungen müssen jene Orte wieder zu wahrhaften Heilstätten herausgearbeitet werden, und es ist zu hoffen, daß Regierungen sowohl als Localbehörden diese Aufgabe im Auge behalten, wo es sich um Maßnahmen handelt, die, um diesem oder jenem Heilorte eine höhere Frequenz zu sichern, getroffen werden.

Zwei verschiedene große Gruppen von

Constitutionskrankheiten lassen sich, wie bemerkt, unterscheiden. Es wird die Aufgabe einer ganzen Reihe von Abhandlungen bilden, näher auf dieselben einzugehen und die großen Heilmittel, welche gegen sie ins Feld geführt werden, zu besprechen. — Beginnen wir zunächst mit jenen constitutionellen Schwächezuständen, deren Basis bereits oben bezeichnet wurde, und beschäftigen wir uns für heute nur mit einem der gegen dieselben empfohlenen Heilmittel, aber auch einem der mächtigsten: der Nordseeluft und dem Nordseebade.

* *

Was ist constitutionelle Schwäche? — Es ist zunächst und im Allgemeinen ein Mangel an der dem Gesunden innewohnenden Fähigkeit, den Einflüssen der uns umgebenden äußeren Verhältnisse, sowie den unvermeidlichen verschiedenartigen Bewegungen des geistigen Lebens Widerstand zu leisten und diejenige Arbeit zu verrichten, welche als Normalleistung oder Durchschnittsleistung des gesunden Menschen bezeichnet werden darf. — Der constitutionell Schwache wird durch einen Lufttemperaturwechsel, welcher den Gesunden unberührt läßt, schon krank; er „erkältet sich leicht“. Er friert schon bei 13 bis 14° R. Zimmertemperatur und liegt bei einer Sonnentemperatur von 24 bis 25° R. ermattet danieder. Ein leichter Neger raubt ihm auf einen Tag den Appetit oder den Schlaf, und ein ernster Kummer macht ihn auf Tage arbeitsunfähig. Eine mäßige körperliche Anstrengung führt rasch zu einer Ermattung, welche eine längere Ausruhe erfordert; eine geistige Anstrengung überreizt das Gehirn bis zur Schlaflosigkeit oder ist überhaupt nur für kurze Stunden bei langsamem Gedankengange möglich. Die Frische des Lebens fehlt; Entschlüsse schwanken; die „Fliege an der Wand“ wird zum Nergerniß.

So etwa gestaltet sich das Bild beim Erwachsenen. Aber schon dem Kinde wird diese Schwäche oft als Erbtheil von den Eltern übertragen, und in Krankheitserscheinungen verschiedenster Art spricht sich hier dieselbe bald aus. — Das Kind nimmt in der Regel nur langsam an

Körpergewicht zu, das Colorit bleibt bläulich; runden sich die Körperformen, so ist die Muskulatur doch meistens schwach entwickelt, die Gewebe sind schlaff. Aufschrecken im Schlaf, große Reizbarkeit und Weinerlichkeit, viel Schlafbedürfnis sind häufige Erscheinungen. Die Zähne entwickeln sich langsam, oder spät, oder unregelmäßig und zeigen oft einen Mangel an Schmelz. Die ersten selbständigen Gehversuche werden meistens später als von anderen Kindern gemacht. Die geistige Entwicklung kann dabei mitunter eine sehr gute, frühzeitige sein, macht aber auch ebenso oft nur sehr langsame Fortschritte. — Unter diesen allgemeinen Erscheinungen treten dann sehr oft frühzeitig Hautausschläge ein, und mit diesen oder auch ohne sie entwickelt sich allmählig eine oder die andere Form der scrophulösen Krankheitsbilder. Augen- und Ohrentzündungen, Anschwellungen der Hals- oder Unterleibsdrüsen, in späteren Jahren Erweichungen und Geschwürsbildungen an den Halsdrüsen, Knochenkrankungen an den Wirbeln oder Gelenken sind die häufigsten derselben. Werden diese Kinder von Masern befallen, so bleiben die Lungen oft längere Zeit leidend, falls nicht sogar durch entzündliche Krankheiten in denselben rascher Tod herbeigeführt wird. Aber die Reihe der Leiden ist damit nicht abgeschlossen. Ein unregelmäßiges, zeitweise sehr rasches Längenwachstum ist in der Regel von hochgradigen Schwächezuständen, Blässe und Kraftlosigkeit begleitet. Im zehnten bis vierzehnten Lebensjahre treten dann häufig die acuten Gelenkrheumatismen und in ihrem Gefolge die gefährvollen Herzerkrankungen auf. Am meisten drohend erscheint aber in den noch späteren Jahren (fünfzehn bis einundzwanzig) neben einer überhaupt verzögerten Körperentwicklung der so häufige Beginn der Lungenschwindsüchtigen Erkrankung. — Das sind die Kinder, deren Gesundheitszustand kaum für Monate ohne Sorge läßt, die tägliche Quelle der Beunruhigung für Eltern und Angehörige.

Durch ungünstige äußere Lebensverhältnisse, ärmliche Nahrung, ungesunde Wohnung, mangelnde Sauberkeit, durch Ueberreizungen andererseits infolge von zu viel geistiger Arbeit, übertriebenem Ueben einer

Kunst u. s. w. können diese Krankheitserscheinungen beträchtlich gefördert und in ihrem Auftreten beschleunigt werden. Aber auch Kinder, welche unter den denkbaren besten hygienischen Verhältnissen leben, bieten dasselbe Bild und dieselben Früchte der constitutionellen Schwäche dar, und dies eben lehrt uns, daß wir nicht mit Flecken an Blatt und Blüthe, sondern mit einem Schaden an Wurzel und Stamm, mit einer wirklichen constitutionellen Erkrankung zu thun haben. — Krankheiten und Schwächezustände der Eltern selbst, der unselige und immer mehr zunehmende übermäßige Bier- und Alkoholgenuß, Leichtfertigkeiten der hoffenden jungen Frauen u. s. w. bergen die letzten Quellen dieser constitutionellen Schwächezustände in sich, und wollen wir nach dem Grunde der Schwächezustände der Eltern selbst fragen, so bedarf es nur eines Blickes in das sociale, politische und mercantile Treiben unserer Zeit, um den Schlüssel der Antwort zu finden.

Ist es noch erforderlich, die ungeheure Häufigkeit dieser Schwächezustände unserer Jugend und des nachjugendlichen Alters mit Zahlen zu belegen? — Unter hundert Todesfällen überhaupt sind in Deutschland im Mittel fünfzehn bis achtzehn allein durch Lungenschwindsuchten bedingt; von 10000 Lebenden erliegen derselben alljährlich durchschnittlich achtunddreißig bis fünfundvierzig Menschen! Die Opfer, welche der constitutionellen Schwäche in früheren Jahren, und zwar in Folge von Gehirnentzündung, Knochenleiden, Erkrankungen der Unterleibsdrüsen, Gelenkrheumatismus und Herzerkrankungen zc., erliegen, beziffern sich auf mindestens die Hälfte der angegebenen Zahlen. Welch ein Verlust an Leben, an Arbeitskraft, an todttem Capital! Und welche eine Quelle steter Sorge, kummervoller Erfahrungen und schwächender Momente für Eltern und nächste Angehörige! Vielleicht die größten Verluste sind es, die durch die Schwächung der Arbeitskraft des in voller Lebensfrische wirkenden Mannes oder die Abnahme der Lebensfreudigkeit eines Elternpaares herbeigeführt werden, und beide werden bedingt durch die Wunden, die der Tod der Kinder dem Elternherzen schlägt. Das ist eine Folge des Sinsiechens manchen jugendlichen Lebens,

die selten hinreichend erwogen wird und in ihrem Verlustwerthe gar nicht abzuschätzen ist! Nur wer sie an sich selbst erfahren hat, kennt ihre Bedeutung.

Aber giebt es denn kein Land, keinen Ort, keine anderweitigen Mittel, um diesen constitutionellen Schwächezuständen abzu helfen und deren Umsichgreifen einen Damm entgegenzusetzen?

Es kann und soll nicht Aufgabe dieser Blätter sein, diese Frage ausführlich zu beantworten. Aber das Beste des Besten wollen wir kennen lernen.

Tretet mit mir hinaus an das Meer, auf die öden Inseln unserer Nordsee, und ein erfreuliches Bild entrollt sich den ärztlich prüfenden Blicken!

Kernige, derbe Männer- und Frauen gestalten kommen uns entgegen. Vergeblich sucht man unter ihnen nach Erscheinungen, welche das Gepräge constitutioneller Schwäche oder schwindsüchtiger Leiden tragen. Von den wenigen verfallenen Gestalten, die uns begegnen, erfahren wir bald, daß sie vorzugsweise durch Trunksucht ihre Gesundheit geschädigt haben. Die relativ große Zahl noch rüstiger Greise sagt uns, daß viele Leute hier ein hohes Alter erreichen. Die Jugend tummelt sich am Strande. Unter den frischen Gesichtern findet sich kaum ein einziges, welches die charakteristischen Merkmale scrophulösen Leidens oder jene krankhafte Blässe zeigte, welche uns auf dem Continent so oft begegnet. Und diese Gestalten entwickeln sich trotz einer im Allgemeinen wenig gesunden Ernährungsweise, trotz aller Unbilden der Witterung und aller übrigen Schädlichkeiten, welchen sie beim Fischfang und Wattengang (zum Ködergraben) ausgesetzt sind!

Die Sterblichkeitslisten der Insel Norderney mit ihren 2200 Einwohnern bestätigen in zuverlässiger Weise unseren ersten Eindruck. Selbst wenn man die Rechnung im wenigst günstigen Sinne vornimmt und zweifelhafte Fälle als positive einstellt, es ergiebt sich, daß dort von hundert überhaupt Sterbenden höchstens vier an der Lungenschwindsucht erliegen und auf 10000 Lebende höchstens 8,7 der Krankheit zum Opfer fallen. Ein Todesfall in Folge irgend welcher scrophulöser Leiden im Kindesalter kommt nur äußerst selten vor, und, was sehr be-

merkenwerth erscheint, von acutem Gelenkrheumatismus und Herzentzündung, einer Krankheit, die auf dem Continent so häufig das Leben der Kinder im zehnten bis fünfzehnten Lebensjahre gefährdet, ist innerhalb der vierzehn Jahre von 1865 bis 1879 unter sämmtlichen im zehnten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre Verstorbenen kein einziges Opfer gefordert!

Die Sprache dieser Listen ist zu deutlich, als daß ein Irrthum möglich wäre! Was wir auf dem Continent so vielfach beklagen: die constitutionelle Schwäche und ihre oben bezeichneten Folgen, sie kommt auf den Nordseeinseln kaum oder nur in seltensten Fällen vor. Scrophulöse und schwindfüchtige Leiden, auf dem Continent so weit verbreitet, treten dort weit hinter anderweitigen Erkrankungen zurück. Die gesammten häuslichen Existenzen sind mit wenigen Ausnahmen der Art, daß sie das Hervortreten jener Leiden nach unseren Erfahrungen auf dem Continent eher fördern als zurückhalten müßten. Es bleibt kein anderer Schluß übrig, als daß das Nordseeinsellima jene Krankheiten fern hält und daß dies Klima es ist, welches constitutionelle Schwächezustände beseitigt. — Wohl stirbt auf der Insel eine relativ große Zahl von neugeborenen Kindern bald an allgemeiner Lebensschwäche. Die Zahl der — ausschließlich der Todtgeborenen — im ersten Lebensjahre erliegenden Kinder beläuft sich auf 21 Proc. aller Todesfälle. Aber die Erklärung dafür liegt klar zu Tage. Die unter Frauen wie Männern weit verbreitete Trunksucht und die oft außerordentlichen Anstrengungen der Frauen beim Fischefang und was dazu gehört gefährden die Entwicklung des Kindes, und die Lebensschwäche desselben ist die nur zu natürliche Folge davon.

Fast einzig in seiner Art steht bis dahin in der medicinischen Statistik dies in Bezug auf allgemeine Körperschwäche, scrophulöse und schwindfüchtige Leiden außerordentlich günstige Resultat da. Nur die Gebirgshöhen der Schweiz von 1500 bis 1800 m Erhebung bieten ähnliche Verhältnisse dar. Aber wenn man veranschlagt, daß die Beschäftigung und Lebensweise der Gebirgsbewohner im Allgemeinen eine sehr viel gesündere ist als die der Insulaner der Nordsee, so muß

dem Insellima noch eine Prärogative vor den Gebirgshöhen zugesprochen werden.

Sollen wir denn länger zögern, diese mächtige Kraft der Nordseeinselluft für unsere schwächliche und kranke Jugend, so wie für die im Beginne der schwindfüchtigen Leiden Stehenden vollauf zu verwerthen? Ist es nur möglich, daß man in weiten, selbst ärztlichen Kreisen von diesen kostbaren Heilkräften der Meeresluft auch heute noch kaum eine Kenntniß hat? Daß man sich noch vielfach dem Wahne hingiebt, durch den Gebrauch von Soolbädern könne Aehnliches erreicht werden wie von dem Aufenthalt an der See? — Denn, wohlbemerkt, es ist nicht das Bad in der See, sondern die Meeresluft, welche den wesentlichsten Antheil hat an jenen glücklichen Resultaten. Der Insulaner geht kaum einmal während des Jahres in das Bad, und doch zeigt er jene Immunität gegen scrophulöse und schwindfüchtige Leiden. Und wenn er Winter wie Sommer ohne anderen Schutz gegen Kälte und Wind, als wir ihn auf dem Festlande gebrauchen, auf seinem Eilande lebt, so mag uns das von vornherein die Anschauung einleuchtend machen, daß auch das Herbst- und Winterklima unserer Nordseeinseln nur hemmend jenen Leiden entgegentritt. — Den Soolbädern ihr volles Recht. Sie besitzen vortreffliche Heilkräfte für eine große Reihe von Krankheitszuständen schwerer und schwerster Art. Aber in Bezug auf die Beseitigung constitutioneller Schwächezustände können sie sich mit dem Aufenthalt an der Nordseeküste nicht messen.

Die in Bezug auf die Wirkungen dieses Aufenthaltes angeführten Thatfachen sind zweifellos. Von ihnen den richtigen Gebrauch machen, heißt den Continentalbewohnern eine Quelle der Gesundheit erschließen. — Aber nicht zufrieden mit den Thatfachen allein, wird der Denkende nach deren Grund, nach der Erklärung fragen, weshalb denn die Meeresluft eine so mächtige Heilpotenz bilde?

Zwei Factoren sind es vor Allem, welche der Meeresluft — abgesehen von ihrer Reinheit — ihre auszeichnenden Eigenschaften verleihen. Dies sind ihr Feuchtigkeitsgehalt und ihre Bewegung.

Der absolute Feuchtigkeitsgehalt der uns umgebenden Luft ist wesentlich von

drei Bedingungen abhängig: von der Menge des an einem Orte überhaupt vorhandenen Wassers, von der Temperatur der Luft und von dem Luftdruck. Je mehr Wasser vorhanden, je höher die Temperatur der Luft und je höher der Luftdruck, um so größer ist der Wassergehalt der Luft. Daher ist derselbe am größten in der Gegend des Aequators und nimmt ab, je weiter man nach Norden hin vorschreitet. Aber über und an den Ufern der Nordsee ist er bei gleicher Temperatur immer noch beträchtlich größer als im Binnenlande und auf den Gebirgshöhen. Auf letzteren ist er nicht nur des Mangels an Wasser halber, sondern namentlich auch infolge des niedrigen Luftdrucks geringer als an den Meeresküsten. — Es erhellt hieraus, daß der absolute Wassergehalt der Luft z. B. in Davos beträchtlich geringer ist als auf Norderney; hier eine unendliche Wasserfläche, dort relativ wenig Wasser; hier im Mittel etwa 757 mm Barometerstand, dort 620. — Dieser absolute Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist aber vom größten Einfluß auf das Befinden des Menschen, ja er bestimmt zweifellos zum Theil den Nationalcharakter. Die trockene Luft wirkt reizend auf das Nervensystem, sie erregt; die feuchte Luft wirkt erschlassend, sie beruhigt. Der in sehr trockener Luft lebende Nordamerikaner zeichnet sich durch eine fieberhafte Unruhe aus, selten trifft man dort wohlbeleibte Menschen. Der Holländer, wie alle Bewohner der Nordseeküsten, ist von ruhigem Temperament, phlegmatisch. — Einigermaßen reizbare Personen nehmen sofort den Wechsel von feuchter und trockener Luft in ihrem Allgemeinbefinden wahr. — Ist die große Feuchtigkeit mit hoher Lufttemperatur gepaart, wie es in den Aequatorialgegenden der Fall ist, so wirkt sie leicht sehr ermattend; und wo man, wie bei constitutionellen Schwächezuständen, stets auf eine Hebung der Kräfte Bedacht zu nehmen hat, wird die Feuchtigkeit, gepaart mit kühlerer Temperatur, derjenigen mit höherer Temperatur vorzuziehen sein. Dies ein Grund, weshalb die Lungenleidenden sehr häufig auf Madeira wohl leichter respiriren, aber keinen Zuwachs an Kraft erfahren.

Aber die Feuchtigkeit der Luft hat noch besondere Wirkungen, und unter diesen

steht diejenige auf die Respirationsorgane obenan. Ist die Luft trocken, so giebt die Schleimhaut dieser Organe stets mehr Wasser an dieselbe ab; die Verdunstung an den Schleimhäuten wird gesteigert und damit der Blutzufluß zu denselben vermehrt; die Respiration ist weniger leicht, es entwickeln sich leicht Katarrhe und selbst Entzündungen der Luftwege. Daher herrschen diese Krankheiten bei uns, wenn anhaltend trockene Ostwinde wehen. — Ist die Luft dagegen feucht, so bleiben alle diese Erscheinungen fern. Man athmet die Luft mit Behagen, Katarrhe und Entzündungen der Luftwege treten selten oder gar nicht auf. Daher das außerordentliche Behagen, welches Lungenleidende sofort im Athmen empfinden, wenn sie in das wassergeschwängerte Luftmeer treten.

Diese Verhältnisse erhalten eine noch höhere Bedeutung, wenn man erwägt, daß der Mensch in der gemäßigten Zone und auf den Gebirgshöhen einen sehr großen Theil seines Lebens im geschlossenen und künstlich erwärmten Zimmer zubringt. — Für die Sommerzeit ist der Wassergehalt der freien Luft und der Zimmerluft annähernd gleich. Wird aber im Herbst und Winter die Luft des Zimmers erwärmt, so dehnt sie sich aus, und ihr absoluter Wassergehalt wird dadurch beträchtlich herabgesetzt. Ist die atmosphärische Luft unter diesen Umständen sehr reich an Wasserdampf, wie z. B. auf Norderney, so verbleibt auch der erwärmten Zimmerluft stets noch eine zum Wohlbefinden genügende Feuchtigkeit erhalten; ist dagegen die äußere Luft arm an Wasserdämpfen, wie in Davos, so sinkt der Feuchtigkeitsgehalt der erwärmten Zimmerluft auf eine bedenkliche Stufe herab. Ein in Davos selbst beschäftigter Arzt, Dr. Bolland, theilt uns mit, daß dort im Winter „die Haut aufspringt und rauh wird, daß die Lippen und Nasenschleimhaut mitunter wund werden, daß die Möbeln sich werfen, die Cigarren austrocknen.“ — Nach von dem Verfasser dieser Zeilen in Marburg und von Herrn Apotheker Ommen auf Norderney während des verflossenen Winters angestellten Beobachtungen ergab sich, daß die relative Feuchtigkeit der erwärmten Zimmerluft in Norderney fast stets um 10° höher ist als in Marburg, ein

Moment, welches für Brustleidende von größter Bedeutung ist und welches sich, wie Versuche gelehrt haben, künstlich in keiner Weise ersetzen läßt. Ueberschlage man, wie viel Tagesstunden der Kranke im Herbst und Winter in der geschlossenen Zimmerluft zubringt, und die Wichtigkeit dieses Moments wird Jedem einleuchtend sein.

Eine dritte wesentliche Wirkung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft auf den Organismus kommt noch hinzu. — Je höher derselbe ist, um so langsamer erfolgt die Verdunstung des Wassers an der Oberfläche der Haut, eine Verdunstung, welche ununterbrochen die Lebensvorgänge begleitet. Rasche Verdunstung an der Oberfläche der Haut bedingt aber Abkühlung und Erkältung derselben, und in feuchter Atmosphäre werden deshalb auch diese Verdunstungserkältungen weniger leicht erfolgen als in trockener Luft. — Es stimmt damit die allgemeine Erfahrung überein, daß man sich am Meeresgestade weniger leicht erkältet als auf dem Festlande.

So treten die beruhigenden Wirkungen der Feuchtigkeit der Luft auf das Allgemeinbefinden, die hohe Bedeutung derselben für den Blutgehalt der Schleimhäute der Respirationsorgane sowie für die Mäßigung der Verdunstung an der äußeren Haut zusammen, um uns den Einfluß derselben auf das Befinden des Menschen zu erklären. — Wohl mancher Patient, der am Nordseestrande verweilte, wird dem zu widersprechen geneigt sein. Hört man doch so oft die Klage, der Aufenthalt auf einer unserer Nordseeinseln habe „zu sehr aufgeregt“! Aber was ein unvorsichtiger Gebrauch des Seebades und andere Fehler in dem Verhalten der Kranken verschuldet haben, darf der Seeluft nicht zur Last gelegt werden, und solche Anklagen werden verstummen, wenn man Seeluft und Seebad zu unterscheiden und von beiden den richtigen, dem Individuum angemessenen Gebrauch zu machen lernt. — Daß alljährlich eine Anzahl von Kranken an die Nordsee wandert, welche überhaupt nicht dorthin gehört, unterliegt dabei keinem Zweifel.

Der zweite wesentliche Factor der Meeresluft am Nordseestrande ist die Bewegung derselben. — In den so oft

gefürchteten Winden liegt ein Stärkungsmittel von unberechenbarem Werthe. Und es sind stets mehr oder weniger wassergeschwängerte Luftströmungen, die den Körper treffen. — Diese Strömungen entziehen dem Körper ständig ein gewisses Quantum von Wärme. Die Entziehung der Wärme steigert aber die innere Arbeit des Organismus. Eine erhöhte allgemeine Lebensthätigkeit ist die Folge davon, und in der Steigerung des Appetits sowohl als in dem gesteigerten Schlafbedürfniß und auch in ruhigerem Schlaf findet dieselbe ihren Ausdruck. — Aber freilich, um diese Wirkungen im vollen Maße hervortreten zu lassen, wollen die Luftströmungen mit Maß und Vorsicht genossen sein. — Der sehr geschwächte Organismus verträgt dieselben täglich nur auf kurze Zeit; er soll womöglich zunächst nur an mehr geschützten Plätzen verweilen. Mit zunehmender Kräftigung kann man dann den Aufenthalt am Strande mehr und mehr steigern. Der kräftige Körper wird sich den Winden schließlich stundenlang aussetzen dürfen. Aber auch er bedarf des Maßes, um seine Lebensthätigkeiten nicht zu hoch hinaufzuschrauben. Noch fehlt es fast ganz an einer richtigen Methodik dieses Seeluftgenusses für Kranke. Aber ihre Ausbildung wird mehr und mehr den mächtigen Einfluß desselben hervortreten und erkennen lassen. Dann werden auch hier die Klagen verstummen, die hier und dort über das „Aufregende“ der Seeluft infolge unrichtigen Genusses derselben erhoben worden sind.

Die eben erwähnte Wärmeentziehung unterscheidet sich von allen anderen Arten der Wärmeentziehung in einer sehr bemerkenswerthen Weise. Zunächst erfolgt dieselbe in meistens sehr langsamem Gange, und um so langsamer, je mehr die Feuchtigkeit der Luft die Verdunstung an der Oberfläche der Haut mäßigt. Während aber die Luftströmungen auf dem Festlande oder auch kalte Bäder (ohne nachfolgende Frottirungen) leicht ein Kältegefühl der Haut erzeugen, übt der stärkere, oft brausende Seewind eine Reizung auf die Hautnerven aus, welche alsbald trotz aller Wärmeverluste eine erhöhte und höchst angenehme Wärme der Haut empfinden läßt, ähnlich etwa, wie es bei einer richtig angewandten kühlen Douche der

Fall ist. Diese mit der Wärmeentziehung verbundene Erregung der Hautnerven darf als eine ganz spezifische Wirkung der Luftströmungen am Meeresstrande betrachtet werden und verleiht denselben eine in keiner Weise zu ersetzende Eigenschaft. Möglich, daß dabei nicht nur die mechanisch-physikalischen Einwirkungen der stark bewegten Luft, sondern auch die in der Nordseeluft suspendirten Salztheilchen eine Rolle spielen.

Für den größten Theil des Jahres, und insonderheit im Sommer und Spätherbst, herrschen auf unseren Nordseeinseln die weichen West- und die wenig harten Nordwestwinde vor. Nur im Frühling gewinnen in der Regel die Ostwinde die Vorhand. Aber auch diese sind infolge ihres Strömens über weite Wasserflächen auf den Inseln stets weicher als auf dem Festlande, und sie bedingen dort eine geringere Gefahr als hier. Und kommen einmal Tage mit orkanartigen Stürmen — sind sie denn mehr zu fürchten als die Invernosi in Oberitalien, die Föhne der Alpen oder die Mistralis der mittelländischen Nordküste? — Die Inselaner selbst liefern den Beweis, daß diese Luftbewegungen keine schädliche Potenz sind, und zarte, verweichlichte, ängstliche Gemüther werden in dem Kampfe mit den Luftwellen bald der Art erstarren, daß der Kampf ihnen zum Genuß wird. Der Blick auf das vom Sturm gepeitschte, schäumende, gewaltige Meer bringt sie der Gottheit näher. Der Ernst so gewaltiger Naturbilder bleibt nicht ohne Einfluß auf das Wachsen innerer Kraft.

Doch wie verhält es sich mit den Lufttemperaturen auf den Nordseeinseln? — Sind sie nicht der Art, daß man Besorgniß hegen muß, die constitutionell Schwachen, die scrophulösen und schwindstüchtigen Kranken ihnen auszusetzen? — Das Vorurtheil, daß diese Kranken nur in die südlichen Klimate geschickt werden dürfen, daß die Wärme für sie erforderlich sei, ist so alt und so weit verbreitet, daß die Frage sehr natürlich erscheint. Aber was hat uns Davos gelehrt? Dort in einer Höhe von 1556 m. in monatelangem Eis und Schnee, leben gegenwärtig allwinterlich vierhundert bis fünfhundert Brustkranke, und wir haben nicht erfahren, daß ihnen die Kälte schadet. Und welche Vorstellung macht man sich

denn von der Temperatur auf Norðerney? — Man weiß im Allgemeinen, daß die Lufttemperatur am Meeresgestade im Sommer stets kühler, im Winter wärmer ist als auf den benachbarten Continenten. Speciell aber ergiebt sich aus den Beobachtungen der meteorologischen Stationen, wie sie in den Veröffentlichungen des königl. preuß. statistischen Büreaus zusammengestellt sind, daß es in der That auf Norðerney im Winter sogar um etwas wärmer ist als in Frankfurt a. M., daß dort niemals so hohe Extreme der Temperatur vorkommen wie hier, daß sich allerdings die Frühlingswärme auf der Insel später entwickelt als auf dem Continent, dafür aber auch die Herbst- und Winterkälten später eintreten wie hier. So liegt in den dortigen Temperaturen kein Grund zur Besorgniß, und wenn dennoch Bedenken sich erheben sollten, so darf wieder einfach auf die Inselaner selbst verwiesen werden, in deren Wohlergehen ein schädlicher Einfluß der Lufttemperatur in keiner Weise hervortritt.

Sollen und müssen wir nach allem diesem unsere Nordseeluft und Nordseeinseln nicht hoch halten? Sollen wir länger anstehen, sie in vollem Maße für die constitutionell Schwachen, die Scrophulösen und Schwindstüchtigen zu verwerthen? Es muß tiefer und tiefer in das Bewußtsein unserer Nation eindringen, daß dort im Norden eine herrliche Quelle der Stärkung fließt, daß der Nordseeinsestrand oder die Helgolander Klippen nicht nur Tummelplätze für Gesunde und Erholungsbedürftige sind, sondern daß sie eine der wichtigsten Heilpotenzen bilden für Kranke und zwar auch für Schwerkranke, deren Leben auf dem Continent verloren zu gehen droht. — Je weiter und tiefer sich diese Anschauung Bahn bricht, um so mehr werden dann auch die Einrichtungen auf den Inseln der Art getroffen werden, daß dem Kranken die behagliche Häuslichkeit und der erforderliche Comfort des Lebens nicht fehlt. Daß dieser überhaupt in der Mehrzahl der Wohnungen auf den Inseln noch fehlt, ist der beste Beweis dafür, daß man unsere Nordseeinseln noch kaum als Heilstätten für schwer Erkrankte zu betrachten gewohnt ist.

Wir haben bis dahin nur von der Luft am Meeresufer und auf den Inseln der

Nordsee gesprochen. — Es ist eine weit verbreitete Anschauung, daß man vorzugsweise oder nur des Bades wegen dorthin gehe, und wir wollen die Bedeutung des letzteren nicht unterschätzen. Aber darüber kann kein Zweifel walten, daß unter den heilsamen Factoren am Meeresstrande die Luft die erste Stelle einnimmt und das Bad, wenn auch für manche Kranke sehr nützlich, für viele doch bedeutungslos, für manche selbst nachtheilig ist. — Man darf das Nordseebad nicht vergleichen mit dem Bade im mittelländischen und adriatischen Meere, auch nicht mit dem Bade in der Ostsee. Am mittelländischen und adriatischen Meere läßt man die in den dortigen Hospizen verweilenden Kinder in der Regel sogar zweimal täglich baden, und an der Ostsee steht das Bad unter den heilsamen Factoren ebenfalls im Vordergrund. Es ist dies eine durch die Erfahrung geheiligte Consequenz der weit geringeren Wirkungsgröße der Luftströmungen, welche an diesen Gestaden herrschen. Man will durch den Aufenthalt an den Seeküsten eine maßvolle Steigerung der Arbeit des Organismus und daraus resultirende Kräftigung erzielen, und wo die Luftströmungen nicht kräftig genug sind zur Erreichung dieses Zieles, fügt man die Bäder in offener See hinzu, ähnlich wie man sich in den Kaltwasser- und anderen Heilanstalten des kalten Elements bedient, um eine Kräftigung des Organismus zu erreichen. Die höhere Temperatur des Meereswassers am mittelländischen und adriatischen Meere gestattet dabei eine mehrfache tägliche Anwendung des Bades selbst bei Kindern. — Ganz anders an der Nordsee, und namentlich an der deutschen, holländischen und belgischen Küste. — Die Intensität der Luftströmungen bildet hier schon an und für sich einen so mächtigen Factor, daß es der Erregung des Nervensystems und der Wärmeentziehung durch das Bad selten noch bedarf, und das Bad selbst mit seinem kräftigen Wellenschlage, der oft nicht unerhebliche Kampf mit den gewaltigen Wogen sind oftmals der Art aufregend, daß darin unter Umständen selbst eine Gefahr, sicher wenigstens die Ursache einer schädlichen Ueberreizung liegen kann. Wer eine genügende Resistenz besitzt, der mag

an der Nordsee den ununterbrochen auf ihn einwirkenden Luftströmungen noch das Bad in der See hinzufügen, zumal an Tagen, an welchen der Wind gemäßig und die Lufttemperatur relativ hoch ist. Aber der verlockende Genuß des Kampfes mit den Wellen darf das Urtheil nicht bestimmen. Unter allen Umständen führt das Nordseebad eine beträchtliche Beschleunigung der Herzthätigkeit herbei; es steigert die Lebensvorgänge, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf eine erhebliche Höhe; es erregt das Nervensystem in einem im ersten Augenblick täuschend angenehmen, aber oft zu hohen Grade; es entzieht dem Körper ein nicht unbeträchtliches Quantum Wärme. — Diesen Wirkungen hält der geschwächte Organismus nicht Stand, so wohlthuernd ihm vielleicht auch die ersten Bäder erscheinen. Als bald stellen sich die Erscheinungen der Ueberreizung ein. Die Patienten werden appetitlos, schlaflos und verstimmt. Störungen des Magens und der Verdauung stellen sich um so leichter ein, als durch das Bad zunächst eine Steigerung des Nahrungsbedürfnisses erzeugt wird, der geschwächte Organismus die größere Menge von Nahrung aber nicht zu verarbeiten vermag. — Für diese schwachen Constitutionen, mit denen wir uns hier vorzugsweise beschäftigen, ist deshalb das Nordseebad in der großen Mehrzahl der Fälle nicht nur ganz überflüssig, sondern häufig genug sogar schädlich, und insonderheit zarte Kinder und Frauen, oder Männer, bei denen ein Lungenleiden in der Entwicklung begriffen ist, müssen davor gewarnt und mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß für sie die Luft des Meeres allein schon ein mächtiger und vollauf genügender Factor der Genesung ist. — Die Zahl der am Meeresstrande der Nordsee von Kranken vorgebrachten Klagen wird sich voraussichtlich um ein Erhebliches mindern, wenn diese Auffassung von den Wirkungen der Luft einer- und des Bades andererseits genügend Beobachtung findet.

Ich wüßte kaum einen Krankheitszustand zu nennen, welcher in dem Bade in der See ein souveränes Heilmittel fände. — Immerhin ist dasselbe in seinen Wirkungen sehr hoch zu schätzen bei Individuen, welche, mit gesunden Organen

ausgestattet, nur durch Ueberarbeitung, andauernden Aufenthalt in geschlossener Zimmerluft oder infolge erblichen Mangels an Spannkraft der Gewebe einen Zustand allgemeiner Abspannung oder Resistenzlosigkeit gegen äußere und innere Eindrücke beklagen. Aber selbst auch diese nur vorübergehend Geschwächten bedürfen aller Vorsicht beim Gebrauch des Bades und sollten sich stets erst einige Tage ausschließlich dem Luftgenuß hingeben, ehe sie das Bad in offener See aufsuchen. Auch hier giebt es einen Maßstab, und es ist derselbe, welcher für die ausschließlichen Lustcuren gilt. Bleibt die Körperwärme den ganzen Tag über in angemessenem Grade erhalten, bleibt der Schlaf ruhig und erquickend, bleibt der Appetit ungestört, so leistet der Organismus die ihm zugemuthete Arbeit ohne jede Ueberanstrengung, und das endliche Resultat der Kräftigung wird nicht ausbleiben.

Wir kommen zu einer letzten Frage. — Wer häufig die deutschen Seebäder besucht hat, der kann nicht zweifelhaft darüber sein, daß dieselben bis dahin ganz vorzugsweise von den wohlhabenden Classen der Gesellschaft besucht werden und daß deshalb auch nur diesen der große Segen des Aufenthaltes am Meere in ausgedehnterem Maße zu Theil wird. — Die Erklärung dafür liegt einfach in der Kostspieligkeit eines solchen Aufenthaltes. — Aber nicht nur für jene Glücklichen, denen reiche Mittel zu Gebote stehen, auch für die weniger Bemittelten, unter denen wohl ebenso viele Kranke der Stärkung bedürfen, müssen die Inseln zugänglich gemacht werden. Im Falle des Unglücks oder des Unfalls will der Staat den Arbeiter sichern. Ist es nicht eine der besten Versicherungen der Unbemittelten, wenn wir Mittel und Wege zu finden suchen, um den erkrankten Familienvater der Familie zu erhalten oder ihm die Last und Sorge erkrankter Kinder durch Herstellung oder Besserung der Gesundheit derselben abzunehmen oder doch zu erleichtern?

Das ist und war der leitende Gedanke, welcher zur Errichtung von Seehospizen für unbemittelte Kranke geführt hat.

Die älteste derartige Anstalt wurde bereits im Jahre 1796 in Margate, am Ausfluß der Themse, begründet. Die Zahl der Betten in derselben beträgt

zweihundertundfünfzig. Gegen siebenhundert Kranke wurden im Laufe der letzten Jahre durchschnittlich jährlich in ihr verpflegt. Die Anstalt trägt den Namen eines „National hospital for the scrophulous poor of all England“, und in der That, sie ist zu einem Segen nicht einer Stadt, sondern des Landes und der Nation geworden. Das möge insbesondere denjenigen gesagt sein, welche der Meinung sind, daß eine ähnliche Anstalt an den deutschen Seeküsten nur eine Bedeutung für die nördlichen Provinzen, nicht aber für den übrigen Theil Deutschlands habe! — Lange Zeit stand diese Anstalt einzig und allein in ihrer Art da. Aber in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts begann es sich zu regen, und von jetzt an nahm die Zahl der Seehospize von Jahr zu Jahr zu.

Den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gab der Professor Dr. Barellai in Florenz und das von ihm ins Leben gerufene Hospiz in Viareggio. Diesem ersten italienischen Hospiz folgten im Laufe der nächsten zwanzig Jahre gegen zwanzig ähnliche Anstalten, größere und kleinere; so in Livorno, Sestri, San Stefano, Rimini am Lido in Venedig. Das letztere, eins der trefflichsten eingerichteten, zählt dreihundert Betten, und die sämmtlichen Kosten desselben sind bis auf 1000 Lire, welche das Ministerium spendete, von den Comitati, von Provinzialräthen, frommen Instituten, Banken, Vereinen und Communen aufgebracht. Auch die auf 40000 bis 60000 Lire sich belaufenden Jahreskosten werden aus solchen milden Beiträgen bestritten.* — Im Jahre 1861 begannen dann die ersten Anfänge des jetzt wohl umfangreichsten aller derartigen Hospize, des Hospizes in Berck sur mer an der Nordküste Frankreichs. Dasselbe enthält sechshundert Betten und ist mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Francs hergestellt. Die Armenverwaltung in Paris bestritt die ersten Kosten. — Das Alter der in das Hospiz aufgenommenen Kinder schwankt von wenigen bis zu fünfzehn Jahren, und, was ausdrücklich hervorgehoben

* Vergleiche die treffliche Abhandlung von Professor Uffelmann über „Anstalten zur Pflege unbemittelter scrophulöser und schwächlicher Kinder“ im 12. Bande der deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege.

zu werden verdient, die Kinder verweilen dort nicht nur Wochen, sondern meistens Monate und oft selbst zwei bis drei Jahre. Der Unterricht der älteren Kinder wird dabei nicht vernachlässigt. — Als nächstes Land folgte Dänemark mit der Errichtung eines Hospizes in Resnaes (1875), ziemlich gleichzeitig Holland mit der Errichtung zunächst einer Baracke und bald darauf der „Sophia-Stiftung“ mit hundert Betten in Scheveningen (eröffnet 1880). — Endlich werden gegenwärtig auch in Belgien, und zwar in Ostende, infolge eines Vermächtnisses von einer halben Million Francs an die Stadt Brüssel die ersten Vorbereitungen zu einem großartigen Etablissement getroffen. Dasselbe soll wesentlich in Form einer sogenannten Feriencolonie eingerichtet werden, eine ländliche Schule an den Ufern des Meeres bilden, zugleich aber auch schwerer erkrankten Kindern Aufnahme gewähren.

Ueber die trefflichen Erfolge des Aufenthaltes der Kinder an der See und zum Theil des Seebades (namentlich in Italien) herrscht nur eine Stimme, und wenn der Verfasser dieser Zeilen mit aller Wärme dafür eintritt, daß endlich auch Deutschland in die Reihe der mit Seehospizen ausgestatteten Länder eintreten möge, so darf er wohl daran erinnern, daß dies nicht nur ein Bestreben ist, dem schönen Beispiel anderer Nationen zu folgen, sondern daß ihn die eigenste Anschauung und Erfahrung in Margate schon im Jahre 1850 getrieben hat, in einer wissenschaftlichen Arbeit* die außerordentlichen Resultate, welche an diesen Anstalten gewonnen werden, darzulegen und hervorzuheben. Mag aus jener Arbeit besonders erwähnt werden, daß Margate in Bezug auf die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse ähnliche, wenn auch nicht ganz so erfreuliche Verhältnisse darbietet wie Norderney; daß die kranken Kinder dort vielfach monate- und in zwei Privatanstalten selbst jahrelang verweilen, daß sie also dort auch überwintern; daß ferner auch bei den schwersten scrophulösen

Knochen- und anderen Leiden kaum ein anderes Heilmittel angewandt wird als eben nur die Seeluft und im Sommer meistens auch das Seebad. — Wir erkennen aus den Erfahrungen in Berck sur mer sowie in Margate, wie nothwendig in vielen Fällen eben der verlängerte Aufenthalt am Meere zur Beseitigung schwerer Krankheitsformen erachtet wird, und auf diese Erfahrung muß mit allem Nachdruck auch für unsere Bestrebungen in Deutschland hingewiesen werden.

In Deutschland besitzen wir erst kleine Anfänge von Seehospizen an der Nordsee. Das erste derselben, die sogenannte Diakonissenanstalt auf Norderney, welches gegenwärtig vierundzwanzig Betten zählt, verdankt seine Entstehung im Jahre 1876 der rühmlichen Initiative des Grafen zu Inn- und Kniphausen auf Lütetsburg und des Pfarrers Rodenbaeck auf Norderney. Es wurden im Jahre 1877 20 Kinder, 1878: 34, 1879: 37, 1880: 47 Kinder in die Anstalt aufgenommen. Dieselbe ist zugleich bestimmt, erkrankten Diakonissinnen eine Heilstätte darzubieten, und besitzt ein Local für eine Kleinkinderschule für Norderney. — Ein zweites Seehospiz ist auf der Insel Föhr von Seiten der Diakonissenanstalt in Flensburg errichtet. Es wurde dasselbe erst im verflossenen Jahre eröffnet und besitzt nach Prof. Uffelmann's Mittheilung achtzehn Betten.

War es unter diesen Umständen ein unberechtigtes Unternehmen, wenn im verflossenen Jahre ein Comité von Männern aus den verschiedensten Berufsclassen zusammentrat, um die Errichtung von Seehospizen an den deutschen Nordseeküsten in größerem Umfange zu fördern? — Soll Deutschland allein in Betreff dieser segensreichen Anstalten hinter allen benachbarten Ländern zurückbleiben? — Aber der erste Aufruf des Comité's hat so freudigen Widerhall gefunden, daß die Hoffnung auf eine baldige Realisirung seiner Zwecke vorhanden ist. — Auf einer diesjährigen Versammlung des Comité's ist zunächst auf den Antrag von einundvierzig Aerzten der Ostseeprovinzen beschloffen, daß die Errichtung resp. Erweiterung von deutschen Seehospizen nicht nur an den Ufern der Nordsee, sondern auch an denen der Ostsee erstrebt werden soll. Als Stätten derselben sind in erster Linie Norderney,

* „Zur Physiologie und Pathologie des phosphorsauren und oxalsauren Kalkes, nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der englischen Küstenstadt Margate und einige dort an scrophulösen Kranken gemachte Beobachtungen.“ Göttingen 1850.

Borkum, Sylt und Föhr an der Nordsee und Gr. Möritz und Kolberg an der Ostsee ins Auge gefaßt. Die erste größere Anstalt soll, sobald die Mittel dazu vorhanden sind, auf Norderney errichtet werden.

Mögen denn auch diese Blätter dieses Unternehmen in weiten Kreisen bekannt zu machen beitragen und mögen sie ihm Freunde zuführen! Tragen wir auch in Deutschland die erforderlichen Mittel zusammen, um ein schönes und großes Ziel zu erreichen! Erschließen wir endlich die reiche Heilquelle im Norden unseres Vaterlandes der deutschen Jugend, welche durch Schwäche und Krankheit in ihrer Entwicklung gehemmt ist, und lassen wir an die Stelle der Sorge um die Krankheit die Freude über die Genesung treten! — Helfet Alle, die ihr diese Zeilen leset, zur Erfüllung einer großen und nationalen Aufgabe!

Durchdrungen von der Gewißheit, daß die Resultate dieses Unternehmens nur erfreulichster Art sein werden, kann der Verfasser dieser Zeilen aber nicht schließen, ohne sofort noch einem weiteren Gedanken Ausdruck zu geben. — Es wurde oben besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die schwerer erkrankten Kinder in Margate und Berck sur mer nicht nur Wochen, sondern Monate und Jahre verweilen. Gar manche bemittelte Familien auf dem Lande oder in kleineren Städten Deutschlands sind oft genöthigt, ihre Kinder den Erziehungsinstituten und Schulen zu übergeben, welche fern von der Heimath liegen. Gar oft bieten diese Kinder Schwächezustände und Krankheitserscheinungen dar, welche die Eltern mit doppelter Sorge bei der Trennung erfüllen, und ebenso oft wird dann, um diese Kinder zu kräftigen, die kurz bemessene Zeit der Ferien benutzt, um die Meeresküste

aufzusuchen. — Liegt es bei Ueberlegung all' dieser Verhältnisse nicht nahe, daran zu denken, ein Erziehungsinstitut auf der am leichtesten zugänglichen Insel Norderney selbst zu gründen und die betreffenden Kinder, ohne daß in ihrer Ausbildung etwas vernachlässigt würde, in dieser Weise für Jahre der heilsamen Meeresluft aussetzen? Kein Gymnasium, kein Erziehungsinstitut würde trefflichere Resultate in Bezug auf die Gesundheit der Schüler und Schülerinnen aufzuweisen haben als ein solches auf der vom Meere umspülten Insel, und die Kosten eines Aufenthaltes in demselben würden nicht größer sein als diejenigen in einem Gymnasium oder einer Erziehungsanstalt des Festlandes. — Der Gedanke, einen Winter auf der Insel zubringen, liegt den Bewohnern des Continents noch so fern und ist ihnen so fremd, daß der ange deutete Plan voraussichtlich manchem Kopfschütteln begegnen wird. Aber es existiren Gymnasien in Emden, in Norden, in Jever, Städten, die weit weniger gute sanitäre Eigenschaften besitzen als die Insel Norderney selbst und nahe der Küste fast in gleicher geographischer Breite mit dieser liegen. Es existirt, dank den Bemühungen des Prof. Berthel, ein Erziehungsinstitut selbst auf den Höhen von Davos! Der Beweis von der Salubrität eines Winteraufenthaltes auf Norderney für schwächliche und scrophulöse Kinder sowie für Brustleidende wird, wie ich glaube, nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wird man sich nach allen voranstehenden Mittheilungen sträuben, den hingeworfenen Gedanken aufzunehmen und näher zu verfolgen? — Ein Saatkorn kann der Wind verwehen, aber auch ein fruchtbarer Boden nimmt es oft auf, es keimt und es trägt Früchte. — Ausgestreut ist das Korn. Ob der Wind es verweht? — Die Zukunft wird's lehren.





Zur neuen Weltanschauung.

Von

Ernst Rapp.



abelhafte Phantasiegebilde ebenso wohl wie gelehrte Hypothesen finden bisweilen unverhofft, wenn auch nicht die buchstäbliche, doch eine sachliche Bestätigung. So ist in Bezug auf die Entstehung der organischen Bildungen der Erde bekannt, daß die Möglichkeit der Uebertragung organischer Keime von anderen Weltkörpern durch Meteorsteine, unter Annahme von entsprechend günstigen kosmischen Bedingungen, nicht entschieden abgewiesen wurde. Ein näheres Eingehen auf diese Ansicht hat nicht stattgefunden. Daher hält denn auch F. v. Hahnstein in seinem neuesten und letzten Werke über das „Protoplasma“ die kühne Vorstellung, daß solche erste organische Keime von anderen Weltkörpern „mittels Meteorfahrpost“ auf unsere Erde expedirt seien, doch wohl für allzu unglücklich gewählt, um ernsthafter Discussion zu bedürfen. So sehr auch unsere Zeit erfüllt ist von Bewunderung über die Fortschritte in der

Erweiterung der irdisch postalischen Vorgänge zur Weltpost, müßte ihr doch eine bisher so unerhörte kosmische Vervollkommenung ohne Frage ein Lächeln abnöthigen. Gleichwohl dürfte auch hier im harmlosen Scherzwort ein tieferer Sinn verborgen sein. Es kommt nur darauf an, aus der Lautform der Bezeichnung den Kern in ähnlicher Weise herauszuschälen, wie sich vor unseren Augen das Wesen der beliebten Kindermärchen-Stiefel im Schienenverkehr entpuppt hat. Allerdings sieht der Kern anders aus wie die Schale. Aber Schale und Kern haben nun einmal zusammengehört und einander bedingt.

Alle die großartigen Erfindungen und Entdeckungen, von welchen die letzten Decennien überrascht worden sind, laufen schließlich mehr oder minder darauf hinaus, daß die Menschheit sich auf dem Planeten, den sie bewirthschaftet, nach außen und innen räumlich orientiren und die Naturkräfte zu ihren Zwecken verwenden lernt, um mit dem gleichzeitigen

Ausschritt zur Kenntniß der Welt außer ihr das Wissen von ihrer eigenen inneren Welt sich in Selbstkenntniß umsetzen zu lassen.

Die Schrecken der Eismeere und der Tropen reizen den Wissensdrang mehr als sie ihn dämpfen; die kühne Hantirung mit dem elektrischen Funken vervollkommenet sich zur spielenden Virtuosität für Auge und Ohr; sogenannte gemeine Werkzeuge, Spizhake und Schaufel, erwecken mythische Culturen aus mehrtausendjähriger Verschüttung; die mikroskopische Verkleinerungskraft rastet und ruht nicht, um den biologischen Anfängen auf den Grund zu schauen — lauter Leistungen menschlicher Willens- und Geisteskraft, die, nach dem ersten Anschein, durch eine neue Entdeckung um so weniger überboten werden können, je mehr, entsprechend dem anfänglich betäubenden Eindruck ihres Hervortretens, Zweifel und Unglaube die allgemeine Anerkennung zu erschweren pflegen. Dem „Schauen und Schaffen“ des deutschen Genius pflegt, je ferner er den Fachkreisen steht, die Feuerprobe der Anerkennung am wenigsten erspart zu sein; doch wird auch die neueste Entdeckung siegreich aus ihr hervorgehen. Besteht sie ja in nichts Geringerem als in der durch infallible photographische Erhärtung bewiesenen Thatsache, daß Meteorsteine und Meteor-eisen durchaus nur organischen Ursprungs sind, ja daß der erste Anfang unseres und daher aller Planeten eine organische Bildung war.

Auf Grund der Bestätigung, daß Meteorsteine Pflanzen oder daß wenigstens Pflanzen im Meteorstein sind, klingen Vermuthungen, es könnte das erste Leben unserer Erde auch von einem anderen Planeten übertragen worden sein, weniger seltsam als Aehnliches, was vordem hierüber geäußert worden ist. Doch kann in dieser Beziehung nur Thatsächliches in Betracht kommen. So ereignen sich zwar Meteorsteinfälle nach Chladni's Berechnung im Durchschnitt für die ganze Erde täglich zweimal, aber Ladungen von mikroskopischen organischen Keimen bringen sie nicht mit. Was sie aber mitbringen, das sind glaubwürdige, überzeugende Nachrichten in stein- und eisenfester Bilderschrift über eine urorganische, in ihrem Bestand der Erdwelt gleiche Schöpfung.

Der Eine, welcher diese Schrift enträthelt hat, ist bemüht gewesen, sie nach schwerer Arbeit auch für Andere lesbar zu machen. In dem Sinne also, in welchem jede Post die Ueberbringerin von Nachrichten und Botschaften ist, mag man auch bildweise von einer Meteorpost reden. Die Botschaft, welche sie verkündet, wird als Ferment für die Grundlegung einer veränderten Weltanschauung allmählig nach ihrer ungeheuren Tragweite gewürdigt werden.

Wir treten nunmehr der Entdeckung selbst näher. Dr. D. Hahn in Reutlingen hat mit seinem Werke über die „Meteorite (Chondrite) und ihre Organismen“* den Zeitgenossen am Schluß des verwichenen Jahres eine wissenschaftliche Gabe gespendet, deren Inhalt von einer der größten Entdeckungen aller Zeiten Kunde giebt. Welch einen glänzenden Zuwachs die Reihe seiner berühmten schwäbischen Landsleute Kepler, Schiller, Schelling, Hegel, Uhland, Strauß, Rob. Mayer an ihm erhalten hat, wird am geeignetsten durch eine kurze Berührung des ganz eigenthümlichen Herganges der Entdeckung belegt werden.

Es war um die Mitte der sechziger Jahre, als von Montreal in Canada die Kunde von einem Fund nach Europa drang, die unter Geologen und Paläontologen das größte Aufsehen erregte. Es sollten nämlich in einem der in Serpentinfaß des Laurentiangneißes eingebetteten Knollen

* Die Meteorite sind entweder Eisen- oder Steinmeteorite und heißen, wenn beide Formen mehr oder minder gemengt erscheinen, Pallasite. Diese sind je nach dem Vorwiegen des Eisens sehr verschieden. „Eine dritte Classe, die am häufigsten fallenden Meteorite, besteht aus einem Gemenge von Körnchen und Meteor-eisen, Magnetkies, Chrom-eisen, Titanit, Olivin, Augit, Bronzit, Anorthit, Quarz u. s. w., in welcher Masse sich aufs zahlreichste eingelagert finden kleinere oder größere helle kugelige oder birnförmige Kügelchen, *chondrolithen*, scheinbare Krystalldrusen von Kieselverbindungen, Bronzit oder Enstatit genannt. Diese mineralogisch schwierig zu charakterisirenden, in chemischer Beziehung sehr variablen Steine werden Chondrite genannt. Zuweilen sind diese Chondrite ganz schwarz, und in ihnen wurden amorphe Kohle und bituminöse Stoffe als wahrscheinliche Zerlegungsproducte organischer Verbindungen wahrgenommen, über deren Natur keine Vermuthung gewonnen werden konnte.“ Recension des obigen Werkes von Professor Dr. Hermann Karsten in der „Natur“ Nr. 14 und 15, 1881.

versteinerte Reste eines Thieres erkannt worden sein. Da dessen Beschaffenheit auf die Frühzeit der ersten organischen Schöpfung zurückwies (Coz, die Morgenröthe), erhielt es den Namen Cozoon, unter welchem es 1866 „auf das erste, noch ganz weiß gelassene Blatt der Naturgeschichte eingetragen“ und alsbald unter lebhaftester Discussion Mittelpunkt einer eigenen Literatur wurde. In dem Streit der Gelehrten betheiligte sich D. Hahn, und zwar, trotz anderweitiger Berufsthätigkeit als Rechtsanwalt, in so hervorragender Weise, daß ihm für diese seine erste Arbeit über das Cozoon, worin er die Ueberzeugung vertheidigte, „daß es ein Thier nicht sei“, seitens der naturwissenschaftlichen Facultät der Tübinger Universität die Doctorwürde honoris causa ertheilt wurde. Die auf eine Einladung der Regierung von Canada dahin unternommene Reise gab ihm Gelegenheit, die Schichtenlagerung an Ort und Stelle zu besichtigen und sich in den Besitz einer großen Anzahl von Probestücken des Cozongesteines zu setzen. Nach seiner Rückkehr ergab die mikroskopische Untersuchung der davon angefertigten Dünnschliffe, „daß der Kalk des Laurentiangneißes von Canada, der ältesten Sedimentschicht unserer Erde, eine Pflanzenschöpfung enthalte, angehörend der Familie der Algen.“ Das Cozoon war also nicht Thier, sondern Pflanze und hieß nunmehr Co-phylum.

Hiermit war die Bahn zu all' den weiteren staunenswerthen Entdeckungen D. Hahn's eröffnet, über deren ersten Cyklus seine 1879 erschienene Schrift: „Die Urzelle“, Auskunft giebt. Dieselbe führt, wie der Titel weiter besagt, den „Beweis, daß Granit, Gneiß, Serpentin, Talk, gewisse Sandsteine, auch Basalt, endlich Meteorstein und Meteoriten aus Pflanzen bestehen“ — mithin eine Neubegründung der Entwicklungslehre durch Thatfachen!

Ein fesselndes Buch! Bei geringer Seitenzahl doch bändeschwer. Keine ermüdende Einführung in der Gala gelehrter Polemik, nur kurze Notizen, mit wem und womit der Leser zu thun bekommt. Dann sofort der verwegene Kopfsprung in die dunkle Fluth urweltlicher Forschung. Kleinod auf Kleinod taucht empor. Kaum daß die Ungeduld der

Siegesgewißheit der Feder und dem Stift eine Pause gönnt, die Ausbeute dingfest zu machen. Härtestem Gestein, durch Schliff gezähmt, entreißt das Mikroskop Bilder der urorganischen Lebendigkeit zu lapidarstilartiger Uebertragung in Wort und Bild. Der harte Stein, er mußte die Wahrheit sagen in entsprechender Form. Das Fragmentarische in der Vorführung des Verlaufes, je nach der Wechselfolge von ahnendem Suchen und untrüglich Schlag auf Schlag zutreffenden Erfolgen reißt mit sich fort. Es spottet der ungestüme Drang des einigenden Gedankens aller weicheren zögernden Ausglättung der granitfesten Satzgebilde des Autors, hier des Urhebers auch in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Kurz, hier ist der Einblick offen in eine Werkstätte der Hirn- und Handarbeit von so reicher Ergiebigkeit und nie erlebter Neuheit der Producte, wie sie dem Psychologen nur selten geboten wird.

Dem Texte folgen als exacte Beweisführung nahe an dreihundert Abbildungen auf dreißig Tafeln, alle vom Verfasser selbst entworfen, theilweise ausgeführt und auf Stein gezeichnet. „Was,“ sagt er, „dem stolzen Fernrohr nicht, das war dem bescheidenen stillen Mikroskop vergönnt.“

Die unausbleibliche Ermüdung nach so ungewöhnlicher, jahrelanger Anstrengung, wie sie ein auf diesem umständlichen Wege hergestelltes Werk erfordert, giebt sich in dem Wunsch zu erkennen, daß nunmehr seine Genossen in der Wissenschaft auf dem von ihm erschlossenen Wege besonnen vorgehen möchten. „Ich muß die Arbeit in andere Hände legen, das weiß ich,“ sagt er in dem klaren Bewußtsein, daß durch seine Entdeckungen die bisherige Wissenschaft der Geologie mit einem Schlag zum dritten Theil antiquirt, ja daß nun erst ein Grund darin gelegt sei. „So kann er denn seine Arbeit ruhig in die Welt senden. Ihr Erfolg, die Anerkennung der Thatfachen und ihrer Deutung macht ihm keine Sorge.“

Wenn gleichwohl die Anerkennung weniger schnell erfolgt ist, so wird dies insofern erklärlich, als erfahrungsmäßig der Beifall um so zäher zurückhält, je unvernünftiger ein großes Ereigniß die Zirkel bedroht, innerhalb deren sich die Wissenschaft heimisch eingerichtet weiß. Denn

wo plötzlich die Last solch eines wissenschaftlichen Meteoritenfalles einbricht, da pflegt es stets eine Weile zu dauern, ehe die also Betroffenen aus dem Zustande der ersten Betäubung sich zu neidloser Anerkennung aufraffen, bis und gerade weil sie gewahr werden, daß sie selbst ja der Neugeburt die Wege mit bereitet hatten und daß sie sich zu ihr als Fleisch von ihrem Fleisch und als Blut von ihrem Blut befehlen müssen.

Das bloße Schweigen der Fachgenossen war aus dem angeführten Grunde ruhig abzuwarten, und „die völlige Theilnahmlosigkeit aller Gelehrten, welche die Sache am meisten berührt“, ist sicherlich zum großen Theil eben darauf zurückzuführen. Dem „bald leiser, bald schärfer ausgeprochenen Spott der Fachmänner“ aber mußte begegnet werden. Wie der gefeierte Aufdecker des homerischen

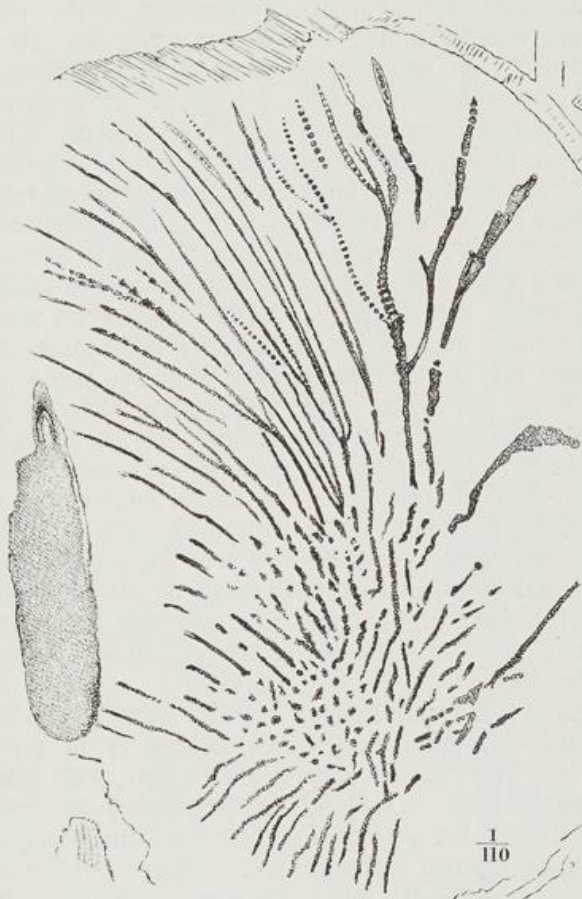
Troja durch immer neue Funde die Spötter verstummen machte, so hat auch Dr. Hahn in seinem neuen Werke ein Monument errichtet, dessen durchschlagende Beweiskraft geeignet ist, diejenigen zu bescheiden, welche sich vermessen haben, den dargelegten Thatfachen „Phantasiegebilde“ unterschieben zu wollen. Wo daher nicht Worte, sondern reine Thatfachen der wesentliche Inhalt dessen ist, was Einer fund giebt, da werden eben „Dinge ge-

sprochen“, das heißt es ist die Rede von Thatfachen, denen als solchen in den sie durchscheinenden Gedanken eine Schutzwehr der Wahrheit anhaftet, die für jede ungerechte Zumuthung unnahbar ist.

Ob schon Dr. Hahn äußert: „unsere Wissenschaft ist unglaublich“, so kann doch angesichts von Beurtheilungen, wie sie

unter anderen die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ gebracht hat, der Vorwurf im allgemeinen nicht gelten, da die offene Anerkennung am Schlusse des Artikels, daß Hahn's „Urzelle“ in ein neues Zeitalter der Naturwissenschaft führe“, nach dem Vorausgehenden durch ein gründliches Verständniß des Ganzen gerechtfertigt wird. Ueberhaupt lassen sich Experimente nur durch Gegenexperimente, also auch Thatfachenbeweise durch das Mikroskop nur durch eben solche Gegenbeweise entkräf-

Fig. 1.



Gophyllum. Der erste Fund aus dem Laurentianakalk von Canaba. Je ein Stengel bildet eine Pflanze. („Urzelle“ Taf. IV.)

ten. Bis jetzt liegen derartige Gegenbeweise nicht vor. Auch die gegenwärtige Besprechung ist weit davon entfernt, ein empirisch begründetes Urtheil abgeben zu können. Wohl aber bleibt ihr der Versuch unbenommen, indem sie eine kurz vor Veröffentlichung der „Urzelle“ erschienene Schrift in Betracht zieht, die Philosophie für jene mit eintreten zu lassen.

Unter dem vielversprechenden Titel nämlich: „Die psychische Bedeutung des

Lebens im Universum" erhebt sich die genannte Schrift von untrüglicher Grundlage aus im Aufschwung maßvoller Speculation zur Spende von „Resultaten einer philosophischen Naturforschung über den kosmischen Ursprung des Lebens, über die Entstehung des Menschen und der Arten im Thier- und Pflanzenreiche“. Der Verfasser, W. H. Preuß, Navigationslehrer in Elsfleth, hat, abgesehen von seinen literarischen Arbeiten für Navigations- und Marine Schulen, bereits früher auch „über die materielle Bedeutung des Lebens im Universum“ eine wissenschaftliche Abhandlung herausgegeben. Die Schrift über die psychische Bedeutung des Lebens im Universum, so kurz und bündig wie die „Urzelle“ von Hahn, ist kaum minder inhaltschwer. Ihre wahre Bedeutung aber erhält sie erst dadurch, daß sie auf dem ihr durch Hahn's Entdeckung vermittelten festen Boden des Auftretens unwiderlegbar im Princip wird.

Die philosophische Ansicht des Norddeutschen erhält Seite für Seite ihre Sicherstellung durch den süddeutschen Empiriker, und die von diesem aus Licht gezogenen Thatfachen werden von jenem der verkleinernden Skepsis entrückt. Beide verfolgen wie auf Verabredung dasselbe Ziel, ohne daß, wie das gegenseitige gänzliche Stillschweigen schließen läßt, der Eine irgend eine Kenntniß von den Schriften des Anderen besessen hätte.

Das eigenthümliche Zusammentreffen dieser Arbeiten, welche der fast gleichzeitigen Erscheinung und dem Inhalte nach so auffallend übereinstimmen, muß dem Glauben an die Wahrheit der gegebenen Aufschlüsse glücklich zu Statte kommen. Denn nach Preuß' eigenen Worten bildet die Zuthat von Gedankenstoff, welche Erfahrungssätze enthalten, das speculative Gewand der allgemeinen Urtheile und liefert damit, bar aller hochfliegenden Pläne und apriorischen Luftschlösser der Philosophen, recht eigentlich der Forschung den Schlüssel zur Welterkenntniß.

Hahn und Preuß stehen jeder so selbstständig auf festem Boden, daß, im Grunde genommen, keiner nöthig hat, sich am Anderen zu ergänzen. Die gegenseitige Deckung ihrer Lehren, vollständig wie sie ist in allen Hauptpunkten, hat sich ohne jede subjective Nachhülfe rein von selbst

ergeben. Gleichwohl werden sie sich, in die Seele ihrer Gegner hinein, einverständlich die Hand reichen, in der Ueberzeugung, es werde auf manche von diesen das durch freie Gegenseitigkeit verstärkte Gewicht der Autorität von Thatfachen nicht ohne befehlende Rückwirkung bleiben.

Wenn die „Urzelle“ füglich als das erste Stadium der Hahn'schen Entdeckung gelten kann und die „Meteorite“ als das zweite, so muß, bevor auf letzteres näher eingegangen wird, noch kurz erwähnt werden, daß die „Urzelle“ auf ihrem Wege zu den Anfängen des organischen Lebens vor dem Erdinneren vorläufig Halt gemacht hatte. Preuß war inzwischen ohne Bedenken über die Hypothese eines vermeintlich vororganisch leblosen Erdkernes hinweggeschritten. Denn indem er diesen für nichts Anderes als für einen Umsatz organischer Massenschöpfungen erklärte, war er bei dem Erstwerden des Planeten selbst angelangt. Diese scheinbare Differenz gleicht sich jedoch vor dem Gesamtüberblick der Hahn'schen Entdeckung, wie er nunmehr nach dem Erscheinen des neuesten Werkes vorliegt, vollkommen aus in dem apodiktischen Endergebniß: „Der erste Anfang des Planeten war die Zelle“ (Hahn), und: „Der Erdball ist nur der Träger der Organismen, und diese haben sich den Träger erst erschaffen. Alle Materie war organisch.“ (Preuß.)

Hahn hatte jedoch über die Grenze, vor welcher er in der „Urzelle“ stehen geblieben war, daß nämlich der Erdkern und damit auch die Erkenntniß der wirklichen Entstehungsgeschichte unserer Erde stets verborgen bleiben werde, schon einen ahnenden Blick hinausgethan, der ihn an der Möglichkeit weiteren Vordringens nicht zweifeln ließ. „Der Meteorstein hatte ihm die ferne Durchfahrt gezeigt“, indem ihm dieser sowohl wie auch das Meteorstein „Pflanzen und nichts als Pflanzen“ zu erkennen gab. Bei dieser Aussicht und im Unmuth über die wenig sachlichen Angriffe der Gegner raffte er sich zu ferneren, bei einem anstrengenden Beruf fast über Menschenkraft gehenden Arbeiten auf. Der Löwe schüttelte die Mähnen, und mit welchem Erfolge an neuen, den Kampfplatz frei machenden Aufschlüssen! „Es ist die Thierwelt,“ so

lautet die Botschaft, „in einem Gestein, welches auf unsere Erde herabfiel und uns Kunde brachte von kleinsten Wesen aus fernsten Räumen — eine Thierwelt, welche zu erblicken ein sterbliches Auge kaum hoffen durfte; eine Welt von Wesen, welche uns zeigt, daß dieselbe Schöpferkraft, welche unsere Erde aus einem Dunstnebel hat werden lassen, überall und gleichmäßig im Welt-raum gewirkt und geschaff't hat.“

Doch vergewissern wir uns nun zunächst, wie er hat zu Werke gehen müssen, bevor er den kühnen Anspruch thun konnte: „Wir sehen vor uns ein Stück Planeten, wie er im Werden war.“

Daß er die Abbildungen zur „Urzelle“ alle selbst entworfen, theilweise ausgeführt und auf Stein gezeichnet hatte, sowie daß darauf hin der Einspruch erhoben wurde, bei diesem Verfahren hätte die Phantasie zu freiem Spielraum gehabt und es möchten deshalb Unzuverlässigkeiten mit untergelaufen sein, ist oben erwähnt worden.

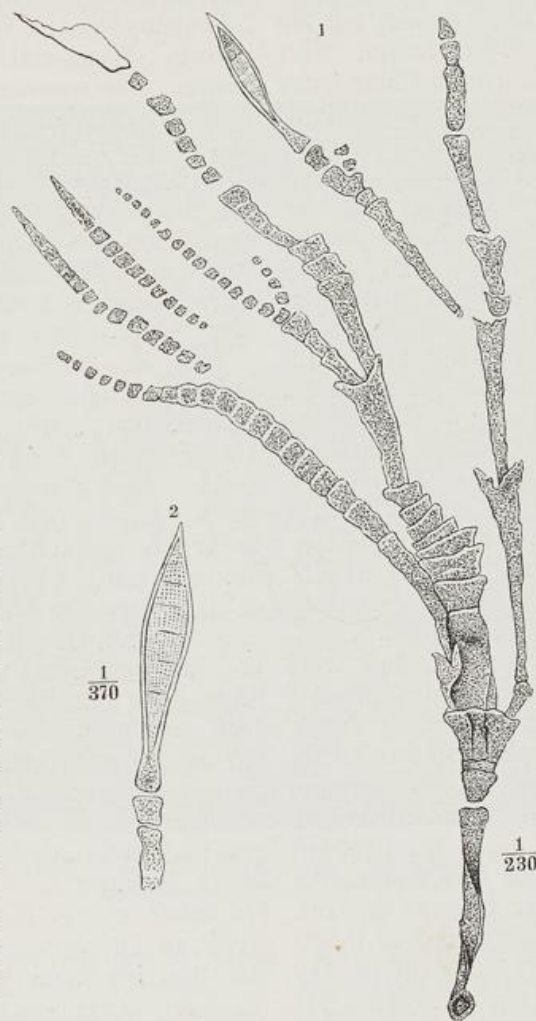
Deshalb nahm er sich vor, trotz des vollen Bewußtseins, daß er es bei der Herstellung der Tafeln an gewissenhaftester Sorgfalt nicht hatte fehlen lassen, auch dem allerleisesten Schein eines begründeten Vorwurfs zu begegnen. Der große Aufwand an Kosten, an Zeit und Arbeitskraft wurde nicht gescheut. Denn die Herstellung von Dünnschliffen der

Steinplatten war wegen darin enthaltenen Eisens mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden; auch mußte der Forscher mit Rücksicht auf den hohen Preis des Materials diese Aufgabe, unter der unermüdlichen Beihilfe seiner Schwägerin, Fräulein Pauline Schloz, selbst auf sich nehmen. Und damit ihm nicht wieder von „Phantasiegebilden“ gesprochen werden möchte, entschloß er sich zur photographischen Darstellung, wenn auch das photographische Bild theils weniger enthält als der Gegenstand, theils den richtigen Eindruck von Hell und Dunkel in Folge der Farbenwirkung vermissen läßt.

In Bezug auf diesen Umstand bemerkt Professor Karsten: „Leider hat sich unser Autor durch einen kritischen Kritiker verleiten lassen, seine in der „Urzelle“ befolgte Methode des Selbstzeichnens aufzugeben und statt eigener Zeichnungen nur Photographien zur Erläuterung und Beglaubigung vorzulegen. Beides würde neben ein-

ander mehr befriedigt haben.“ So richtig diese Bemerkung an sich ist, so wenig durchschlagend erscheint sie hinterdrein, nachdem erst durch die photographisch erhärteten Thatfachen jede weitere unkritische Kritik mundtot gemacht worden ist. Diese würde schwerlich sobald nachgelassen haben, die beliebten „Phantasiegebilde“ unterzuschieben, um nur der Beanstandung stets neue Nahrung bieten

Fig. 2.



1 Die 200malige Vergrößerung der dritten Pflanze rechter Hand auf Fig. 1. 2 Sporenzelle. („Urzelle“ Taf. V.)

zu können. Jetzt aber fragt es sich einfach, worauf mehr Werth zu legen ist, ob dem die Wahrheit benagenden Zweifel sofort ein für allemal ein Ende gemacht oder ob die erwünschte noch größere Deutlichkeit erreicht wird? Würde letztere nicht dennoch, wenn sie ohne den photographischen Beistand unerledigten Zweifeln ferner noch ausgesetzt geblieben wäre, nutzlos gewesen sein? Allerdings wären eigene Zeichnungen des Autors zugleich mit den Photographien das Beste gewesen. Aber es ist denn doch Uebermenschliches einer menschlichen Arbeitskraft nicht zuzumuthen!

Was schließlich die Vergrößerung und die photographische Darstellung, wozu ein mikrophotographischer Apparat von Seibert & Krafft in Weglar benutzt wurde, betrifft, so geschah dieselbe unter Hahn's Leitung im photographischen Atelier der Herren Otto Lauer & Carl Böhler in Reutlingen, unter Beihülfe des Herrn Dr. Schreiner, Assistenten am chemischen Laboratorium in Tübingen. Die Steine, von denen die Dünnschliffe genommen wurden, waren durchaus beglaubigte.

Somit war auf Alles sorgsam Bedacht genommen, was dem Gedeihen der Arbeit förderlich sein konnte. Daher ist denn auch ein Prachtwerk zu Stande gekommen, welches, deutscher Kunst und Wissenschaft zur höchsten Ehre reichend, nach jeder Seite unbedingte Zuverlässigkeit gewährleistet. Was es zur Anschauung bringt, besitzt in der Art und Weise seiner Entstehung und Ausführung documentare Beweiskraft. So wird es denn kaum für überflüssig oder gar für einen Fehlgriff zu erachten sein, wenn hier nachdrücklich das Geschichtliche, der Hergang der Entdeckung ins Auge gefaßt wurde, in Uebereinstimmung mit der stichhaltigen Behauptung, daß mit der Darstellung des thatsächlichen Verlaufes einer Begebenheit auch das unparteiische Urtheil über dieselbe gegeben ist.

* * *

Es scheint hier nicht unpassend, einem Ueberblick über den literarischen Bestandtheil der „Meteorite“ einige Mittheilungen voranzuschicken, die uns gelegentlich unter anderen ähnlichen zugegangen sind. Mögen dieselben zum Beweise dienen, daß die wissenschaftliche Kritik begonnen hat, von

ihren Gerechtsamen einen der neuen Entdeckung zustimmenden Gebrauch zu machen.

Charles Darwin erklärt brieflich an Dr. Hahn: „... it seems to be very difficult to doubt that your photographs exhibit organic structure“, und erkennt die Entdeckung an als „one of the most important“. Als ihm Dr. Hahn persönlich die Originale vorzeigte, fuhr Darwin von seinem Sitze auf mit dem Ausruf: „Almighty God! What wonderful discovery! Wonderful!“ Und nach einer Weile: „Now reaches the life down!“

Daß von den ersten Autoritäten Englands, Prof. Dr. Duncan und Robert Etheridge, eine von Dawson und Carpenter als Canal einer Foraminifere angesprochene Form aus dem Gneißfalk von Canada als „Süßwasser-alge“ anerkannt wurde, wird nächstens von betheiligter Seite näher erörtert werden.

Herr Dr. Weinland in Göttingen hat es unternommen, die besten der in den „Meteoriten“ photographirten Formen in den Schriften der Leopoldina herauszugeben. Der Anfang ist schon damit gemacht. Er und Herr Prof. Dr. G. Jäger, Beide Zoologen ersten Ranges, stimmen darin überein, daß Dr. Hahn auch nicht in einer Form sich getäuscht habe.

Herr Professor Dr. Hermann Karsten in Schaffhausen erkennt die große Bedeutung der Hahn'schen Entdeckung in der oben erwähnten Recension mit der Bemerkung an: „Ueber diese Chondrite mit ihren mannigfachen undefinirbaren Einschlüssen sind nun nicht nur Vermuthungen, sondern Ergebnisse mühevollster Forschung enthalten in einem epochemachenden Werke, welches kürzlich die Laupp'sche Presse in Tübingen verließ und die Ansicht über die Natur der Meteorsteine in ein neues, ganz unerwartetes Licht stellt.“

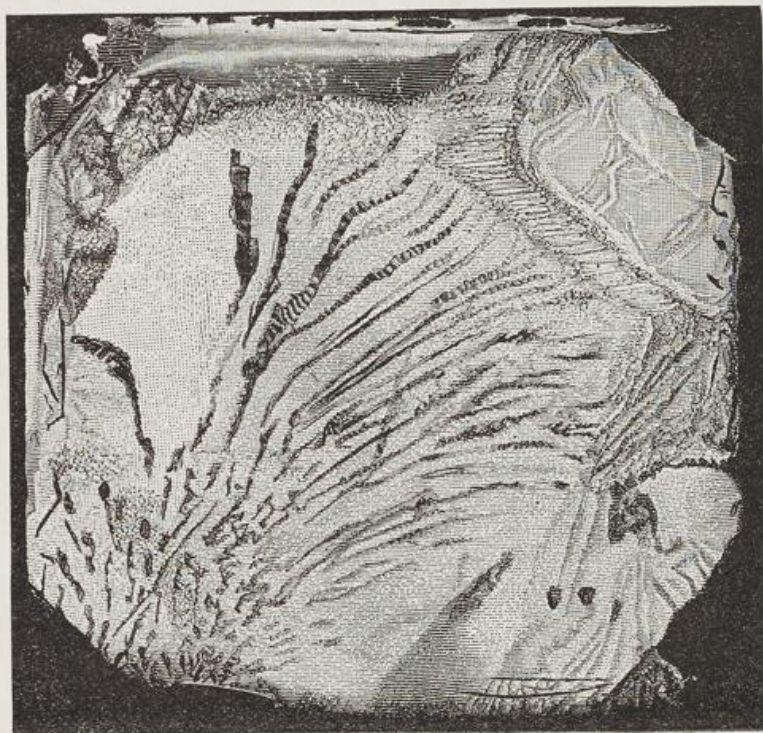
Der „Schwäbische Mercur“ (Nr. 88, 1881) bringt folgendes Schreiben von Herrn Dr. Weinland an Herrn Professor Dr. v. Quenstedt. „... Den Beweis, daß in den Meteoriten organische Formen, die mineralogisch sich nicht deuten lassen, vorhanden sind, hat nach meiner Ueberzeugung schon Dr. Hahn in seinem vor Neujahr erschienenen Werke: „Die Meteorite und ihre Organismen“, vom mineralogischen Standpunkt aus vollständig geliefert und durch seine photographischen

Abbildungen erhärtet. Diese epochemachende Entdeckung ist also kein Verdienst allein. Als meine Aufgabe sehe ich es nunmehr an, die organische Structur seiner Gebilde speciell mikroskopisch nachzuweisen, die zum Theil sehr merkwürdigen Formen, die auf einem anderen Weltkörper gelebt, mit unseren bekannten irdischen Thiergestalten zu vergleichen und so diese interessante neue außerirdische

Hahn gefundenen Formen. Damit ist allerdings eine große Autorität gewonnen.

Welche Wege französische Gelehrte bisweilen einschlagen, um deutschen den Rang abzulaufen, erhellt aus dem Verfahren des Pariser Akademikers Daubrée, welcher in seiner „Experimentalgeologie“ den Versuch machte, Meteoriten künstlich darzustellen, das heißt Klumpen von Olivin und Enstatit, in welchem sich das eine oder

Fig. 3.



Dieselbe Pflanze wie Fig. 1. Hier zum Vergleich der Uebereinstimmung von Handzeichnung und Photographie. („Met.“ Taf. XXXII, 2.)

Thierwelt, soweit es mit dem Material, das mir freundlichst zur Verfügung gestellt ist, möglich, zoologisch zu begründen. Lassen Sie mich hinzufügen, daß es mir gelungen ist, von einer Anzahl dieser Wesen das Ganze ihrer inneren und äußeren Structur aufs klarste und so überzeugend darzustellen, daß Zweifel für den Zoologen gar nicht mehr denkbar sind.

Eßlingen, 12. April 1881.

Dr. D. F. Weinland.“

Am Tage darauf war Professor v. Quenstedt von Tübingen aus zum Besuch bei Dr. Weinland und bestätigte diesem die organische Natur der von Dr.

andere Mineral vielleicht auch ein Bißchen kugelig beim Abfühlen aushub. Dieser Herr Daubrée hatte den Meteorstein von Knyahinya in seinem Werke auch abgebildet, so schlecht als es nur möglich war, wie er denn in seinem Werke nur Schmelzversuche, aber keine mineralogischen Untersuchungen bietet. Die „Meteorite“ haben eine kurze Notiz, welche besagt, daß der Verfasser erst nach Abschluß seiner Arbeit das Daubrée'sche Werk in der Uebersetzung zur Hand bekommen hat. Hahn thut daselbst Daubrée's eine immerhin glimpfliche Erwähnung, fügt aber doch noch hinzu: „Er hat gepreßt, geschmolzen, aufgelöst,

berechnet, nur nicht — gesehen.“ Später schickte er ihm die „Meteorite“ zur Vorlage an die Akademie, wohl wissend, was kommen werde. Es kam denn auch. Der große Gelehrte posaunte in die Welt hinaus, er habe dieselben Formen durch Schmelzung bekommen. Auf das Ersuchen, einige solche Mirakel zu senden, blieb Alles still, und sie kamen nicht. Inzwischen versicherte Professor v. Quenstedt, der diese Kunstproducte einmal in Heidelberg zu Gesicht bekam, davon sei keine Rede, daß die Daubrée'schen Fabrikate mit Hahn's Meteoritenbildern identisch seien. Der gute Mann hatte übrigens auch ganz vergessen, daß die Structuren der Meteoriten 0,001 mm Durchmesser haben, was kein bloßes Mineral zu Wege bringt.

Ueber diese äußerst merkwürdige Thatsache der außerordentlichen Kleinheit der nichtirdischen Korallengebilde bringt das „Ausland“ Nr. 16, 1881 einen Artikel: „Korallen in Meteorsteinen“ von Dr. Weinland. Derjelbe sagt: „Es ist eine wahre Liliputwelt gegenüber der irdischen. Das von uns soeben genannte Korallenstöckchen, das wir bald an einem anderen Orte zu Ehren seines Entdeckers unter dem Namen *Hahnia meteoritica* beschreiben und abbilden werden, ist ein eben noch für ein gutes Auge sichtbares weißes Tüpfelchen in dem Meteoritenschliff. Sein größter Durchmesser mißt nur 0,90 mm; die einzelnen Kelche durchschnittlich etwa 0,05 mm. Doch werden wir uns auf noch ganz andere Dinge bei diesen außerirdischen Thierorganismen gefaßt machen müssen.“

* * *

Hahn hat sich, um hier kurz die Inhaltsfolge seiner Schrift zu berühren, vorzugsweise mit den Chondriten beschäftigt, und wo er von Meteoriten redet, meint er diese am zahlreichsten vertretene Classe von Steinmeteoriten. Die Chondrite, ein Olivin, Feldspat-(Enstatit-) Gestein, sind nicht ein Lager, nicht ein Conglomerat, sondern ein Filz von Thieren, ein Gewebe, dessen Maschen alle lebendige Wesen waren, und zwar Thiere der niedrigsten Art, Anfänge einer Schöpfung, dieselben, welche in unseren Silurschichten vorherrschen — Schwämme, Korallen und Crinoiden. Die Abbildungen, von nur ganz unzweifelhaft organi-

schen Wesen, gestatten ungehinderte Rückschlüsse auf die Bildung der Erde. In Betreff von nicht ganz vermeidlichen Irrthümern in der Classification der Thierformen und bezüglich der Unterlassung von Unterabtheilungen wird an künftige Untersuchungen eines reichhaltigeren Materials appellirt.

Der erste Abschnitt bespricht die bisherigen Ansichten über die Meteorite. Gegen wen der Stachel des vielagenden Mottos „*Δὸς μοι κέρτορ*“ gerichtet ist, dürfte unschwer zu errathen sein. Einen geschichtlichen Ueberblick über die auf die Meteoriten bezüglichen Forschungen knüpft der Verfasser an die Schrift über die Urzelle an. Was ihm nämlich nach Abschluß derselben der nachträglich zögernde Versuch mit zwei Schliffen von Meteorsteinen habe als in Füllmasse eingelagerte Pflanze, als Conglomerat, erscheinen lassen, das müsse er nunmehr auf Grund seiner Untersuchung von 360 aus 20 Chondriten hergestellten Schliffen für eine ganz aus organischen Wesen gleich unseren Korallenfelsen gebildete Masse erklären. Also keine Pflanze, wie er früher annahm, aber Pflanzenthier! „Und der ganze Stein ein Leben; ich denke, die Wissenschaft darf mir den ersten Irrthum gern verzeihen.“

Seine damalige Behauptung, daß das Meteorstein nichts als ein Pflanzenfilz sei, hält er fest, fügt hinzu, daß er auch im Eisen Thierformen gefunden, und folgert aus seiner Feststellung der mineralogischen Eigenschaften der Chondrite den Wegfall aller Hypothesen über die metamorphischen und plutonischen Gesteine. Auch die Theorie von dem feuerflüssigen Inneren der Erde wird verabschiedet und das Dasein brennbarer Gase, insbesondere das der Schwefelgase, als Ursache der vulcanischen Erscheinungen auf organische, im Erdinneren vorhandene Stoffe zurückgeführt.

Die ausführlichere Begründung dieser Schlussfolgerungen für die Erdbildung und für die Thatsachen, welche die Astrologie daraus ableiten kann, wird speciell die Fachwissenschaft beschäftigen, in deren Bereich es liegt, eine verständnißvolle Theilnahme nicht bloß in den ihr nahestehenden Kreisen zu erwecken.

Am Schlusse dieses Abschnittes nimmt Hahn dann noch Veranlassung, indem er

vor allen früheren Arbeiten über die Meteoriten die Untersuchungen des Münchener Oberbergdirectors Gümbel bevorzugt, dessen Ausspruch anzuführen: „Viel leicht gelingt es dennoch, die Anwesenheit organischer Wesen auf außerirdischen Körpern nachzuweisen.“ Eine Vermuthung, die damals noch als ein schüchternes „Viel leicht“ sich vernehmen ließ, ist gegenwärtig in Hahn's Ausspruch: „Ich hoffe, dies sei gelungen“ zur Gewißheit erhoben.

Mit der Feststellung der Erfordernisse für die Beweisführung, daß ein pflanzlicher oder thierischer Organismus vorliege, wird diese selbst im folgenden Abschnitt mit fortlaufender Bezugnahme auf die in den Tafeln enthaltenen Formen zur Anschauung gebracht. Es wird gezeigt, daß diese Formen nicht todt eingebettet sind, sondern daß „die eine aus der anderen gewachsen“ und in Wahrheit „lebend vom

Leben begraben“ ist, daß im Chondritgestein kein Raum ohne Leben, kurz, „daß Alles Leben“ ist und daß durch diese Thatfache erst das volle Licht auf die Entstehung des Planeten geworfen und damit der nichtorganische Anfang der Erde und der Weltkörper überhaupt

widerlegt wird. Betrachtungen, welche sich über „Stein im Stein“, über „Fortpflanzung“ und über „Entwicklung“ anreihen, wollen nicht als abschließend, sondern nur als Fingerzeige für künftige Forschungen gelten. Ein eigener Abschnitt, „Das Meteoreisen“, enthält die Beseitigung des Ein

wurfs, daß sich Pflanzen nicht in Eisen hätten verwandeln können. Er macht es gewiß, daß Meteoreisen, in welchem Crinoiden und Schwammformen gefunden worden sind, ein Schmelzproduct nicht sein kann, und führt, den Kern der Erde im Verhältniß zu deren Schwere als aus Eisen bestehend angenommen, zu dem Schluß, daß der erste Anfang unseres und daher aller Planeten, wie oben bereits erwähnt ist, eine organische Bildung war. Auch dem „Eisen von Dvifak“, wovon Nordenfjöld Proben nebst Basalt, in welchem es gefunden wurde, zur Untersuchung überlassen hatte, wird ein eigener

Abchnitt gewidmet. Noch ist die Frage, ob dieses Eisen meteoritischen Ursprungs ist oder nicht, eine offene. Hahn hält es für wahrscheinlich, „daß wir in dem Eisen von Dvifak den Eisenkern der Erde zu Tage treten sehen“, und spart eine Untersuchung im Dünnschliffe auf die Zeit auf,

Fig. 4.



Urania Guilelmi. So genannt zu Ehren unseres Kaisers. Vom Meteorstein von Knyahinya in Ungarn; steht zwischen Alge und Jarn.

1 Kreisrundes gewölbtes Blatt. 2 Samenzellenansatz. 3 Zwölf Samenzellen. 4 Junge Zellen. 5 Vergrößerungen der Zellen. Schlifffläche 70 □ mm. Urania in acht sehr schönen Exemplaren darin. („Urzelle" Taf. XVII.)

wo ihm das Material ganz zur freien Verfügung gestellt sein wird.

Die Schlußfolgerungen im letzten Abschnitt befassen sich mit dem „Ursprung der Meteorite“, mit der „Erdbildung“ und mit der „Zukunft unseres Planeten“. Hiermit wird die philosophische Naturforschung nicht bloß gestreift, es wird vielmehr ihr Gebiet sicheren Schrittes betreten, und zwar von einem Boden aus, dessen Festigkeit durch die photographischen Abbildungen auf einer Gesteinbasis von mikroskopisch geprüfter Untrüglichkeit verbürgt ist. Die hehre Gedankenbahn aus einem so beschaffenen Grundbau in astronomische Zeit- und Raumfernen unterhält in maßloser Dehnbarkeit den stetigen Zusammenhang zwischen ihren Endpunkten, der sinnlichen Greifbarkeit einerseits und einer idealen Schlußfolgerung andererseits, deren Halt die irdische Wirklichkeit ist.

Auf diesem Gebiete trifft nun Hahn unermuthet einen Kampf- und Forschungs-genossen, welcher gleich ihm den Wall, an dem die Fluthen der Schöpfungstheorien sich bisher alle gestaut haben, durchbrochen hat. Es ist Preuß, der seine Lehre als eine durchaus neue, consequente und in sich widerspruchsfreie bezeichnet, ein Vorzug, den auch Hahn für die seinige in Anspruch nimmt. Es gilt nun, auf dem Wege der Vergleichung nachzuweisen, daß Beide in allen Hauptstücken übereinstimmen und daß die wenigen Ausnahmen erhebliche Schwierigkeiten für eine befriedigende Ausgleichung nicht erkennen lassen.

Der alleinige Punkt, woran die Hebel mit Erfolg angelegt werden konnten, war der für die Entstehung des organischen Lebens fertig vorausgesetzte unorganische Erdball. Preuß kehrt, wie vordem Copernicus, die Sache einfach um und stürzt die Herrschaft des alten Dogmas. Denn das Organische ist älter als die unorganische, durch Umsatz des Organischen entstandene Materie. Das Unorganische ist das Exorganische, nach Hahn's prägnantem Ausdruck „Leben vom Leben begraben“.

Die Atomenlehre, welche darauf ausgeht, den Weltproceß zu erklären, müht sich vergeblich ab, weil sie die Entstehung der ersten Organismen von einer unorganischen, mechanisch zu Stande gekommenen Unterlage abhängig macht. Sie zersplittert sich in einander widersprechende Hypothe-

sen, bis sie mit ihren Schläffen sich dadurch in einem Zirkel verfängt, daß sie die Atome selbst gerade mit denjenigen Eigenschaften ausstattet, die sie an den Dingen zu erklären versucht. Dem ungeachtet birgt sie als die Stufe der Erkenntniß, die den Schritt auf eine höhere ermöglicht, die Vorschule zu der neuen, durch die Meteorite erschlossenen Schöpfungslehre. Ist es ihr doch unverwehrt, den Bann des Zirkels mit einem kühnen Satz über die den Ausweg sperrende Irrlehre zu durchbrechen. Als solche erweist sich nächst dem Dogma von einem aus unorganischer Materie entstandenen Erdball die Begabung der Atome mit Eigenschaften, welche den schon entwickelteren Organismen, so weit diese der bisherigen Forschung als lebende oder als versteinerte bekannt sind, entlehnt wurden.

Welche Wege Philosophen und Physiker auch einschlagen mochten, um über die Vorstellung von Atomen sich zu verständigen, sie liefen im besten Falle darauf hinaus, daß die Atome, in Anbetracht der zugestandenen Planmäßigkeit ihrer ununterbrochenen Bewegungen zu molecularen und Zellenbildungen, die Baumeister des Weltgebäudes und Ursprung des organischen Lebens seien. Zu diesem Zweck hat man sie mit Elasticität, ja mit Empfindung und mit sonst geistigen Zuthaten bedacht. Ueberschwängliche Vorstellungen dieser Art indeffen leiden nicht so sehr an Trübung, daß sie nicht von dem Hintergrund eines ahnungsvollen, an der Wahrheit theiligten Schauens durchschimmert wären. Da jedoch die Sprache aller sachlichen Bezeichnungen für solche Vorstellungen entbehrt und sogar im bildweisen Ausdruck hinter denselben zurückbleibt, so haben sie einen Spielraum, dessen Weite es erklärt, wenn feste wissenschaftliche Parolen nicht ausgegeben werden können. Unter diesen Umständen macht es keinen wesentlichen Unterschied, ob jenes erste unsagbare „Es“ oder Etwas, aus dem die Schöpfung hervortrat, Aether oder sonst wie benannt wird. Hahn bedient sich mit Kant-Laplace des Sprachbehelfs „Dunstnebel“, Preuß führt es als „Weltstoff“ ein. Da nun die Atome von jeher ebenfalls in der Rolle des Weltstoffes aufgetreten sind, da ferner Preuß nur „organischen“ Weltstoff kennt und da die den Atomen beigelegten Eigen-

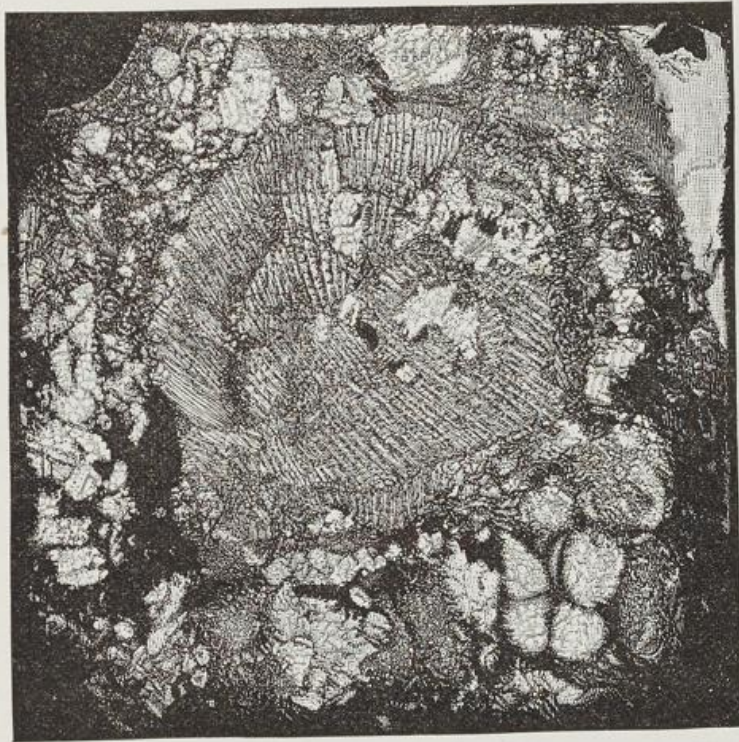
schaften zum Theil frappant denen des organischen Lebens gleichen, so werden sie mit Recht vom Begriff der Organicität ohne Weiteres reclamirt werden müssen.

So lange Logik und Vernunft ein Wort mitzureden haben, wird das Urorganische die Voraussetzung des Exorganischen sein. Daher ist mit dem urorganischen Weltstoff die mechanische Composition des Erdplaneten als perrückenstockartiger Vorrichtung

Aus discreteten Theilen bestehend, ballten sie sich später zu Weltkugeln zusammen. Der urorganische Stoff setzte sich objectiv zu unorganischer Materie um, wodurch einerseits der unorganische Erdball und andererseits der ganze Vorrath von Organismen hervorging, der seine Oberfläche bewohnte.

Die erst später infolge der Umsezung der organischen in unorganische Materie

Fig. 5.



Koralle. Deutliche Zellen mit verwachsenen Wänden. Das Bild zeigt zwei Stöcke. Oben ist ein Hohlraum angedeutet. („Met.“ Taf. XIII, 3.)

für den nachträglichen Aufputz organischer Schichten absolut unvereinbar.

Für Preuß nun sind, um eine gedrängte Uebersicht seiner Lehre zum Theil mit seinen eigenen Worten zu geben, Weltstoff und Weltentwicklung untrennbare Dinge. Er nimmt daher an, daß im Anfang unserer Weltära die ganze Weltmaterie aufgelöst war in minimale Körper, welche als Urorganismen oder biologische Einheiten sich frei, das heißt ohne erkennbares Gesetz, im chaotischen Tanze bewegten und eben durch diese freie Bewegung sich als die Anfänge von Organismen documentirten.

aufstauenden Kräfte, vermöge welcher die jetzigen Körper auf einander wirken, sei es als physikalische, sei es als chemische Kräfte, waren noch nicht in Wirksamkeit. Sie waren in dem Aggregatzustand der biologischen Einheiten gebunden und gingen erst aus der Entwicklung der letzteren zu Organismen neben der Umsezung der Urmaterie in unorganische Materie hervor.

Infolge von Collisionen geschah es, daß die vorher freien biologischen Einheiten einen Complex bildeten, aus dem sich eine höhere organische Einheit entwickelte. Hierbei mußte zugleich nicht nur ein Umfaß von Materie, sondern auch eine in-

directe Auslese stattfinden, insofern die Zahl der sich gesetzmäßig bewegenden Complexe in demselben Maße zunahm, wie die Zahl der sich frei bewegenden Einheiten abnahm. Die Zunahme des Unorganischen also war Abnahme des Organischen. Dagegen gewann der zurückbleibende Bestand des Organischen an stufenweise höherer Entwicklung, und das ist es, was genau mit dem Gesetze von der Erhaltung der Energie stimmt, ja was eigentlich eine Entwicklung erst möglich macht. Somit ist das Unorganische eines Weltkörpers das Maß der Entwicklung seiner Organismen.

Aber erst nachdem der Erdkörper mit der Zunahme seines Volumens angefangen hatte, die Sonnenstrahlen wirksam aufzufangen, kam durch das Sonnenlicht auch die Ernährung der Organismen zu Stande, womit jener einfache Urproceß, Zeugung durch Collision, wo das Lebendige gleichsam progressiv abnahm, in der Art verändert wurde, wie er sich jetzt auf der Oberfläche unseres Planeten abspielt.

Hieraus folgt nun, daß alle organische Wesen und alles Organische früher in anderer Form vorhanden gewesen sein muß. Denn das Zusammentreten von Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Phosphor u. s. w., sei es unter welchen Umständen es wolle, giebt nie einen Organismus, und wer aus diesen Stoffen einen Organismus bilden wollte, müßte dieselben wieder rückwärts in organische Stoffe umsetzen können.

So diente das Unorganische selber, indem es als gasige, flüssige und feste Gebilde auftrat, dazu, die höhersteigende Entwicklung des sich umbildenden Organischen zu fördern, bis dieses, nach und nach zu immer höheren Stufen erhoben, auf dem Gipfel des Selbstbewußtseins im Sonnenlicht den Erdball beschreitet.

Wenn nun Preuß den Schluß zieht, daß der Mensch so alt wie die Erde und schon im Reime vorhanden gewesen sei, als diese noch nicht mehr unorganische Masse enthalten habe, als ein Kind in der Hand halten könne; wenn er damit den ewig räthselhaften Punkt berührt, der auf eine langer Hand vorbereitete Uebereinstimmung der menschlichen Denkgesetze mit der Ordnung der Natur hinweist: so ist dieser Versuch einer anschaulichen Ver-

deutlichung nur die Umschreibung des alten Ausspruches, daß die Erde nicht die Mutter des Menschen, sondern daß vielmehr die Idee der Menschheit die Mutter alles Irdischen ist.

So viel von dem allgemeinen Inhalt einer Schrift, welche sich als Frucht gewissenschaftester Forschung und angestrengtesten Denkens kundgiebt. Das Verlangen der Leser nach weiterer Begründung wird in dem gewissenhaften Studium des Einzelnen volle Befriedigung finden, und zwar namentlich in den neuen Aufschlüssen über harmonische und disharmonische Empfindungen,* über den Aus-

* Der Kernpunkt einer Begründung dieses Vorganges liegt in den Aufschlüssen, welche Preuß über harmonische und disharmonische Empfindungen giebt. Was für vergleichsweise Ausführlichkeit in einer besonderen Schrift maßgebend ist, fällt bei einer gedrängten Uebersicht fort. Für eine solche genügt die kurz skizzierte Fassung der tiefgreifenden Bedeutung der Lehre von den harmonischen und disharmonischen Empfindungen, wie dieselbe an einem anderen Orte im Wortlaut vorliegt: „Die Welt ist Bewegung und Empfindung. Jeder unserer eigenen Bewegungen liegt eine Empfindung zu Grunde, aus welcher sie ihren Ursprung nimmt. Die Empfindung aber, welche unsere Bewegung begleitet, ist unangenehm, sie weckt eine Erwartung, welche durch Bewegung befriedigt werden soll, damit die unangenehme Empfindung in ihrer Intensität herabgemindert oder auch vollständig beseitigt werde. Wird dieses erreicht, so ist die Bewegung eine zweckmäßige, und es tritt eine angenehme Empfindung ein. Von uns selbst schließen wir auf andere Organismen und erkennen, daß allen ihren Bewegungen unangenehme Empfindung vorhergeht. Die unangenehme Empfindung zeugt von einer Disharmonie der organischen Natur, welche durch Bewegung nach und nach sich vermindert oder zur Harmonie geführt wird. Deshalb ist es zur Vermeidung der subjectiven Ausdrücke unangenehm und angenehm besser, die Bezeichnung disharmonisch und harmonisch einzuführen.“

„Das ganze Wesen des Organismus ist disharmonische Empfindung, welche aber mit der Zeit abnimmt. Sie ist beim Menschen im Kindesalter am größten und wird im Tode gleich Null. Nur die Organismen empfinden unangenehm, nicht aber die Unorganismen, welche dem Trägheitsgesetze unterliegen. In der Abnahme der Summe der disharmonischen Empfindung besteht ein glücklicher Verlauf unseres Lebens, und da dies allgemein von der organischen Welt gilt, so liegt die innere (physische) Bedeutung des Lebens in der Verminderung der disharmonischen Empfindung.“

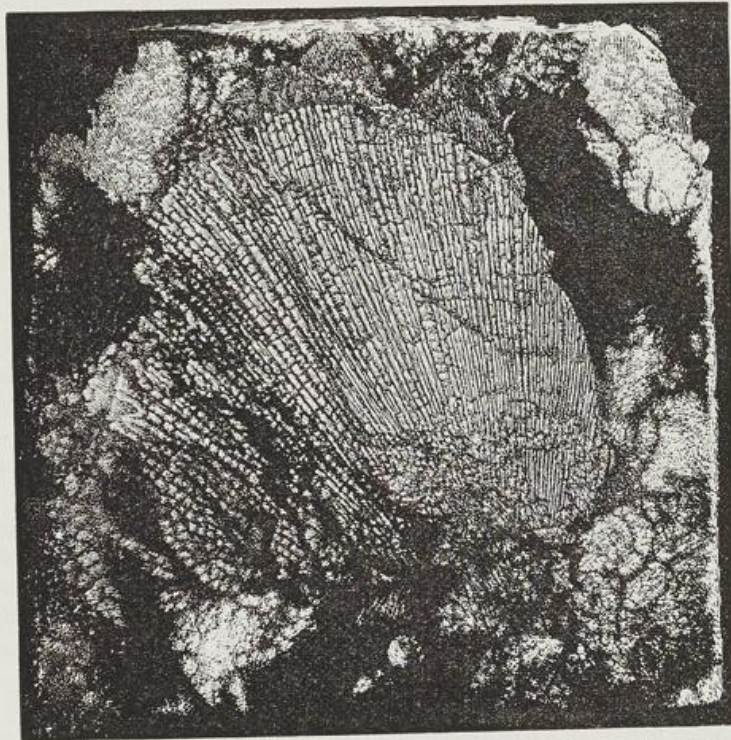
„Weiter folgt aus der Abnahme der Summe der disharmonischen Empfindung, daß diese selbst in jedem Stadium des Weltprocesses ein Minimum ist. Sie war daher in einem früheren Stadium größer als in einem späteren und muß daher im Anfange ein Maximum gewesen, das heißt dazumal allein vorhanden gewesen sein. Das Ende aber der Weltentwicklung wird im vollständigen Verschwinden

spruch, daß der Weg ins Innere der Natur zunächst durch unser eigenes Innere führe, über die Summe der Energie in der Welt als constanter Größe, über Sonnenlicht und Sonnenwärme, über das Wesen der Umfakttheorie als Leben umbildend im Vergleich mit Ergebnissen der neuesten Naturforschung.

Das nähere Eingehen auf den Gang der von Preuß eingehaltenen Beweisführung verbietet sich hier von selbst, wo es

Thatsachen der immensen Ausdehnung der organischen Bildungskraft. Der Hypothese einer bloßen Massenanziehung, also dem mechanischen Anfang der Erde und der Weltkörper überhaupt, treten Beide gleich entschieden entgegen. Den Vernunftgründen des Philosophen kommt der Geologe mit dem folgerichtigen Rückschluß siegreich zu Hülfe, es müsse das Organische, nachdem es als Ursache der Massenbildung in den untersten Schichten, die wir kennen,

Fig. 6.



Koralle. Ein deutlicher Hohlraum. Die Lamellen sind durch Querwände getheilt. („Met.“ Taf. XI, 1.)

überhaupt nur darauf ankommt, die auf verschiedenen Wegen erfolgende Uebereinstimmung rücksichtlich einer wissenschaftlichen Thatsache festzustellen.

Auch Hahn nimmt, wie aus seiner Untersuchung der Structur des Meteor-eisens hervorgeht, für den Anfang unseres und daher aller Planeten eine organische Bildung an, mit stetiger Berufung auf die von ihm zur Anschauung gebrachten

der disharmonischen Empfindung bestehen. Aus der Alleinherrschaft dieser Empfindung im Anfange der Weltära folgt, daß dazumal der ganze Weltstoff organisiert war, denn nur Organismen empfinden disharmonisch.

erkannt sei, auch die Ursache des Anfangs des Erdkernes selbst gewesen sein.

Preuß weicht mit der Annahme, daß alle Stoffe, welche die Chemie kennen gelehrt habe, aus der einen Urmaterie durch Umfakt hervorgegangen seien, nicht von Hahn ab. Wenn er nun auch Gold, Silber, Quecksilber und andere Stoffe für Umfaktproducte der Organismen angesehen wissen möchte, so erscheint das Schweigen Hahn's in diesem Punkte als indirecte Zustimmung, insofern die von ihm geübte exacte Forschung, welche bereits die sogenannten plutonischen Gesteine thatsächlich als Umfaktproducte von Organismen in

Abbildungen — „die Sonne und das Colloidium zusammen täuschen nicht“ — vorgeführt hat, nicht umhin kann, alles Andere, was innerhalb und zwischen dieser vorläufigen Grenze und dem urorganischen Weltstoff sich befinden mag, als nicht- oder exorganisch festzuhalten. „Allerdings,“ räumt Hahn ein, „müßten auch noch Organismen im Eisen, im Erdkern nachgewiesen werden. Diese Aufgabe habe ich mir als nächste gestellt; die bisherigen Resultate lassen ihre Lösung hoffen.“

Hahn hat im Eophyllumfalk auch ein Thier gefunden, „das früheste, welches wir kennen.“ Dem Reichskanzler zu Ehren hat er es Titanus Bismarcki benannt und in seiner vorletzten Schrift deutlichst abgebildet und beschrieben. Die Abbildungen von verschiedenen ganzen Exemplaren und einer Anzahl von Bruchstücken sind neue organische Formen, und „damit ist eine neue Schöpfungsperiode festgestellt.“

Die Entdeckungen Hahn's reichen aber noch weiter zurück bis zu der wirklichen Form der Urzelle, die zugleich für das „Urbild des menschlichen Körpers“ gehalten wird. Die Abbildungen derselben erstrecken sich auch auf die Formen der Weiterentwicklung. In der genannten Schrift führt der Verfasser die Entstehung der Urzelle zwar noch auf den Stoff der Erdoberfläche in Verbindung mit dem der Atmosphäre, des Aethers, zurück; später jedoch durch seine Meteoriten-Untersuchung über den allorganischen Bestand des Erdkörpers sicher gemacht, beseitigt er jede Ungewißheit über die erste Zellenbildung mit den Worten: „Der Anfang des Planeten war die Zelle; sie erhält ihn, so lange noch ein Lichtstrahl die Erde trifft,“ und befindet sich sonach mit Preuß auf demselben Boden. Wie dem auch sein mag, die Urzelle, die gemeinsame Grundform sowohl des pflanzlichen wie des animalischen Organismus, kann nur die Fortsetzung der ursprünglich organischen Regungen des Weltstoffs gewesen sein. Die hierauf nothwendig gewordene Aufnahme von Ernährung und fernere Umbildung waren allerdings nur möglich von dem exorganischen Untergrund aus, den die Erdoberfläche fortan als Standort und Wohnplatz gewährte.

Wo Hahn in zu große Nähe des Glatt-

eises der Speculation zu gerathen sich in Gefahr glaubt, bewegt er sich mit äußerster Vorsicht, indem er theils rückwärts auf seine empirischen Standpunkte, theils vorwärts auf noch zu erwartende Resultate eingehenderer, sowohl eigener als fremder Untersuchungen verweist.

Was letztere angeht, so dürfte den Forschungen über die Urzelle die Schrift des im vorigen Sommer verstorbenen Bonner Professors und damaligen Rectors der Universität Dr. Johannes von Hanstein: „Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen“, sehr zu Statten kommen. Sie hat den Vorzug, nicht nur an die Fachgenossen, sondern auch an das Verständniß der Laien gerichtet zu sein. „Dieses Werk,“ heißt es in einem Nachruf der „Kölnischen Zeitung“, „welches die Lebensträger der Zellen, die feinen lebendigen Zellenleiber, die Bildner und Vorbildner der Zellen schildert, dürfen wir als wissenschaftliches Testament und Glaubensbekenntniß des edlen Verfassers bezeichnen, welcher überall in der organischen Natur die Bethätigung des Zweckbegriffs erkennt. Er streift in diesem Buche die höchsten Fragen der Wissenschaft, die Fragen nach dem Anfangs- und Ausgangspunkt der Bewegungsformen, die das Leben ausmachen; bekennt aber, daß dies Ziel der Forschung, wenn überhaupt menschlichen Kräften erreichbar, noch dicht verschleiert und in unabsehbarer Ferne vor uns liegt.“

J. v. Hanstein gesteht, zur Zeit sei schlechterdings keine Antwort zu geben, die den Werth eines Phantasiegebildes überstiege. Hätte er das Erscheinen des Hahn'schen Werkes erlebt, so würde er wahrscheinlich nicht das Bedenken geäußert haben, daß wir mit den Vorstellungen über die Gestalt der unbelebten Massen unserer Erde nicht über die Annahme einer gewissen Anzahl chemisch-mineralischer Stoffverbindungen, wie sie jene noch heute ausmachen, hinaus kämen. Er würde schwerlich die Ansicht von der Hand gewiesen haben, daß, die zeitliche Entwicklung des Erdkörpers vorausgesetzt, die Formentwicklung, die Ursache der Entwicklung der Formen selbst zugleich aufgeschlossen sei und daß vom Organismus, als Ursache der Massenbildung der un-

tersten Erdschichten, auch auf ihn als Ursache des Erdanfangs geschlossen werden könne. Das Hanstein'sche Buch faßt mit Berufung auf Hugo v. Mohl, der dem zarten Zellenleibe den Namen „Protoplasma“ gegeben, das Hauptergebnis seiner Untersuchung in den Ausdruck zusammen: „Die Protoplasten sind Künstler, Werkzeug und plastischer Stoff zugleich“ — ein Ausdruck, welcher unserem Einverständnis mit den Ausführungen von Hahn und Preuß wesentlich zu Hülfe kommt.

Doch dies ist nicht das einzige Zeichen einer verwandten Begegnung. Hahn und Preuß werden mit Ueberraschung wahrnehmen, was für ein willkommener Bundesgenosse ihnen zur Seite steht. Hanstein bemerkt nämlich, indem er sich dem Räthsel, wie der erste Lebenskeim zu Stande gekommen sein möge, zuwendet, es sei möglich, daß die organischen

Stofftheilchen ihre Gestaltbarkeit und Fortentwicklungsfähigkeit eben daher erhalten haben möchten, woher auch den übrigen Atomen und den aus ihnen zusammengesetzten nichtorganischen Molekeln auf der Erde selbst ihre dynamische Mitgift an Affinität u. s. w. geworden sei. Ja, sie möchten außer dem atomistischen Kräftebesitzthum auch individuenweise eine Quelle derjenigen Kräftewirkungen mit erhalten haben, welche den Ausgangspunkt psychischer Naturerscheinungen bedingen. Einmal aus dem chaotischen Stoffgemenge in cultivirbarem Medium, sei es Wasser oder feuchtes Land, hätten die Lebenskeime dann ihre Ausgestaltung beginnen

und durch ungezählte Generationen in planmäßig bestimmter Vervollkommnungsreihe fortsetzen können.

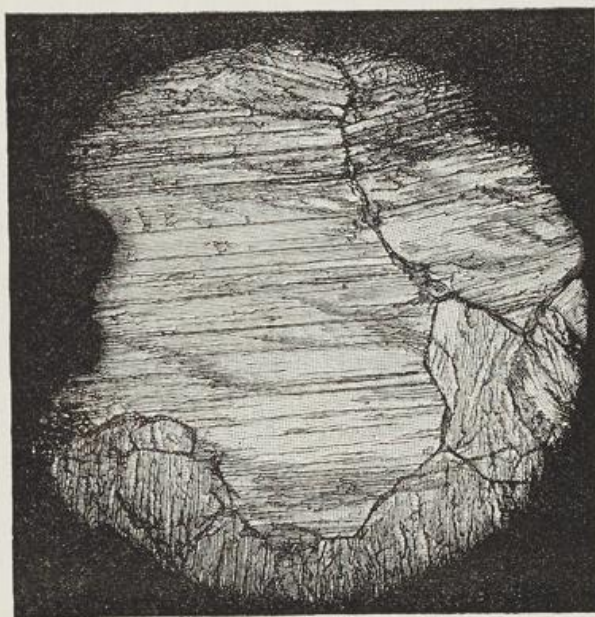
Es fehlt in dieser Beziehung nicht an Äußerungen, ähnlich den angeführten, aus welchen hervorgeht, daß Gegenstände eines unbewußten geistigen Schauens, die, für leere Phantasiegebilde gehalten, unverstanden geblieben waren, sich als zweifellose Thatfachen in der Wissenschaft einbürgern. Auch auf Hahn findet diese Erfahrung Anwendung. Sagt er doch selbst von seiner „Urzelle“: „— ein Buch, das

fast mehr im Stadium, ich möchte sagen, der Intuition geschrieben ist. — Heute lege ich Beweise vor.“

Nicht bloß die Dichter sind Seher. Auch der Naturforscher verhält sich divinatorisch, sogar zum Theil schon in seinen Experimenten. Unerkannte Thatfachen bedürfen keiner weiteren Feststellung durch Probeversuche. Wo aber solche an- gestellt werden,

da pflegt es zum Zweck der Ermittlung einer dem Geiste des Forschers mehr oder minder dunkel vorschwebenden, ideell anticipirten Wahrheit zu geschehen. Der Philosoph experimentirt mit Gedanken, der exacte Naturforscher nicht minder, nur daß er seinen Gedankengang in technische Manipulationen umsetzt. Halten wir uns an Hahn's Befestigung: „Heute lege ich Beweise vor,“ so leuchtet ein, daß es nicht immer darauf ankommt, wer die Beweise vorlegt, sondern auch darauf, daß sie überhaupt vorliegen. Somit unterliegt das Unrecht, welches der Hanstein'schen intuitiven Auffassung des Schöpfungsprocesses an die Bewahrheitung durch die

Fig. 7.



Strukturbild des Enstatits, woraus die Verschiedenheit von den Meteoritenformen zu ersehen.

inzwischen von einem Anderen vorgelegten Beweise zusteht, keinem Zweifel und muß darum desto schwerer auf der Waagschale der exacten Forschung ins Gewicht fallen.

Da der Versuch einer gedrängten Auskunft über Hahn's Entdeckung für erledigt gelten darf, so möge nunmehr auch ein Blick auf die höchst intensive Thätigkeit der Ethnologie in der Richtung auf ihre Endziele gestattet sein.

* * *

Die Sprachwissenschaft gräbt den ersten Wurzellauten nach, der Paläontologe durchwühlt Höhlen, Gräber und Erdschichten nach Ueberresten von Menschen und Thieren, der Historiker datirt von der ersten Arbeitstheilung den Beginn der Weltgeschichte, der Ethnologe dringt auf den Spuren der Daseinsweise heutiger Naturvölker vergleichend rückwärts bis zu dem ersten Stammeln der Sagenweisheit — kurz, der Mensch findet im Drang zu ergründen, was die Natur ist und was er selbst von Natur ist, in allen Geschehnissen der menschlichen Entwicklung bis in ihre prähistorischen Anfänge hinein und darüber hinaus, sich selbst zusammen und nähert sich Schritt vor Schritt, ohne daß er es weiß, von sich selbst aus, also ab interiori, dem verschleierten Anfang der Dinge.

Der überzeugendste und frischeste Beleg für Vorgänge letzterwähnter Art wird Prof. Adolf Bastian verdankt. Der berühmte Weltreisende ist noch nicht lange von seiner letzten mehrjährigen Wanderung nach Südastien, dem indischen Archipel, Australien, Polynesien, den Vereinigten Staaten, Yuktan und Westindien nach Berlin zurückgekehrt. Einen, vielleicht den interessantesten Theil der heimgebrachten Ausbeute hat er sofort in dem Werke: „Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie“ niedergelegt.

Der Vorzug, daß der Verfasser auf so vielen und langwierigen Reisen mehr Länder und Menschenrassen kennen gelernt hat als jemals irgend ein Sterblicher*

* Schon vor der oben erwähnten letzten Reise hatte Bastian seine ethnologischen Forschungen über die ganze bewohnte Erde ausgedehnt. Einige der überseeischen Gebiete sind sogar zwei- und dreimal von ihm besucht worden. — Seine erste Reise, im wahren Sinne des Wortes eine Weltreise, einzig in der Art ihrer Dauer, ihres universalen Umfangs und ihrer wissenschaftlichen Ausbeute, erstreckte sich

und daß er, ausgerüstet mit einem enormen Schatz von Sprach- und gelehrtem Wissen, eine seltene Virtuosität der persönlichen Verständigung selbst mit den rohesten Volksstämmen besitzt, erhöht die wissenschaftliche Bedeutung jedes späteren Reiseverkes und somit auch namentlich die seines neuesten, welches in einem auffallend engen Zusammenhang mit dem Hauptgegenstand der vorliegenden Besprechung befunden werden wird.

Jeder, der im Dienste der Wissenschaft eine Reise unternimmt, geht mehr oder weniger auf Entdeckungen aus. Neue Länder hat Bastian zwar nicht entdeckt, dagegen ist es ihm nicht nur in alten und ältesten Culturländern, sondern auch in der Heimath von Naturvölkern gelungen, abgesehen von anderen bis dahin verborgenen Schätzen anthropologischen, prähistorischen und ethnologischen Inhalts, auch in Betreff des tieferen Wesens der religiösen und kosmogonischen Darstellungen höchst merkwürdige Entdeckungen zu machen. In der Absicht, diesen noch weiter auf den Grund zu gehen, hat er seine Reise auch über Polynesien ausgedehnt. Nach seinen Aufzeichnungen herrscht auf diesem ungeheuren Gebiete insularer Zersplitterung nächst oder neben dem buddhistischen der ausgedehnteste Gedankenkreis von überraschender Einheit. Hier wie überall wiederholt es sich, daß die Berichte über die Mythologien der Naturvölker Zerrbilder ohne Sinn bieten, so lange nicht der Hintergrund bekannt ist, auf dessen Beschaffenheit uralte geheiligte Ueberlieferungen, wie sie beispielsweise die Eddas, die Vedas, die orphischen und

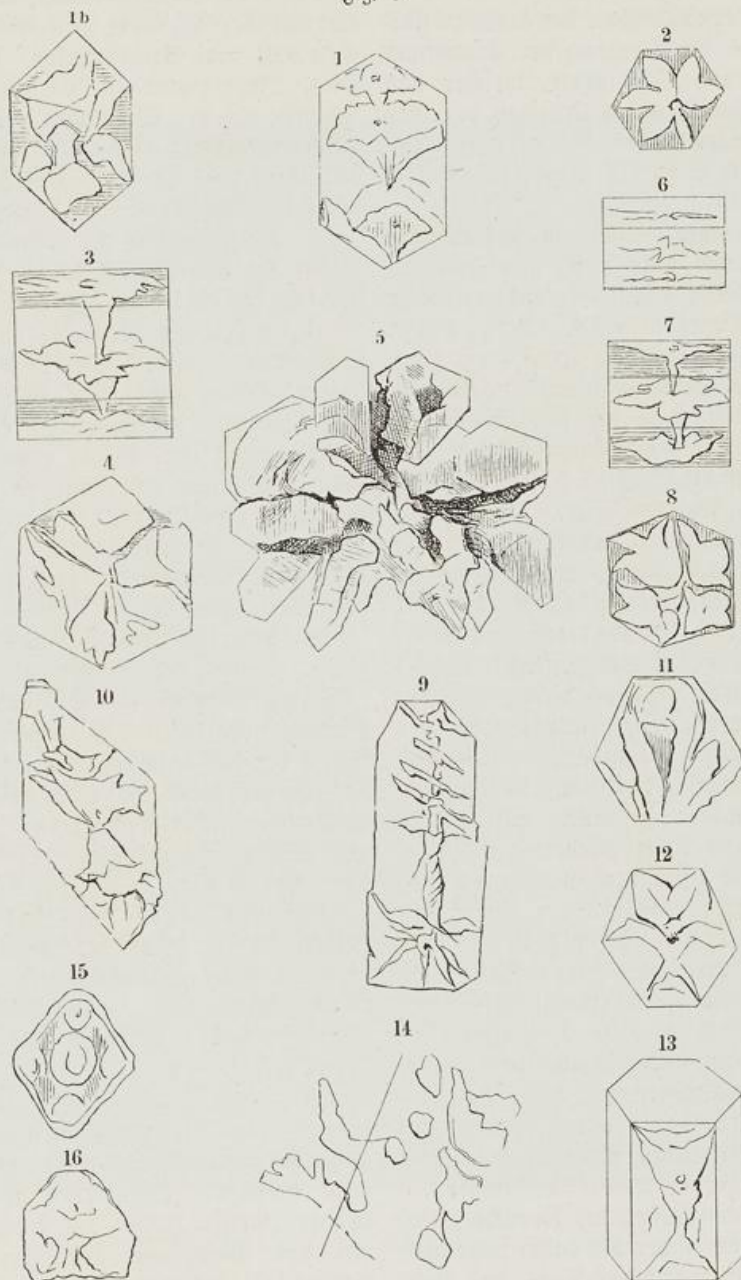
1851 bis 1859 von Bremen auf Australien, Neuseeland, Südamerika, Westindien, Nordamerika, China, Indien, Vorderasien, Aegypten, Südafrika, das südliche und nordöstliche Europa und von da zurück nach Bremen. — Die zweite Reise dauerte von 1861 bis 1865. Nach längerem Verweilen in den indo-chinesischen Ländern besuchte er Java, Manila, Japan, China und nahm seinen Heimweg durch die Mongolei, Sibirien, über den Ural und den Kaukasus. — Die dritte große Reise führte ihn in die Culturländer des alten Amerika. — Zwischen durch vollbrachte er im Interesse der „Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des inneren Afrika“ eine Reconnaissance nach der Loangoküste. Reichsten Gewinn für die Wissenschaft hat er nach jeder Heimkehr in umfangreichen Schriftwerken niedergelegt — einen fast unverjagbaren Quellenchatz für den späteren gelehrten Ausbau der anthropologischen Wissenschaft.

dionysischen Gefänge und die Mysterien enthalten, schließen lassen.

Vastian hat, durch ein Zusammentreffen

dem Menschengesist auf der Erde geschaffen ist, einigermaßen rekonstruieren zu können hofft. Beide Documente, das eine aus

Fig. 8.



Krystallformen. Entweder eine Pflanze in dem Krystall oder ein Krystall um die Pflanze.

9 10 Quarz. 3 5 Aragonit. 11 12 Corund, Saphir. 15 16 Binit. 13 Smaragd. 2 Kupferglanz. — Diamant-Reichthumsfüllung schließt Brutzellen ein. („Urzelle“ Taf. XXX. Bezeichnung im Original unvollständig.)

glücklicher Umstände begünstigt, sich ein paar Documente gesichert, aus denen er mit der Zeit den Gedankenkreis Polyne- siens, einen der wunderbarsten, der von

Neuseeland, das andere von Hawaii stam- mend, enthalten Schöpfungsgeschichte. Bei der Vergleichung dieses Fundes mit dem, was überhaupt von jeher aus dem Alter-

thum an kosmogonischer und theogonischer Weisheit überliefert worden ist, kommt hier nicht sowohl der Nachweis der allgemeinen Uebereinstimmung in Betreff des inneren Gehalts in Betracht, als vielmehr die Verschiedenheit der äußeren Umstände, also der Hergang der Entdeckung nach Zeit und Vertlichkeit, welcher das spezifische Merkmal des Einigen in seiner Art einem Ereignisse aufprägt, dessen Bekanntwerden mehr als gewöhnliches Aufsehen erregen muß.

Ueber die Entstehung und den Erwerb der Documente wird unter gewissenhafter Anführung amtlicher und gelehrter Gewährsmänner berichtet. Von letzteren nimmt, was Neuzeeland betrifft, ein Herr White, der Secretär des Gouverneurs, der von Kindheit an mit den Maoris gelebt hat und — ein höchst seltener Fall — als ein in die Geheimnisse der Priesterorden Eingeweihter gilt, die hervorragendste Autorität in Anspruch. Die Mittheilungen Bastian's beziehen sich zunächst auf eine Art Prospect, der als Vorläufer eines seitens des Herrn White in der Herausgabe begriffenen Werkes gedruckt wurde. „Was haben wir vor uns?“ fragt Bastian, „ein philosophisches Product? Doch kanibalischer Wilden? und dann orphisch-chaldäisch, buddhistisch-vedische Anklänge auf allen Seiten. Ist ein verkleideter Anaximander oder Pythagoras hierher gewandert, wenn nicht etwa Anaximenes, der Vorgänger der Spiritualisten, mit der Luft als Urstoff? ... Wir stehen hier vor einer neuen Welt, vor der Welt eines Ideenkreises, der, räumlich gerechnet, fast ein Viertel unseres Globus umfaßt und von dem wir so gut wie nichts wissen.“

Diesen bedeutungsvollen Fragen antwortet in feierlichen Klängen die Schöpfungsurkunde der Maori, wie folgt:

„Unter dem Rollen der Urnächte, Po, manifestirt sich in der bis dahin ungetheilten Finsterniß zuerst das Kore, das Nicht oder Nichtsein, und damit scheidet sich die Nacht, Te Po, als bestimmter Zeitraum ab. Darauf im Umlauf ungezählter Perioden erwacht als erste Ablenkung zur Bewegung, Te Rapunga, das Sehnen, das sich in Waia oder Fortdauer dieser ersten Sehnsuchtsregungen ausbreitet zur Sehnsucht, und dann macht sich Empfin-

dung, Te Kekume, bemerkbar, die in Ausbreitung, Te Papuke, erstarrt. Als Folgewirkung beginnt ein erstes Pulsiren des Lebens, Te Hihiri, oder Luftschnappen (wie das des Neugeborenen), und hieraus emanirt der Gedanke, Te Mahara, fortentwickelt zum Geisteswirken, Te Hinangara. Jetzt entspringt Te Manako oder Wunsch, als der Wille zum Leben, hingewendet zuerst auf Wananga, heiliges Geheimniß, das große Lebensrathsel. In verzückter Anschauung des Versenkens über die umgebenden Wunder entfaltet sich der Glanz der Glorie, Te Ahua, und damit als schöpferischer Liebesgott, Te Atamai, die Zeugungskraft (der Liebe), in materielle Schöpfungen niedersinkend, so daß Te Whiwhia, das Festhalten am Dasein oder das Kleben an der Existenz hergestellt ist, durchdrungen von Ravea oder (freudenvoller) Wollust, und somit ist dann eine bestimmte Gestaltung (der Form) gegeben in Hoputu, dem Aufrichten, belebt durch Hau-Ora, Lebensathem, und jetzt fluthet das Weltall, Atea, im Raume durch Geschlechtsdifferenz gespalten in Rangi und Papa, Himmel und Erde.“

Das gewährleistende Original, welches Bastian vorgelegen hat, bemerkt an der Spitze der sich anschließenden Erläuterungen, die Schöpfungssage der Maori heiße nach einheimischer Benennung: „Geschichte der Söhne Himmels und der Erde“, sei von höchstem Alter und seit Jahrtausenden wörtlich von Priester auf Priester überliefert worden. Ihre allegorische Bedeutung sei dem gemeinen Volke nie mitgetheilt worden und wahrscheinlich zum großen Theil auch unter den Priestern verloren gegangen.

Die demnächst in Hawaii, also am anderen Ende der oceanischen Inselwelt, aufgefundene Kosmogonie ist das Complement desselben Ideenkreises und erfährt in der zweiten Hälfte des Buches, ihrer mit der Maorisage wetteifernden Bedeutung entsprechend, eine ausführliche Würdigung. Abermals erhebt der Verfasser staunend die Frage, mit was wir es hier zu thun haben. „Sind dies die einfach spielerischen Naturkinder, auf die wir von unserer Höhe herabzublicken pflegten? Und doch uralte Klänge fernster und frühester Schöpfungsgeschichte aus dunkler Urnacht hervorklingend! Ein

unermesslich, unübersehbares Feld neuer Entdeckungen im Geisterreich idealistischer Gestaltungen liegt vor uns."

In welcher fruchtbringender Weise der Verfasser seine Entdeckung nach dem von ihm übernommenen Theil der Arbeit am

welche den gemeinsamen Inhalt von beiden ausmacht. Wollte man hier betonen, daß gleichwerthige kosmogonische Vorstellungen aus der geschichtlichen Urzeit der antiken Welt ja viel näher lägen, so müßte man auch zugleich in Erwägung

Fig. 9.



Grinoide. Findet sich von der einfachsten Form eines gegliederten Armes bis zum ausgebildeten Grinoiden mit Stiel, Krone, Haupt- und Hilfsarmen. („Met.“ Taf. XIX.)

„Menschheitsbau des Kosmos“ verwerthen wird, läßt jetzt schon das dem Buche in Form von Anmerkungen beigegebene Material errathen.

Diese unsere Berufung auf den polynesischen Sagentkreis bei einer Berichterstattung über Meteorite rechtfertigt sich dadurch, daß es Schöpfungsgeschichte ist,

ziehen, daß diese Vorstellungen nur unter der Wucht eines mehrtausendjährigen kulturgeschichtlichen Ueberbaues von selbstverständlicher Altherwürdigkeit den Vorrang als ideale Leuchte für die moderne Forschung inne haben. Dagegen aber ist wohl zu bedenken, daß sie jenes Zaubers der frischen Unmittelbarkeit entbehren, der den-

jenigen Ueberlieferungen anhaftet, welche bei gleich langer Zeitdauer in vollkommen insularer Abgeschlossenheit niemals von den Sturmfluthen der Weltgeschichte berührt worden sind. Denn nur so wird es erklärlich, daß letztere als ein unversehrtes Vermächtniß aus dem geheimnißvollen Gewahrjam der Priesterschaft eines Naturvolkes, dessen Ueberbleibsel erst jetzt dem Untergang unaufhaltsam zueilen, gerettet und der Pflege einer neuen Ära überantwortet sind, die sich der hohen Aufgabe, mit einem so kostbaren Pfunde reichlich zu wuchern, pflichtschuldig unterziehen wird.

Jene ersten menschlichen Gesellschaften der alten Continente, aus deren Mitte Schöpfungs- und Götterfagen hervorgegangen waren, haben, abgesehen von dürftigen Resten erster roher Steingeräthe, Spuren ihrer Mähen ums Dasein nicht hinterlassen. Sie sind früh verschwunden. Allerdings bewahrten die, welche nach ihnen kamen, die Kunde von deren irdischem Dagewesen sein und von deren heiligen Sagen durch mündliche Ueberlieferung und spätere schriftliche Aufzeichnung. Die ursprüngliche Reinheit der Sage wurde jedoch allmählig im Wechsel geschichtlicher Anstöße durch Umbildungen mehr und mehr verdunkelt. So ist denn auch bis heute die Entwirrung des eigentlichen Bestandes aus späteren Zuthaten heraus erschwert, wo nicht ganz unmöglich.

Anders bei einer Völkerschaft, die, fern von geschichtlichen Collisionen mit ihren unvermischten heimathlichen Sagen Jahrtausende überdauernd, das persönliche Zeugniß ablegt für den lebendigen Zusammenhang zwischen ihrem Naturdasein und ihrer ursprünglichen geistigen Substanz, welche sprachlich geformt in wörtlicher Weitergabe durch Priester Mund der Vergessenheit entrisen werden konnte.

Also ständige, unabgelöste Depositäre einer urältesten Schöpfungsgeschichte auf demselben heimathlichen Boden, noch athmend die Lebensluft der Gegenwart! Dies ist die eminente Bedeutung von Bastian's Entdeckung.

Der unbefangenen Beurtheilung der zwei Seiten dieser Betrachtung wird es kaum entgehen, daß dieselben, nach ihrer historischen Wechselbeziehung geprüft, gleich berechtigt sind. Freilich mag der Zweifel

einwenden: dort Bewegung und Fortschritt im erwachenden Bewußtsein der Befreiung aus den Banden der Naturmächte, hier Ruhe und vegetirendes Fortexistiren; dort Entwicklung im Wettkampf der angeborenen Kräfte zwischen Stämmen und Völkern, hier Stillstand, Schlummer und Degeneration aus Mangel an geschichtlichem Zünd- und Brennstoff — wo bleibt denn da die Gleichberechtigung? Sie liegt, ist die Antwort, in der Ausgleichung, die sich von selbst ergibt, sobald die vom Streit der Lehrmeinungen unberührte, von Einbußen verschonte, vom Eindringen fremder Zuthaten nicht entweihte Priestersage in ihrer ursprünglichen Reinheit den Richtweg zeigt, auf dem es ferneren Deutungsversuchen erleichtert werden wird, das bisherige Dunkel der antiken Sagenkreise in Helle zu verwandeln.

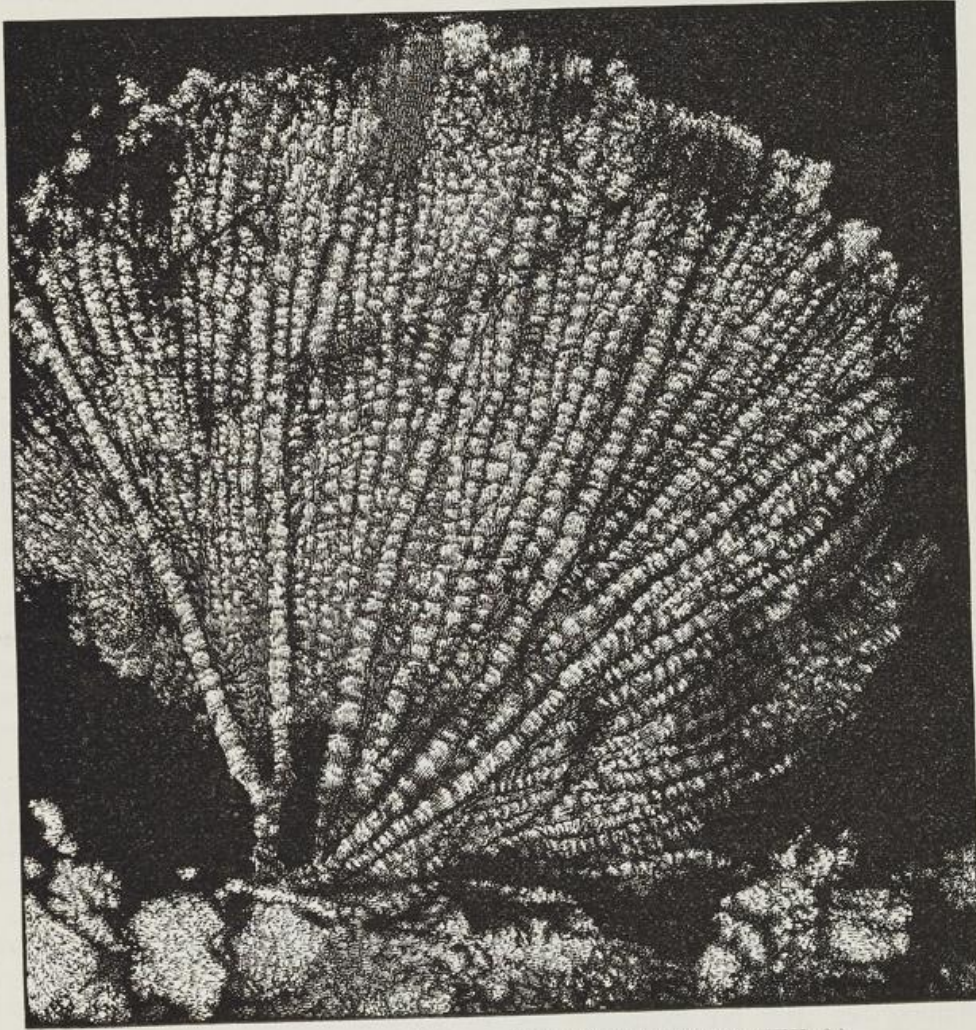
Allerdings erscheint auf den ersten Blick der Gedanke an Ausgleichung unhaltbar, wenn man sich zu veranschaulichen sucht, wie zwerghaft winzig sich jenes insulare Fragment von Naturmenschen und seine stille Schöpfungssage neben dem riesenhaften, erdweiten, geräuschvollen Schaffen der Cultur, gefolgt von einer Zersehung heidnischer Mysterienweisheit, ausnimmt. Gleichwohl entscheidet auf dem Gebiet des Geistes nicht das äußere Gleichgewicht, sondern die Stofkraft des inneren Gegengewichtes, unter dessen dynamischen Wirkungen auch das scheinbar Kleine eine Großmacht wird. Warum nicht auch heute, wo sich die Sehnsucht nach einer Ablösung unhaltbar werdender Zustände durch eine erneuerte Weltanschauung immer fühlbarer aufdrängt?

Wer in Betreff des Hervorgehens des Anorganischen aus Organischem behaupten wollte, daß die Vermittelung zwischen der speculativen Auffassung und dem exacten Vorgehen, deren Repräsentanten für unseren Fall Preuß und Hahn sind, in der obigen Erörterung nicht ausreichend motivirt wäre, den müßte der Einsatz der zuletzt eingeführten Autorität vom Gegentheil überzeugen. Jene aus der Südsee stammenden Documente, nach der Zeit ihrer Auffindung selbst eine Art Petrefact, nach der Beschaffenheit ihres Inhaltes eine mit den Stufenfolgen der

Erdenstehung harmonisierende Gedankenfolge, haben, vergleichbar einer Stahlklammer, fest mit der einen Spitze in die Steinschliffgebilde der „Meteorite“, mit der anderen in „die psychische Bedeutung des Lebens im Universum“ ein; zugleich ein Bild ihres Entdeckers, in dessen Be-

das Denken. Das Denken selbst ist in seiner ersten Form ein Nachdenken des in der Außenwelt Vorgeordneten. Daher ist jede Kosmogonie mehr oder weniger eine Entwicklungsgeschichte. Jene ist, einschließ-lich der Theogonie, die religiöse, diese die philosophische Benennung für dieselbe

Fig. 10.



Crinoide. Alle Arme gegliedert. („Met.“ Titelblatt und Taf. XXII, 3.)

ruß ebenfalls Empirie und Theorie ein so wechselwirkungsvolles Gleichgewicht schaffen.

Nachdem wir nun dargethan haben, wie übereinstimmend Geologie, Philosophie und Ethnologie sich zur Schöpfungsgeschichte verhalten, so ist hier der Anknüpfungspunkt zu einer einigenden Schlußbetrachtung gegeben.

Die Entwicklungslehre ist so alt wie

Sache. Das Nachdenken ist menschliche Innenanlage, das Vorgeordnete bringt die Naturumgebung mit sich, und das Vordenkende ist die ewige Voraussetzung eines höchsten Schöpfers als der ersten Ursache urorganischer Regungen und deren Ziele.

Wie man von einem Samenkorn sagt, wenn aus ihm eine Pflanze erwächst, die jener gleicht, an der es gereift war, es habe in diesem Vorgange gewissermaßen

die Erinnerung an seine Abstammung bewahrt, ebenso erklärt man sich Familien- und Stammesähnlichkeiten bei Thieren und Menschen. Gleicht also ein Mensch, „wie er leibt und lebt“, einem seiner Vorfahren, oder wird er „leibhaftig“ als dieser oder jener Race angehörig erkannt, so ist das derselbe Fall. Die Seele, das in organischer Gestaltung und Umgestaltung sichtbar werdende Lebensprincip, hat nach eingeborenen Erinnerungen bestimmte Vorbilder bis in verschwindend entfernte Anfänge rückwärts festgehalten. Ein solches Wiederaufleben von einst leibhaftig vorhanden gewesenen Eigenschaften liegt außer aller Absicht und Kenntniß der Erzeuger und Nachkommen. Sie können nichts dafür, es geschieht ihnen unbewußt. Sie müssen sich die nach ihren unbewußten Herkunftserinnerungen ausgeprägten leiblichen und geistigen Erbeigenthümlichkeiten gefallen lassen.

Versehen wir uns aus diesen Kreisen der tagtäglichen Beobachtung und Erfahrung an Individuen auf das Proscenium der Urgeschichte. Die Gattung Mensch tritt auf, die Erde läßt sie auftreten. Die Menschheit beginnt sich über ihren Wohnplatz zu orientiren. Beide sind, mit einander und für einander, gleichzeitige Producte desselben Schöpfungsprocesses!

Die Aufschlüsse, welche die „Meteorite“ ertheilt haben, sowie die der copernicanischen Umkehrung des antiken Weltsystems analoge Erhebung des Urorganischen zur centralen Sonne der Weltanschauung machen es einleuchtend, daß der unbewußten Herkunftserinnerung auch der Prolog der Menschheitsgeschichte anheimgefallen ist. Die Erinnerung, eine eigentliche Er-Innerung, ist das Sichererschließen eines Inneren und vollzieht sich als Ausgestaltung der Idee der Menschheit im Menschen selbst, indem ihm unbewußt der Verlauf seines eigenen Werdens in dem Werden der Schöpfung vorschwebt. Er läßt dann auf dem Umwege der Umschau in der stammverwandten Außenwelt, wie ihn die nächsten natürlichen Anknüpfungspunkte für die geistigen Operationen zu bieten pflegen, das Product der Er-Innerung, die Schöpfungssage, als Reflex des eigenen Inneren hervortreten. Diese Rundgebung steht also nicht etwa unter der Einwirkung eines willkürlichen Zwan-

ges von außen, sondern ist das freie Ergebniß innerer Nothwendigkeit, also der Vernunft. Wie jede Blutsverwandtschaft innere Bestimmungsgründe hat, so kommen diese auch der Stammverwandtschaft zu, worin Natur, Mensch und Schöpfungssage stehen. Die Leugnung ihres Zusammengehörens und ihrer Wechselwirkung nach innerer Nothwendigkeit von Anbeginn an würde der Sache Zwang anthun, während die freie Anerkennung der Wahrheit der tatsächlichen inneren Verwandtschaft vernunftgemäß ist. Daher heißt es mit Recht bei Preuß: „Wir sehen nun ein, daß Natur und Vernunft übereinstimmen müssen, weil die erste die andere im Gefolge gehabt hat.“

Es war uns hier daran gelegen, auf Veranlassung der von Bastian gemachten Entdeckung und im Verlaß auf die logische Schärfe der Untersuchungen von Preuß, der Begründung der allgemeinen Uebereinstimmung der Schöpfungssagen, sowohl ihrem Inhalt wie ihrer allegorischen Fassung nach, entgegenzukommen. Gleichzeitig suchten wir aber auch mittelst Vorführung dieser Uebereinstimmung die von Hahn in blendender Helle für die Verstandesbefriedigung ausgebreiteten Schätze unter der idealen Verklärung durch die von Bastian zugeführte kosmogonische Sagenweisheit einer der Sache selbst vortheilhaften, nachhaltigeren Betrachtung theilhaftig zu machen.

Mit dem Zugeständniß, daß, der Umfagtheorie entsprechend, das Unorganische des Erdkörpers ein Maß der Entwicklung der Organismen ist, welche sich ihn zum Träger gebildet haben, daß also Erde und Mensch sich balanciren, wird auch die Einsicht nicht ausbleiben, daß wir nur auf diesem Wege den Menschen zu begreifen und der Anthropologie den Besitz eines unbestreitbaren Principes zu sichern vermögen.

Die der Erde zuerkannte Bewegung, die *revolutio*, hatte über die Specialwissenschaft hinaus auch eine Revolution im Gesamtgebiet des Geistes zur Folge. Eine gleiche Wirkung läßt die von den „Meteoriten“ ausgehende Umkehrung innerhalb der Wissenschaft erwarten. Bei dieser handelt es sich, auf die Gefahr hin, von Gegnern als „Umkehr der Wissenschaft“ verrufen zu werden, um nichts

Geringeres denn um eine Regeneration der Wissenschaft, sollte auch die Zeit bis zu allgemeinerer Anerkennung, wie in jenem Falle, über Jahrzehnte hinaus sich erstrecken.

Das unausbleibliche Resultat einer solchen Anerkennung wird unbedingt der Sturz der mechanischen Weltanschauung sein. Eine scharfe Abgrenzung der Begriffe „Mechanisch“ und „Organisch“ thut daher vor Allem Noth. Jenes ist das absolut Leblose, dieses das absolut Lebendige; jenes durchaus nur Nachwerk der Menschenhand, dieses das Product einer die Schöpfung durchwaltenden höchsten Weisheit und Allmacht; dort haben wir ein aus Theilen zusammengestücktes Geräth, hier ein lebendiges Gliederganze — „Künstler, Werkzeug und plastischen Stoff zumal.“ Wächst und entwickelt sich der Organismus von innen heraus, so erfährt dagegen das mechanische Fabricat nur Besserung von außen und bezieht seine bewegenden Kräfte vom Willen des Constructeurs. Wie kann da noch ferner vom „Organismus einer Uhr“, vom „Mechanismus des organischen Lebens“, von „organisch-mechanischer Weltentwicklung“ und vom „Mechanismus des Denkprocesses“ gesprochen werden? Indem die Sprache sich dazu unter einem bestechenden Aufwand an logischer Schärfe hergiebt, verleugnet sie gerade das, was sie selbst auch ist, den lebendigen Geist, seine Fortdauer und die idealen Ziele, welche ohne jenen realen Grund eines auf Weltharmonie angelegten urorganischen Stoffes undenkbar sind.

Freilich schwankt auch der Begriff des Un- oder Anorganischen. Der Mensch sträubt sich, die ungeheuren Massen der Weltkörper auf dieselbe Lebenslinie mit sich und seiner, der sinnlichen Auffassung zugänglichen, organischen Umgebung zu stellen. Bald ist ihm der Planet ein Lebloses, bald wird er mit E. Reyer einverstanden sein, wenn derselbe am Schluß seiner Abhandlung: „Die Bewegung im Festen“, sagt: „Der ganze Erdball ist durch und durch zwar fest, aber doch plastisch, folgt also den kosmischen Agentien. Wir müssen behaupten, daß das Wandeln und Wandern der Gestirne, das Leben und Wandern in der ganzen Erde nicht phänomenal, sondern universell ist.

Ununterbrochen gehen Umlagerungen und Wandlungen in der scheinbar so todten Erde vor sich; endloses Wachsen und Sterben beherrscht die Gesteine. Da schrumpfen und sinken sie, dort schwellen sie an, und es stauen sich die Gebirge zu gewaltigen Wellen. Wenig bemerken wir dies Wandern der Erde, weil unser Auge zu schwach und unser Leben zu kurz ist. Könnten wir aber die Ereignisse eines Jahrhunderts in einem Augenblick übersehen, dann, glaube ich, müßte uns wohl grauen vor dem gewaltigen Leben in der alten Erde.“

Unserer Sinnesbeschaffenheit und den kosmischen Raum- und Zeitverhältnissen, wofür ausreichende Maßstäbe fehlen, uns anbequemend, drücken wir den Unterschied zwischen dem Menschen nebst dem pflanzlichen und thierischen Kleinleben um ihn her einerseits und dem kosmischen Großleben seines Trägers andererseits so aus, daß wir jenes mit Empfindung, Willen und Geist begabte, erforschbare Reich im eminenten Sinne das organische, dieses, von dessen inneren Vorgängen wir mehr ahnen als wissen, das kosmorganiische nennen.

Die physikalischen und chemischen Kräfte, die in Folge der Umsetzung des Organischen in den unorganischen Stoffen auftauchen und vermöge welcher, wie oben bemerkt, die jetzigen Körper auf einander wirken, verbieten es, die Erde für eine todte Masse zu halten. Denn nur das ist man befugt, als todt zu bezeichnen, was der Mensch aus dem Verband des Ganzen zu technischen Zwecken abgelöst hat oder, als bereits abgelöst vorfindend, sich eignet, um es zu gestalten und zu verarbeiten.

Die so von der Menschenhand aus todttem Stoff hergestellten Geräthe können einzig und allein Mechanismen heißen. Es ist zwar verständlich, daß der Mensch die ihm geläufige Bekanntschaft mit den ihm naheliegenden Werkzeugen — auch Maschinen und Apparate sind nur zusammengesetzte Werkzeuge — wie auch die ihnen anhaftende Terminologie aus sprachlichem Nothbehelf zur Verdeutlichung organischer Formen und Beziehungen bildweise benutzt; doch ist es nothwendig, um dem Mißbrauch, der in einer Art von Kofetterie mit dem Wort „mechanisch“

getrieben wird, zu steuern, sich einen genügenden Ersatz in dem Terminus „mechanistisch“ zu verschaffen.

Angenommen, die gelehrte Welt selbst sei sich der bildweisen Verwendung des Mechanismus klar bewußt, so sollte sie doch weder in gelehrten noch in „populären“ und „gemeinverständlichen“ Auslassungen die Grenze des Erlaubten zu sehr überschreiten. Denn schließlich stemmt die große Menge, in Verwechselung der Sache mit dem Bilde, nur zu gern letzteres zur sachlich baren Münze, um davon in einseitig materialistischer Auffassung ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Neben den vielen glänzenden Resultaten der materialistischen Naturforschung ist ihre schwache Seite der Mechanismus. Von allen zerstörenden Tendenzen ist die mechanische Weltanschauung die zerstörendste. Sie unterwühlt, indem sie Religion, Kunst und Wissenschaft zerlegt, den organischen Bestand des Staates. Ihre Vernichtung wird die Befreiung von dem beklemmenden Alp sein, der auf dem Frieden der Gesellschaft lastet. Den ferneren Versuchen, den Mechanismus in organistischer Vermummung im ganzen Gebiet der Lehrmeinungen heimisch zu machen, wird von

der neuen Schöpfungslehre Halt geboten. Innerhalb seiner Schranken jedoch kommt der Mechanismus wahrhaft zu seinem Rechte. Hier wird seiner Machtvollkommenheit gebührend gehuldigt, so daß er, indem er unter Anderem, wie jetzt geschehen, mit Mikroskop und Lichtbild der organischen Weltanschauung zu so erstaunlichem Aufschwung verhilft, selbst auch einen großartigen Triumph feiert.

Insofern alle Erzeugnisse der mechanischen Technik die Erweiterung und Fortsetzung der organischen Machtfülle des Menschen sind, Projection der Organe, und da die ganze Culturgeschichte sich in die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge nach dem Vorbild des menschlichen Organismus auflöst, so zeigt die Lehre, welche den Schöpfungsproceß von einem urorganischen Weltstoff anheben und in der Umsetzung desselben in unorganische Materie als Maß für die Entwicklung des Organischen sich verlaufen läßt, nunmehr auch den Menschen der Erdwelt gegenüber als „das Maß der Dinge“ — eine Erhabenheit des Beginnes und des Zieles, wie sie würdiger für die Menschheit nicht gedacht werden kann!

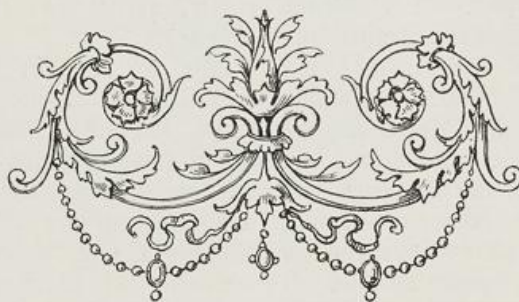
*

*

*

Versteintes Leben aus der fernsten Zeiten Nacht,
Der Urwelt Leichensteine sind ans Licht gebracht.

Steinschliffgebilde jetzt! Wir stehn und schaun sie an —
Das hat Erkenntnißmuth, das hat der Mensch gethan!





Literarische Mittheilungen.

Das Jubiläum deutscher Uebersetzungskunst.



omer's Odyssee. Von Johann Heinrich Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.) Mit Recht begehen Prof. Bernays und die Cotta'sche Buchhandlung die Jubelfeier des Erscheinens der Voß'schen Odyssee, denn sie war das erste maßgebende Werk auf dem Felde der Uebersetzungskunst, durch welche seit hundert Jahren unsere eigene Nationalliteratur in gewisser Hinsicht zur Weltliteratur geworden; bei keinem anderen Volke alter und neuer Zeit finden wir ein ähnliches Bestreben und Gelingen, die Dichtungen der anderen Nationen so treu nicht bloß ihrem Inhalte nach, sondern auch in der originalen Form nachzubilden. Manche harte Zumuthung ist dabei allerdings der deutschen Sprache gemacht worden, und indem dann gar manche unserer Dichter selbst sich der fremden Formen bedienten, erhielt unsere Literatur ein etwas buntschiefes Ansehen; im großen Ganzen aber gewann die Sprache an Tonreichtum und Geschmeidigkeit, und manche fremde Weise hat sich völlig bei uns eingebürgert, indem sie im deutschen Genius wiedergeboren ward. Wer möchte den Hexameter und das Distichon missen, oder wer Klopstock's und Hölderlin's Oden sammt den Ghaselen Platen's und Rückert's? Meisterhaftes, in welchem Form und Inhalt einander entsprechen, ist ja darin geboten. Denken wir aber nicht bloß an die vielen trefflichen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, sondern an den Shakespeare Schlegel's, den Cervantes Tieck's, den Tasso und Calderon von Gries, den Jirdufi von Schack, den Byron von Gildemeister, die indischen Sagen von Holzmann, Rückert's Sakuntala, Hamasa und Hariri und so manche kleinere köstliche Gabe

von Freiligrath, Geibel, Heyje und Anderen, so kann man wohl Ausländern den Rath geben, Deutsch zu lernen, um nicht bloß Goethe und Schiller, sondern auch die Classifier des Orients und Decidents in ihrer Eigenart verstehen und genießen zu können. Die Voß'sche Odyssee hatte es zuerst vermocht, das Original weder knechtisch nachzuformen, noch zu travestiren, sondern die Treue für dasselbe mit der Treue für die deutsche Sprache zu verbinden und den Ton desselben bei uns heimisch zu machen. Voß selbst ward in späteren Ausgaben nicht bloß in Bezug auf das Metrische strenger, er suchte sich dem Griechischen auch in der Wortstellung so eng anzuschließen, daß dadurch vollständige Verrentungen der uns natürlichen Construction herbeigeführt und schwerfällig Gefünsteltes statt natürlicher Anmuth hervor gebracht wurde. Unsere poetische Sprache hat seit Klopstock unschätzbaren Gewinn durch den Einfluß der Antike auf die freiere Fügung der Worte erlangt; aber Uebertreibungen hat sie sich nicht aufdrängen lassen, wie sie etwa der Vers Ilias 10, 15 enthält:

Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln
rauft er sich Haare.

Was hilft es uns, daß da Wort für Wort das Deutsche unter das Griechische gestellt werden kann, es ist eine umgekehrte Tapete aus dem letzteren geworden. So haben denn nicht bloß Goethe und Schiller die Voß'schen Arbeiten, seine eigenen Idyllen wie seine Uebersetzungen, in der ersten behaglicheren Form lesen mögen, sondern es ward auch die Odyssee mehrfach in ihrer ersten Fassung wieder abgedruckt, wie in der Ausgabe, die Abraham Voß 1837 und 1843 veranstaltete, und in dem herrlichen Prachtwerke mit den Preller'schen Landschaften und figürlichen Compositionen (Leipzig, Alphon's Dürr's Verlag). Die neue, von Bernays besorgte Ausgabe schließt sich auch im Druck und

Format der ersten an, ja sie hat aus der Handschrift von Voß mehrere Verse des Druckes berichtigen können. Wir aber möchten unseren unphilologischen Lesern und namentlich auch unseren Leserinnen empfehlen, sich durch sie vertraut zu machen mit dem Lied vom Odysseus:

Dem alten, ewig jungen Lieb,
Aus dessen meerdurchtrauchten Blättern
Uns freudig entgegensteigt
Der Athem der Götter
Und der blühende Menschenfrühling
Und der leuchtende Himmel von Hellas.

Die Einleitung von Bernays schildert uns mit staunenswerther Sachkenntniß höchst anziehend, wie das Verlangen nach einem deutschen Homer seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts rege war, wie Stolberg und Bodmer in Hexametern, Bürger anfangs in Jamben, dann gleichfalls in Hexametern dasselbe zu befriedigen suchten, bis Voß in freudiger Jugendkraft das Ziel erreichte. Er schildert ferner, wie dies geschah, wie Voß selbst an seinem Hochzeitstage, auf dem Morgenspaziergang vom Regen überrascht, eine Stunde des Wartens in einer Hütte überlegend ausfüllte und wie der alte Sänger so recht der Schutzgeist seines liebevoll glücklichen Hausstandes war. Schon vor mehreren Jahren veröffentlichte Bernays eine kleine Schrift über Schlegel's Shakespeare-Üebersetzung; aus der erhaltenen Handschrift zeigte er, wie Schlegel gearbeitet und viele der bewundertsten Stellen erst allmählig der Vollendung entgegengereift. Der Nachlaß von Voß befindet sich auf der Münchener Staatsbibliothek und enthält theils auf zerstreuten Blättern erste Versuche, theils die für den Druck angefertigte Handschrift der deutschen Odyssee mit mancherlei Nachbesserungen. Auf dieses Material gestützt, eröffnet uns Bernays einen Blick in die Werkstatt des Uebersetzers; bald gelingt auf den ersten Wurf, was besonders kunstvoll erscheint, wie der bekannte Versschluß:

Warum denn zürnest du so, Zeus?

der so innig an das Griechische sich anschmiegt, bald erscheint als das Ergebnis vielfältiger Bemühung, was durch leichten Fluß sich einschmeichelt. Das Gesagte gilt besonders auch von den stehenden Beiwörtern des „erfindungsreichen Odysseus“, der „sinnigen Penelopeia“, der „ehrbaren Schaffnerin“ u. s. w., die Voß für immer eingebürgert hat. Die ganze Einleitung ist ein ebenso verdienstvoller als anmuthiger Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Die Proben aus den älteren Arbeiten sind ebenso lehrreich und für ihren Autor charakteristisch wie ergötzlich. Da erschien z. B. in einer Sammlung merkwürdiger Reisen um 1550 „die vortreffliche Reisegegeschichte des Ulysses, nach Homer's Beschreibung“, da ist Phemios ein „berühmter Virtuose“, da setzen im Haus des Menelaos die Springer mit ihren Arien

die Zuhörer in Verwunderung, da sagt Odysseus zur Melantho: „Elendes Weibsbild! was hast du mich denn immer mit solchen giftigen Reden anzubrummen?“ Und im folgenden Jahrzehnt konnte selbst Damm, der gründliche Kenner der homerischen Sprache, den Saubirten Eumaios zu Odysseus sagen lassen: „Großer Herr, das dort ist der höllenhafte Kerl schon wieder.“ Dann aber gab in den siebziger Jahren Bürger seine ersten Proben eines Homer in Jamben in einem so schwungvoll edlen Ton, daß seine Anfrage, ob Deutschland solch einen Homer wolle, von keinem Geringeren als von Goethe im Namen des Weimarer Kreises mit freudig ermunterndem Zuruf bejaht wurde. Man vernahm bei Bürger den Dichter, der mit dem Dichter ringt, wiewohl er die homerische Einfachheit hier und da durch derbere Kraft ersetzte. Wenn Agamemnon den Priester Chryses mit barscher Rede entläßt, so heißt es:

Der König wies ihn schände von sich ab
Und schob dies donnernbe Gebot ihm nach.

Indeß hatte Klopstock in seinem Messias den Hexameter als den epischen Vers auch für Deutschland eingeführt, wenn auch mehr in lyrisch-musikalischer als in plastisch anschaulicher Weise, und er wie der alte Bodmer, der junge Stolberg behaupteten, daß der deutsche Homer im Gewande des Hexameters erscheinen müsse. Stolberg und Bodmer traten in den Wettkampf mit Bürger ein, jedoch noch ohne die Verszahl des Griechischen streng beizubehalten; Stolberg schlug im Geiste der Zeit einen etwas offizianischen Ton an, Bodmer ward einer steifen Zierlichkeit nicht ledig; und wie gut Beiden einzelne Stellen gelingen mochten, den homerischen Ton erreichte doch erst Voß in einer Verschmelzung volksthümlich-naiver und kunstreich gebildeter Darstellung. So gelangen Stolberg besonders natur schildernde Gleichnisse, z. B.:

Wie verzehrendes Feuer im unermesslichen Walde
Robert auf Gipfeln des Bergs, daß fernher schimmert die Flamme —

oder:

Wie wenn rauschende Flüsse vom Gipfel des Berges
sich wälzen
Und im hallenden Thale die reißenden Wasser vermischen,
Großen Quelle nentstürzend durchdonnern sie felsichte
Pfade:
Fernher hört im Gebirge der Schäfer das wilde
Getöse —

Dazwischen aber stehen so lahme Verse wie die folgenden:

Also sprach zuerst der kriegerische Menelaos...

Als sie eines Speerwurfes weit noch von ihm waren...

Last uns sein Gebein in eine güldene Urne
Legen und mit Sorgfalt in doppeltes Fett sie wickeln...

Bei Bodmer heißt Priamos noch ein „älthlicher Herr“, Kalypto eine „göttliche Dame“ oder

„durchlauchte Frau“, Ulysses „ein Freund des Jovis“; die griechischen Götter- und Heldennamen statt der lateinischen führten erst die Göttinger ein. Wir geben eine Probe Bodmerscher Verse:

Der Argusbezwinger
Flog mit dem Stab in der Hand, er stieg in Pierien
nieder,
Sank von dem Aether zum Meer und schwebte da
über den Wassern
Gleich dem tauchenden Vogel, der fern in dem zaum-
losen Meere
Durch die weitesten Sunde die Fische verfolgt und
im Salznaß
Seine sehr dichten Fittiche badet. Nach selbiger
Weise
Streifte Mercur an die hohen Wellen.

Boß übertraf seine Mitbewerber um den Kranz ebenso weit an gelehrter Kenntniß der homerischen Welt und an philologischem Verständniß der griechischen Sprache wie an seinem Gefühl für die treue Nachbildung des dichterischen Hauchs und Ausdrucks. Bernays führt von ihm die Stelle an:

Wie wenn auf ebener Bahn vier gleichgespannete
Hengste
Alle zugleich hinstürzen, umschwirrt von der trei-
benden Geißel,
Hoch sich erheben und hurtig zum Ziele des Laufes
gelangen:
Also erhob sich das Steuer des Schiffs, und es
rollte von hinten

Dunkel und groß die Woge des lautaufrauschenden
Meeres.
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie; selber
kein Habicht
Hätte sie eingeholt, der geschwindeste unter den
Vögeln.
Also durchheulte der schneidende Kiel die Fluthen des
Meeres,
Heimwärts tragend den Mann, an Weisheit ähn-
lich den Göttern.
Ach! er hatte so viel unnennbare Leiden erduldet,
Da er die Schlachten der Männer und tobende Flu-
then durchkämpfte;
Und nun schlief er so ruhig und alle sein Leiden
vergeßend.

Bernays bemerkt dazu: „Hier ist dem Original nichts genommen und nichts aufgedrängt; aber das Ganze erscheint doch in milderer weicherer Färbung. Homer bemitleidet seinen Helden nicht mit einem Ach! — er fährt, ohne den Satz zu unterbrechen, ruhig fort. Boß sagt: ‚Heimwärts tragend den Mann‘ — und drückt dadurch gleichsam die Sehnsucht aus, deren Zug uns, die mitfühlenden Hörer, ergreift, wenn wir den Dulder mit unserer Empfindung auf der Fahrt zur heimischen Küste begleiten. Homer sagt einfach: *ἀνδρα γέροννα*. Sollen wir nun den Uebersetzer wegen derartiger Abweichungen tadeln? Nein; er übernimmt hier die Rolle des glücklichen Vermittlers zwischen dem Original und unserer Empfindung. Er zeigt, wie er seinen Dichter gefühlt, damit auch wir ihn fühlen sollen.“ Moriz Carriere.

Zur Biographie Lessing's.

Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. v. Malsbahn und R. Vorberger. Zwei Bände. (Berlin, Theodor Hofmann.) Das obengenannte Werk, dessen erste Hefte bereits hier erwähnt wurden, liegt nunmehr vollständig vor. Wir begrüßen es mit Freuden, da eine so gediegene Monographie über Lessing, wie die von Danzel begonnene, nach dessen leider so frühem Tode von Guhrauer fortgesetzte, unmöglich im Bereich der Lessing-Literatur, in der sie eine Perle bildet, fehlen durfte, also wenn sie vergriffen war — was merkwürdigerweise erst fast dreißig Jahre nach ihrem Erscheinen eingetreten —, nothwendig so bald als möglich wieder aufgelegt werden mußte. Daß die beiden Gelehrten, welche als Herausgeber der neuen Auflage hier genannt sind und deren Namen bereits im Kreise der Lessing-Forscher einen guten Klang haben, dieser Mühe-waltung sich unterzogen haben, ist sehr dankenswerth. Ueber die Grundsätze, nach denen

sie bei ihrer Arbeit verfahren sind, haben sie in dem „Vorwort zur neuen Ausgabe“ sich ausgesprochen. Sie sind „bemüht gewesen, diese neue Ausgabe auf dem heutigen Standpunkte der Lessing-Forschung zu halten, ohne irgendwie die Pietät gegen die dahingeshiedenen Verfasser aus den Augen zu setzen.“ Sie haben daher „den Text mit möglichst schonender Hand behandelt“, auch da, wo nach ihrem Geschmack „die Gründlichkeit bisweilen allzu gründlich, die philosophische Speculation bisweilen allzu speculativ wird.“ Selbst größere Excurse, die sich in der ersten Auflage fanden, haben sie — bis auf einen über Shakespeare, Band 1, S. 447 der ersten Auflage — beibehalten. Dagegen haben sie die neueren Forschungen möglichst vollständig, soweit sie ihnen von Belang schienen, verwerthet. Außerdem haben sie, zur Erleichterung des Nachschlagens der Lessing'schen Werke selbst, zu den Seitenzahlen der Nachmann'schen Ausgabe überall die entsprechenden der späteren Malsbahn'schen und Hempel'schen hinzugefügt.

Eine Vermehrung hat diese zweite Auflage

erfahren durch die Beilage zum ersten Bande, enthaltend angebliche Recensionen Lessing's in der „Berlinischen privilegierten Zeitung vom Jahre 1749.“ Die Herausgeber haben — auf eine Notiz hin, worin ein in der genannten Zeitung kritischer Schriftsteller sagt, daß die Kritik über ihn von Lessing herrühren „solle“ — den ganzen Jahrgang 1749 dieser Zeitung sorgsam durchgesehen und eine Anzahl von Recensionen daraus, welche sie „gleichfalls als von Lessing verfaßt anerkennen, da sie die ganze Eigenthümlichkeit seines Stiles haben und mit seinen damaligen literarischen Beschäftigungen in genauer Beziehung und Verbindung stehen“, hier abdrucken lassen. Uns will „die ganze Eigenthümlichkeit des Lessing'schen Stiles“ in diesen Recensionen keineswegs so ausgeprägt erscheinen, daß wir sie darum ohne Weiteres als von Lessing herrührend anerkennen möchten. Bei einer haben die Herausgeber selbst angemerkt: „sie hielten sie nicht für lessingisch“, haben sie aber doch aufgenommen; bei einer anderen: „nichts deute auf Lessing's Urheberchaft hin.“ Aber wozu dann sie aufnehmen? Selbst die „Abfertigungen Gottsched's“, obgleich man bei ihnen natürlich am ersten an Lessing denkt, sind doch nicht so spezifisch lessingisch, daß sie nicht auch von einem Anderen herrühren könnten. Der Spott über Gottsched's anmaßliches und unpoetisches Wesen war damals schon in weiten Kreisen verbreitet.

Ferner sind angehängt ein paar Recensionen aus den „Kritischen Nachrichten aus dem Bereiche der Gelehrsamkeit“ vom Jahre 1751, welche B. A. Wagner in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 29 von 1879 als lessingisch bezeichnet hat, und Lessing's Vorrede zu der (nach einem Artikel von Wagner in der Sonntagsbeilage zu Nr. 26 der Vossischen Zeitung von 1879) von ihm gefertigten Uebersetzung von Voltaire's kleineren historischen Schriften.

Was nun im Allgemeinen die Bearbeitung des Danzel-Guhrauer'schen Werkes durch die Herren Herausgeber betrifft, so muß man die Pietät ehren, womit dieselben den Text des Werkes unverfehrt zu erhalten gesucht haben. Ob nicht trotz dieser Pietät, ja gerade aus einer solchen, manche Längen etwas gekürzt, besonders manche Excurse (z. B. der im ersten Band, S. 476 bis 492) etwas hätten ins Engere zusammengezogen werden können, und zwar zum Vortheil des Ganzen, dieser Zweifel scheint uns nicht unberechtigt. Sollte nicht gerade eine gewisse Breite und Schwerfälligkeit des Danzel-Guhrauer'schen Werkes, welche dessen Studium mindestens Ungeübteren beschwerlich machte, den ganz außerordentlichen Verdiensten, namentlich Danzel's, um Ermittlung und Feststellung des Thatsächlichen einigermaßen Abbruch gethan haben und mit daran schuld

sein, daß erst nach so langer Zeit eine neue Auflage davon nothwendig geworden ist? Und hätte es daher nicht im Interesse des Werkes selbst gelegen, diesem Uebelstande, soweit möglich, in etwas abzuheben? Freilich, das geben wir zu, es wäre ein schwieriges, namentlich aber ein sehr verantwortliches Beginnen gewesen.

Wenn wir so nach der einen Seite wünschen möchten, die Herausgeber hätten ihren Stoff etwas zusammenziehen können (ohne daß wir jedoch das Gewicht der Gründe unterschätzen, die sie davon abgehalten haben), so hätten wir nach einer anderen Seite hin eine Erweiterung der neuen Auflage nicht ungern gesehen, nämlich in Bezug auf die Zusätze der Herausgeber selbst. Dieselben haben ihre Zusage, „die neueren Forschungen möglichst vollständig zu verwerthen“, in einer Richtung — der philologischen — wohl erfüllt; was zur Feststellung oder Erläuterung biographischer, bibliographischer, exegetischer und sonstiger Notizen zu Lessing's Leben und Werken durch die neuere Lessing-Kritik zu Tage gefördert worden, findet sich in peinlicher Vollständigkeit angeführt. Allein zu den „Forschungen“ über einen Schriftsteller gehören unseres Erachtens ebensowohl auch die ästhetisch-kritischen, literar- und kulturhistorischen, philosophischen u. a. Erörterungen über den Inhalt seiner Werke und über die darin sich ausprägende Gesinnungs-, Geistes- und Gemüthsrichtung. Und nach dieser Seite hin vermissen wir allerdings eine gleiche Berücksichtigung der seit dem Erscheinen des Danzel-Guhrauer'schen Werkes (1850 bis 1854) zu Tage getretenen, sehr umfangreichen Literatur über Lessing. Wir wollen nur Einiges anführen, wo uns diese Lücke besonders aufgefallen ist. Bei „Minna von Barnhelm“ wäre wohl theils in Bezug auf Einzelnes, z. B. das Musterbild des Tellheim (ob, wie Danzel meint, ein Major v. Biberstein oder, wie neuerdings mehrfach angenommen wird, Lessing's vertrauter Freund, der Major v. Kleist), theils in Bezug auf die ganze Grundlage des Dramas, besonders auf dessen „politische“ oder „nationale“ Bedeutung (worüber, nach Ausdeutungen des Goethe'schen Ausspruchs über den „spezifisch norddeutschen Gehalt“ der Minna und ihre Zurückführung auf den siebenjährigen Krieg, so verschiedenartige Ansichten sich geltend gemacht haben), auf diese verschiedenen Auslegungen (z. B. bei Löbell, Julian Schmidt u.) und überhaupt auf die nach Danzel'sche Literatur einige Rücksicht zu nehmen gewesen. So aber finden wir lediglich eine einzige solche Ausführung, nämlich die eines Aufsatzes von R. Bogner: „Die politische Bedeutung von Lessing's Minna von Barnhelm“, noch dazu ohne jegliche Andeutung von dem Inhalt dieses Aufsatzes. Bei „Emilia Galotti“ war, scheint uns,

nach Danzel's eigener Anleitung, etwas näher auf die, wie schon vor, so auch nach Danzel vielbehandelte (ganz neuerlichst wieder lebhaft aufgegriffene) Frage über das eigentliche Verhältniß Emilia's zum Prinzen einzugehen. Allein nichts dergleichen findet sich.

Von dieser bis zum völligen Verschweigen getriebenen Kargheit in Verwerthung der neueren Forschungen und Auffassungen betreffs Lessing'scher Werke sticht es dann sonderbar ab, wenn dem „Nathan“ ein eigenes Capitel im Texte selbst (Zweiter Band, S. 470 bis 480) gewidmet ist, worin die ganze neuere Literatur über dieses Drama sammt den darin ventilirten Fragen ausführlichst besprochen wird. Das Verhältniß des Nathan zur „Erziehung des Menschengeschlechts“ betreffend, hätte wiederum Manches aus der neueren theologischen Literatur (z. B. Gelzer's „Protestantische Monatsblätter von 1853“; Stirn's „Apologie des Christenthums“ etc.) erwähnt werden können. Auch bei der so wichtigen Seite der philosophisch-theologischen Thätigkeit Lessing's, seiner Stellung zum Spinozismus, ist die Bezugnahme auf die einschlagende Literatur ziemlich dürftig. Abgesehen davon, daß dem Leser wenig damit gedient ist, wenn ihm bloß der Titel der Schrift: „Lessing's Stellung zur Philosophie des Spinoza“ (von Rehorn) oder gar einer Schrift mit so ganz allgemeinem Titel wie die „Lessing-Studien“ von Hebler genannt wird, ohne ihm wenigstens mit zwei Worten einen Wink zu geben, ob er darin Argumente für oder gegen Lessing's Spinozismus, oder was sonst, finde, — abgesehen davon, war hier jedenfalls auch auf Schwarz, Ritter, Pfleiderer u. s. w.

zu verweisen, betreffs der religiösen Grundanschauung und Stimmung Lessing's überhaupt (wie solche von Guhrauer aufgefaßt wird) auf Dörner, Gelzer, Diltgen u. A.

Als ein Uebersehen bei der Berücksichtigung philologisch-kritischer Schriften, die auf Lessing Bezug haben, darf es wohl bezeichnet werden, daß die Herausgeber bei der Stelle (erster Band, S. 467), wo Danzel jede Zurückführung der Miß Sarah Sampson auf eine Anregung seitens Diderot's sehr apodiktisch als einen „großen literarischen Irrthum“ zurückweist, nicht mindestens Notiz genommen haben von der Stelle in „Diderot's Leben und Werke“ von Rosenkranz (erster Band, S. 268), wo Rosenkranz auf ein seiner Meinung nach schon 1749 verfaßtes „triste drame“ (!) von Diderot hinweist, nämlich „L'humanité ou le tableau de l'indigence“. Eine Berücksichtigung, wenn auch nur in der Form der Zurückweisung dieser Rosenkranz'schen Stelle war schon dadurch nahegelegt, daß Rosenkranz daselbst sagt: „Es ist mir unbegreiflich, weshalb Niemand von diesem Drama, das Lessing in der Dramaturgie mit Lob anführt, spricht; weshalb keiner der vielen Kritiker, die sich mit der Theorie des bürgerlichen Dramas beschäftigen haben, z. B. Danzel und Guhrauer in ihrem gelehrten Werk über Lessing, es auch nur im Vorübergehen wenigstens als Curiosität erwähnen.“

Wegen der Schulcensuren Lessing's wäre wohl besser, als auf eine Nummer der Gartenlaube, die nicht immer leicht zu haben sein wird, auf Kreyssig's „Afraner-Album“ zu verweisen gewesen, wo dieselben in der Ursprache mitgetheilt sind.

Karl Biedermann.

Literarische Notizen.

Das Bedürfnis geistreicher Lebensbetrachtung ruft mancherlei literarische Erscheinungen hervor, so zunächst zwei Schriften über die Frauen: **Das Weib**. Philosophische Briefe von E. Du Mont. Zweite Aufl. (Leipzig, F. A. Brockhaus) und: **Ehret die Frauen**. Von F. S. Warneck. (Mitau, E. Behre.) Zwei Schriften, welche beide den Emancipationsgelüsten gegenüber die Grenzen der weiblichen Natur festzustellen suchen. Du Mont thut dies mit vielem Geiste. Er gehört zu jener Schule Schopenhauer's (wie Bahnsen), welche die geniale Vertiefung des großen Philosophen in die Erfahrung des Lebens mit Selbständigkeit weiter verfolgen. — Ein anderes geistreiches Buch dieser Art ist: **Moderne Zustände**. Von Alexander Jung. (Moskau, W. Werther's Verlag.) Alexander Jung ist inmitten der gegenwärtigen Literatur eine höchst sympathische Erscheinung.

Ein Mann, in welchem der Zusammenhang mit der großen Zeit der deutschen Literatur noch lebendig ist, welcher noch Schelling und Tieck gesehen, und nicht nur gesehen, sondern mit lebendigem Gefühl für das Große und Ideale aufgefaßt hat. Doch zeigt sein letzter Aufsatz, daß er auch denjenigen Fortschritt anzuerkennen weiß, welchen die außerordentliche Erweiterung des Gedankenkreises den heutigen Schriftstellern gewährt. Es ist insbesondere Carlyle, den er als Philosophen der Geschichte Allen voranstellt.

* * *

Aus dem Gebiet der neueren Literatur erwähnen wir zunächst eine neue Sammlung einzelner Musterstücke: **Deutsche Dichter und Denker**. Geschichte der deutschen Literatur mit Probenammlung von Friedr. Schwald.

(Altenburg, D. Bonde.) Die erste uns vorliegende Lieferung enthält eine lesbare Literaturgeschichte, deren eigentlicher Zweck indeß nicht recht einleuchtet. — Von der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Sammlung deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, welche Karl Gödke und Julius Tittmann herausgeben, ist ein fünfzehnter Band erschienen, der einzelne Dichtungen von Fischart enthält. Die berühmteste unter ihnen ist das „Glückhafte Schiff von Zürich“, welches man auch heute noch mit großem Vergnügen lesen wird. — Eine andere sehr liebenswürdige Sammlung einzelner Gedanken, zumeist aus der mittelalterlichen Literatur unseres Volkes, ist: *Aus alter Zeit*. Von Jean Bernard. (Leipzig, Ed. Wartig.) — Muster geistvoller Einzelbilder des französischen Lebens stellt geschickt zusammen J. Baumgarten: *La France qui rit*. (Kassel, Th. Kay.) — Eine biographisch-kritische Skizze über einen hervorragenden slavischen Schriftsteller der Gegenwart giebt S. v. Bohdanowicz: *J. I. von Kraszewski in seinem Wirken und seinen Werken*. (Leipzig, Commissionsverlag von Wilh. Friedrich.)

Von den Zusendungen auf dem Gebiet der Gesundheitslehre und verwandter Gegenstände sprechen wir nicht gern, da ein guter Arzt besser ist als ein ganzer Ballen medicinischer Schriften für Gebildete. Inzwischen hier und da greift wohl das Publikum nach solchen, und so seien hervorgehoben: P. Niemeyer, *Ärztliche Sprechstunden* (Jena, H. Costenoble); F. Crismann, *Gesundheitslehre*. Zweite Auflage (München, M. Rieger); W. Brügemann, *Die Inhalationstherapie*. Dritte Auflage (Köln, E. H. Mayer). — Einen freieren Gang nimmt: J. H. Franke, *Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben*. (Berlin, E. Wortmann.) — Blumenfreunde werden eine einfache und gründliche Anweisung finden in: Leopold Dippel, *Die Blatt-*

pflanzen und deren Cultur im Zimmer. Mit vierunddreißig Holzschnitten (Weimar, B. F. Voigt). Classische Darlegungen über die Bedeutung des Waldes enthält: R. Roth, *Ueber Wald und Waldbenutzung*. (München, Lindauer'sche Buchhandlung.)

Eine neue Auflage von: Alexander Elbinger, *Handbuch der Oelmalerei* (Halle, Otto Hendel) ist erschienen. Die in diesem Handbuch enthaltene Anweisung macht gar keine Vorkenntnisse nothwendig, sondern entwickelt sich vom Elementarsten aus in ganz klarer, mitunter sogar etwas zu breiter Darstellung. Sie leitet zu keiner besonderen Manier, sondern beschränkt sich auf die Vorchriften, welche alle Schulen mit einander theilen. In das Detail geht sie in Bezug auf die Behandlung von Porträt und von Landschaft, als den beiden Gebieten, auf denen die Arbeit von Dilettanten am häufigsten vorkommt. Ueber keinen Punkt, auf welchen ein solcher Dilettant bei seinen selbständigen Versuchen stößt, wird diese Schrift ihn ohne Antwort und Rathschlag lassen, und diese Rathschläge sind durchaus von besonnener und allseitiger Erfahrung dictirt, nicht von einseitigen Neigungen.

Der gute Ton in allen Lebenslagen. Von Franz Ebhardt. Vierte neu durchgesehene und ergänzte Auflage. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. (Berlin, Verlag von Franz Ebhardt.) Das Buch ist ein moderner Knigge. Wir glauben voraussetzen zu können, daß es einen ähnlichen Erfolg wie die bekannte Schrift über den Umgang mit Menschen haben wird. Es sind nicht trockene Lebensregeln, die hier dargeboten werden, sondern anschauliche Bilder, durch welche sich eine gesunde Auffassung des Lebens hindurchzieht. So ist es begreiflich, daß es seit 1877, wo es zuerst erschien, schon vier Auflagen hinter sich hat.

